v. 295/1

[Orell]

vic. Wolf.

[Johann Heinrich v. Orell]

# Fragmente
wichtiger
# Schweizerszenen
von dem alten
## Zürcherkrieg
an
bis itzt,
in Verbindung
mit
## Moral.

Zug,
gedruckt bey Johann Michael Aloys Blunschi,
1791.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Vorrede.

Mit Dank erkenne ich das gütige Zutrauen so vieler meiner Mitbürger und Miteidsgenossen, deren Namen am Ende des Werks bekannt gemacht werden, welche durch ihre Subskription die Möglichkeit der Ausführung meines Werks beförderten. Ich achte es daher für meine Schuldigkeit dem Publikum, ehe ich zu dem Werk selbst schreite, eine genaue Rechenschaft von meinem Plan, meinem Endzweck, und meinen Hilfsmitteln, die ich gebrauchte, abzulegen.

Man erwarte nicht eine diplomatische Geschichte, dazu sind ja so viele fürtrefliche historische Schriftsteller, ein Bullinger,

Khan, Lauffer, Tscharner, Schinz, Füeßlin, Meister, Müller, u. a. m. deren Werth ich zu hoch schätze, als daß ich ihre Werke mißbrauchen wollte; auch wird man hie und da bemerken, daß ich den Leser auf die Quelle selbst führe, z. E. in der Geschichte des Zürcherkriegs, auf den Tscharner, auch in Archiven verwahrten Urkunden, in seinen Folgen auf Bullinger, in den Burgunderkriegen, auf Schilling, Füeßlin, u. s. f. Ich bediente mich zwar verschiedener guter Schriftsteller zu meinem Endzweck; da aber meine Geschichte nur eine Sammlung von Vorlesungen ist, welche ich einigen Jünglingen von 17—19 Jahren hielt, und meine Hauptabsicht dabey war, die Moral damit zu verbinden; so wählte ich mir nur einzelne wichtige Szenen meiner vaterländischen Geschichte, als Bruchstücke, um darinn einen Stoff zu finden, den edeln großen Geist unserer Voreltern zu zeigen, und dadurch Vaterlandsliebe in die Herzen unserer Jünglinge zu pflanzen: denn was bildet bessere Bürger,

als wahre Vaterlandsliebe? Was könnte erwünschter seyn, als den Geist der alten neu zu beleben, und dafür zu sorgen, daß dieser nie in unsern Herzen erlösche.

Damit die Aufmerksamkeit meiner zuhörenden Jünglinge nie ganz ermüde; so trachtete ich meinen Unterricht abwechselnd zu machen, und mischte daher Gegenstände darunter, die uns nicht von unserm Plan abführten, und hingegen den Jünglingen einen desto deutlichern Begriff von dem Fortschritt der Aufklärung, und den wichtigen Erfindungen dazumaliger Zeiten beybringen konnten; als z. E. eine kurze Geschichte von der Erfindung des Pulvers und der Geschosse, der Entstehung und Errichtung des Kammergerichts, der Erfindung der Buchdruckerey, der Entstehung der Concilien, und kurze Lebensbeschreibung berühmter Männer. Dieß that ich desto eher, weil ich hoffte dadurch bey jungen Leuten die Begierde rege zu machen, die für den Staatsmann, den Lehrer, den

Handwerksmann so unentbehrliche Wissenschaft, die Geschichte aus eigenem Triebe zu lernen.

Ich hoffe also, nachdem ich meinen Endzweck deutlich gezeigt, der Leser werde es mir verzeihen, wenn die Geschichte hie und da Unrichtigkeiten oder Lükken hat, wenn die Jugend nicht durch Diplomatik, die für dieses muntere Alter zu trocken wäre, ermüdet wurde. Auf gleiche Weise hätte ich unsre ganze Schweizer-Geschichte herausgegeben, aber 1) befürchtete ich, das Werk möchte zu weitläuftig werden; 2) wurde sie von Herrn Müller fürtreflich ausgearbeitet, so daß ich es nicht hätte wagen dürfen, gerade nach seiner Geschichte, meine ungeübte Feder auf die Probe zu stellen.

Ich füge indessen noch eine kurze Tabelle bey, nach welchem Plan und in welcher Ordnung ich die vorhergehende Geschichte behandelte.

## Vor Christi Geburt, und vor der Herrschaft der Römer.

1) Ursprung der Helvetier, ihre dazumalige Verfassung und ihr Gottesdienst nebst Erklärung derselben, ihre Verbindung mit verschiedenen Völkern: als Galliern, Cimbern, und Teutonen, und wie sie durch Marium geschlagen worden; 102 J. v. Chr. G.

2) Orgetorix, der die Helvetier beredete in Gallien zu ziehen, und dessen Folgen, wodurch sie unter die Bothmäßigkeit der Römer kamen; nachdem sie von Julius Cäsar bey der Saone geschlagen worden: Anstalten, die Cäsar in der Schweiz getroffen hatte; 62 J. v. Chr. G.

3) Eintheilung der Schweiz in zwo Provinzen, und vier Gäue. Erklärung desselben.

4) Zustand unter verschiedenen Kaisern.

5) Vereinigung der Helvetier mit den Burgundern und Allemanier, insonderheit auch der Tiguriner mit den letztern; 450, N. Chr. G.

6) Einfall des Königs Attilla, im Jahr 450.

7) Ludwig der Erste. Chlodowig besiegt die Allemannen, und durch diese kömmt Ost-Helvetien unter fränkische Regierung. Beschreibung der Schlacht, des Siegs bey Zülpich; der Entstehung der Lehren; der Ausbreitung christlicher Religion.

8) Zustand unter fränkischen Königen. Kurze Geschichte einiger die sich nach dem Verhältniß jener dunkeln Zeiten in ihrer Regierung auszeichneten, und Liste

der Majorum Domus, welche endlich die Krone auf ihre eigene Nachkommen brachten, oder sich selbst zum König aufwarfen; als Pipinus Heristallins, Pipinus Brevis, de 496—750. Ersterer behielt den Namen Major Domus, verschafte aber seinem Sohn Karl Martel die Königswürde, hingegen der Sohn Karl Martels, Pipin der Kurze wird 752 von Pabst Bonifacio selbst gesalbet, und gekrönet. Dieser ist der Stifter des karolingischen Stammes.

9) Söhne Pipins, Karl mit den Zunamen der Große, und Karlmann, Tod des letztern, und ausgezeichnete Charakterzüge und Regierungsanstalten des erstern, Karl als Kriegsheld und Besieger fremder Nazionen, als Landwirth, als Beförderer des Handels, und der Wissenschaften, als Stifter unserer Schulen, ungefähr 800.

10) Ludwig der Fromme, 814. Folgen seiner unthätigen Regierung.

11) Friede zu Verdun, Theilung des väterlichen Reichs von Ludwigs Söhnen, 842. Erklärung der Theilung, wem Ost- und wem West-Helvetien zufiel.

12) Verschiedene Veränderungen welche mit beyden Theilen Helvetiens vorgegangen, da Ost-Helvetien durch Herzoge, West-Helvetien durch Könige regiert worden.

13) Entstehung des Burgrechts, unter Heinrich dem Ersten. (Auceps) Ursprung verschiedener Gesetze.

14) Ursprung des Einsiedlerlebens, und der Klöster, der verschiedenen Orden, und der Würden der Geistlichkeit, ihre Berufspflichten, von Konstantin dem Großen, und Chlodováus dem Ersten an.

15) Entstehung der Kreuzzüge, und ihre Folgen; Einfluß derselben auf unser Vaterland. Ursprung der Minnesinger, Versetzung fremder Produkte in unser Vaterland vom Jahr 1090.

16) Entstehung der verschiedenen Reichsvogteyen in der Schweiz, Gewalt des Reichsvogts, der Geistlichkeit, der Räthe in Zürich.

17) Geschichte Arnolds von Brescia.

18) Erbauung verschiedener Städte in der Schweiz, z. E. Bern. Geschichte der Herzoge von Zähringen, vom 12ten Jahrhundert bis zum 13ten 1218.

19) Belagerung von Zürich durch Kaiser Albrecht 1291.

20) Druck österreichischer Vögte in den Waldstädten. Geschichte Geßlers und Landenbergs, 1304—7, Verschwörung der drey Männer.

21) Regierung der Vögte; Zerstörung ihrer Schlösser, 1308.

22) Ermordung Albrechts, 1308.

23) Erster österreichischer Krieg, Ursachen davon. Schlacht am Morgarten, Folgen davon, 1315. Luzern in den Bund, Mordnacht daselbst, 1332—38.

24) Belagerung von Solothurn, Ausgang davon, 1333.

25) Regierungsveränderung in Zürich, 1336.

26) Laupmerkrieg, Ursachen, Fortgang, Folgen davon, 1338—1339.

27) Mordnacht zu Zürich, 1350. Schlacht bey Tatwyl, rc.

28) Zürich und Glarus treten in den Bund, 1351—1352. Bern und Zug, 1353.

29) Bieler- und Kyburgerkriege, 1367—1382. Pfaffenbrief, sein Innhalt, 1370.

30) Sempacherkrieg, Ursache, Folgen davon. Schlacht bey Sempach. Mordnacht in Wesen. Schlacht bey Näfels, 1385—89. Sempacher Brief, der Frieden mit Oesterreich; Bürgermeister Schön.

31) Appenzeller Krieg, Ursache, Fortgang, Folgen davon 1403—1412.

32) Einzelne Begebenheiten bis zu dem alten Zürcherkrieg, 1436.

33) Entstehung verschiedener gemeinnützіger Dinge; als des Hanseebundes, der Banque, des Wechsels, der Münzen, und Münzrechte an einigen Orten, als z. E. in Zürich unter den Töchtern Ludwig des deutschen Hildegard und Bertha.

Diese Tabelle hat auch noch viele Lücken, die der scharfe Leser ahnden könnte; alle Begebenheiten, jeden sich auszeichnenden Karakter beschrieb ich meinen lieben Knaben, so wie uns die Denkmäler der Geschichte Mittel dazu an die Hand geben, und merkte hingegen in dieser Tabelle nur die Hauptbegebenheiten an, damit man, daraus ungefähr die Art erklären könne, nach welcher ich einen vollständigen Unterricht der vaterländischen Geschichte ertheilte. Bey dem Zürcherkrieg fängt der wichtige Zeitpunkt an, in welchem unsere

Zeiten immer heiterer, immer reicher an edeln Charaktern und wichtigen Veränderungen werden, welche unsern ganzen helvetischen Körper nach und nach in denjenigen Zustand versetzen, in welchem er sich gegenwärtig befindet, und zu demjenigen Grad der Kultur erhoben hatten, in welchem wir ihn nun kennen. Schon der Zürcherkrieg ist reich an solchen Begebenheiten, schon da finden wir viele andere, welche zu der wichtigen Epoche der Glaubensveränderung beytrugen.

# Ueber Zürich
## de 1436 — 1446.

Unsre Geschichte führte uns bis dahin in die Mitte des 15ten Jahrhunderts, und nähert sich immer mehr den wichtigsten Auftritten zu dem alten Züricher Krieg; sie war bis dahin durch die Dunkelheit damaliger Zeiten sehr kurz und gedrängt, und wird erst mit Erfindung der Buchdruckerkunst und Ausbreitung der Religion noch anziehender und unterhaltender werden; doch sahen wir verschiedene Gegenstände, welche für Zürich eine wahre Epoche machten, und es nach und nach zu dem angesehenen Volke heutiger Zeiten bildeten. Wir sahen Zürich unter den Römern, Allemannen, teutschen Kaisern, und allemannischen Herzogen, und als freye Eidsgenossen; zuerst unter dem strengsten Joch der Sklaverey, und des Aberglaubens, und in der größten Unwissenheit. Diesen Druck sahen wir auf den höchsten Grad steigen, und endlich die Unterthanen ihr Joch der Knechtschaft abschütteln, und dadurch den Weg zur Freyheit bahnen, der die Aufklärung, und mit ihr mildere Sitten beförderte.

Die Hauptepochen, die wir von Julio Cäsare an bis auf den sogenannten alten Züricher Krieg durchgegangen haben, sind:

a) Die römische Bothmäßigkeit; aber diese brachte auch römische Künste und Gebräuche in un-

ser Land, und das äußerst wilde helvetische Volk war gemilderter. Die zwar abergläubische, aber doch mit einigen Kenntnissen von Dichtkunst, Arznei und Sternkunde verbundene Lehre der Druiden bezähmte ein wenig die wilden Gemüther, und machte sie einiger Ordnungen und Unterwürfigkeit fähig; bis endlich die christliche Religion die Milderung der Sitten noch zu einer höhern Vollkommenheit brachte.

b) Die allemannische Bothmäßigkeit, nachdem die Tiguriner etwa 300 Jahre unter den Urnern gestanden waren.

c) Die Fränkische, worunter die Tiguriner ganz Sklaven werden, da der fränkische König Chlodowig die Allemannen 496 bey Zülpich geschlagen, und die christliche Religion angenommen; da er das Gelübde that, er wolle sie annehmen, wann er den Sieg erhalte. Ungeachtet dieses harten Druckes der Sklaverey, wurden doch nach und nach durch verschiedene gute Fürsten Gesetze und Sitten eingeführt, die aber in Vergleichung heutiger Zeiten rohe sind.

Es entstanden schon unter Chlodovæo die Lehen, Vasallen, und Unter-Vasallen; diese Edelleute waren Unterdrücker und Räuber, daher mußte der Feldbau darunter leiden, weil die Leibeigenen gedrückt waren, und die Freyherren untereinander in beständigen Fehden lebten, kein eigentlicher Wohlstand konnte herrschen.

Die für unsere Stadt so wichtige Veränderung unter Bürgermeister Braun, die Entsetzung tyran-

nischer Räthe, die Errichtung des geschwornen Briefs, half Zürich nach und nach zu seiner Freyheit; und 1352 trennt sich Zürich durch Beytritt in den Eidgnößischen Bund vom römischen Reiche, und es erscheint nun unter der Gestalt eines eigenen und freyen Staates.

Seitdem die christliche Religion in unserm Lande eingeführt war, erlitte sie auch bey uns viele Veränderung, und das Klosterleben, die Kreuzzüge, hatten auch auf unser Land einen wichtigen Einfluß — Es entstanden Klöster, deren erste Stiftung theils eine Folge eines guten religiosen Eifers, theils der beständigen Fehden war, deren die großen Herren endlich müde geworden, und sich daher in wilde Gegenden begaben, Wohnungen erbauten, um in der Einsamkeit leben zu können, unter einem Dach in eine Gesellschaft traten, und ihre Zeit allein dem Gottesdienste und guten Handlungen wiedmeten.

Die Kreuzzüge brachten wichtige Veränderungen hervor. Viele Güter fielen durch Todesfälle und Vermächtnisse in fremde Hände, und die Klöster wurden dadurch bereichert; leztere waren die einigen Behälter für die Schriften; die einigen Hilfsmittel, unser Land, und besonders die Ufer unsers Züricher Sees, die vorher nur Sümpfe und Waldungen gewesen, urbar zu machen, anzubauen, und zu bevölkern.

Diese Unordnungen des 12ten und 13ten Jahrhunderts waren nicht allein für unser Vaterland, sondern auch für ganz Europa eine Gährung; doch sehen wir, daß auch diese für uns, und für einen

großen Theil von Europa, heilsame Folgen hatten; neue Produkte, z. E. Seidenbau, Baumfrüchte, und gute Arten von Weinreben, Schätze der Gelehrsamkeit, und der Wissenschaften, wurden in unsere Lande gebracht, und die Dichtkunst fieng an aufzuleben; neue schöne Gegenstände der Bewunderung entflammten die Gemüther und die Einbildungskraft; es entstanden die Minnesinger, der erste Dichter unser Vaterlandes war Hadloub. Die Leibeigenschaft nahm ab, und durch die sich nach und nach ausbreitende Freyheit rottete sich allmählig die in den Gemüthern eingewurzelte Barbarey aus; unsere Stadt ward bevölkert, die Bürgerschaft durch erlangte Vortheile verstärkt. Die Handelschaft faßte stärkere Wurzeln, und breitete sich auch in unserm Lande aus. Die Reichthümer der Geistlichkeit, und insonderheit des Pabstes, dem alle christlichen Nationen Tribute bezahlen mußten, brachte sie auf den Gedanken, sich der Wechsel zu bedienen, um Gelder an fremden Orten zu beziehen und auszuzahlen, indem man in einer Stadt Geld hinterlegt, und eine Note (Wechsel-Note) dafür erhält, um dessen Betrag an einem andern Orte wieder zu beziehen. Diese Erfindung geschah durch einen Pabst Innozenz den 4ten (1246) zum Vortheil der päbstlichen Kammer, die aus allen Europäischen Landen Einkünfte zu beziehen hatte, und unser Zürich lernte es von ihr, sie war für diese Kammer sehr vortheilhaft, ist es aber auch für alle Handelsleute. Durch den Beytritt in den Hansee-Bund kam unsere Vaterstadt in Verbindung mit allen berühmten Handelsstädten aus

Teutschland und Holland, indem dieser sie gegen die Eingriffe ihrer Landesherren schützte, und die Waaren auf den Straßen sicherte.

Freylich litt auch bey uns schon in den frühen Zeiten, die wir durchgegangen haben, der Handel vielen Widerstand; der Seidenhandel ward bey uns eingeführt, und verlohr sich wieder, als die Geistlichen aus unserm Lande verbannt worden, da sie nicht an die Unterhaltung der Festungswerke zahlen wollten.

Bis zu den Zeiten Waldmanns, und dem Zeitpunkte der Reformation, war unsere Stadt schon für die Aufklärung damaliger Zeiten mit gelehrten Männern versehen. Arnold von Brescia, der heitere Religionsbegriffe, und Gefühl für eine edle Schreibart ausbreitete, und Malleolus, der sich auf Kirchenversammlungen auszeichnete, und einen Funken zum Reformationslicht hergab, der ein heftiger Eiferer gegen die verdorbenen Sitten der Geistlichen und die einschleichende Hierarchie war. (siehe sein Leben)

Alle Fortschritte zur Aufklärung, zur Freyheit, und bessern Sitten, sind unendlich langsam, indem sich unzähliche Hinternisse in den Weg legen, die schwer zu besteigen sind.

Eben so gieng es mit dem Kampf gegen Aberglauben und der Unwissenheit dazumaliger Zeiten, wenige sahen ihre Ursachen ein, und die Uebel, welche die Kirche drückten; wenige durften diese Verderbnisse öffentlich ahnden; doch wurde es diesen erhitzten Gemüthern in dieser Zeit leichter, da Könige und Kaiser der päbstlichen Herrschaft müde waren. Ein

so muthiges und seltener Geist war auch unser Chorherr Hämmerlin; er war den Kirchenversammlungen geneigt, um dadurch das Haupt der Kirche und ihre Glieder zu bessern. Dieses bereitete nach und nach zu dem wichtigen Reformationspunkte, den wir bald weitläuftiger durchgehen werden.

Unter weltlichen Gelehrten jenes Zeitpunkts und unsers Vaterlandes kennen wir nur den Hadloub als Dichter; den Chorherr Konrad Murr, welcher Fabeln verfertigte; und später einen Müller als Geschichtschreiber. So verbreitet sich nach und nach das Licht der Freyheit, der Aufklärung und gemilderter Sitten.

Zürich erweiterte sein Land und sein unmittelbares und mittelbares Regierungsrecht nach und nach in den frühern und spätern Zeiten durch Käufe und Verpfändungen, z. E. Thallweil, Höngg, später aber Winterthur und Eglisau; oder durch Krieg und Eroberungen, z. E. das Thurgäu, die Grafschaft Baden, die Freyen-Aemter, und die italiänischen Vogteyen, wo es einen mittelbaren Antheil an der Regierung erhielt, aber sich auch von dem an, daß es in den Bund kam, dadurch auszeichnete, weil es in allen Versammlungen gemeiner Eidgenossen den Vorsitz hatte, wie wir es bald sehen werden.

Bis zu dieser Zeit waren Tapferkeit, und eine ausgezeichnete Vaterlandsliebe, die aber durch den harten Druck geistlicher und weltlicher Regierung, und die daher entstehende Begierde nach unabhängiger Freyheit entstanden, ausgezeichnete Tugenden

unsrer Landesleute; durch diese, durch Thätigkeit, durch Eroberungen, durch Bündnisse mit auswärtigen Mächten, stieg ihr Ansehen immer höher, und bis auf unsere Tage zeigten sie doch aus allen ihren Handlungen, daß durch vorzügliche Eigenschaften von Selbsterhaltung, von Menschenliebe, dieses edle Gefühl von dem Werth der Freyheit sie beseele, und sie bewiesen es immer in allen ihren Handlungen.

Vaterlandsliebe, Treue gegen unsere Oberherren, ein gemeinnütziger Trieb das Gute zu bewirken, müssen auch uns beseelen, uns immer mehr zur Tugend führen. Die Bahn des Lebens ist Vervollkommnung, zu dieser steigen wir nur durch neue Kenntnisse, durch edle Thaten gegen unsere Mitmenschen, durch uneigennützige Liebe, und eine zwekmäßige Thätigkeit hinan; vergleichen wir diese ältern Zeiten mit den neueren, thätigeren und aufgeklärteren, mit dem glücklichen Zeitpunkte in welchem wir nun leben, so finden wir, daß uns das heutige Jahrhundert, in welchem alle Wissenschaften und Künste einen solchen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, der Weg zur Vervollkommnung doppelt erleichtert ist, und die es destomehr zu verantworten haben, welche Gelegenheit dazu hätten, und diese Vortheile nicht benutzen. Was war die Beschäftigung jener Zeiten? Krieg, beständige Fehden, Jagd und Fischerey. Sie kannten nicht die Natur, und die Schönheit und Eigenschaft ihrer vielfachen Schätze; genossen nicht des Umgangs gelehrter Männer, und hatten keine gedruckten Bücher; der weise Schatz der Gelehrsamkeit der Griechen und Römer war wohl in

Gewölbern aufbewahrt, aber den meisten verborgen. Aber heut zu Tage sehen wir viele große Männer, die Natur und Geschichte mit dem durchdringensten Tiefsinn ausstudirt; Ihr kennet den Linnäus, Haller, Hüme, Robertson uud Müller, leset einst ihre Werke, da findet Ihr Nahrung zum Unterricht und Nachdenken, die euch genugsame Mittel an die Hand geben, diese wichtigsten Wissenschaften und Kenntnisse selbst zu besitzen und zu erlangen. Ich muntere Euch thätige Jünglinge immer mehr zur Thätigkeit auf, weil diese allein unser wahres und beständiges Glück ausmacht: Wir wollen den edlen Sinn unserer dazumaligen Vorfahren für Freyheit, für Menschenliebe, für Tapferkeit, und ihre einfache Lebensart verehren. Aber da wir noch mehrere Vortheile zur Erweiterung unsrer Kenntnisse aus Büchern und durch den Umgange erfahrner Männer genießen, uns aufmuntern lassen, diesen glücklichen Zeitpunkt der Aufklärung zu benutzen, um immer weiter in der Erkenntniß zu kommen, und jenen unglücklichen rohen und unwissenden Zeiten durch Aufklärung einen festen Damm entgegen zu setzen. Sehet jene finstern Tage der Unthätigkeit und Unwissenheit, da konnten auch keine Sitten seyn; Rohheit, Gewaltthätigkeit, Unwissenheit waren bey Hohen und Niedern allgemein, diese Eigenschaften zernichteten das Gefühl, das wir heut zu Tage genießen können; das Gefühl von Ordnung und einer gemeinnützigen zwekmäßigen Thätigkeit; das Gefühl von den heilsamen Folgen eines thätigen Lebens, das den Eifer darnach immer mehr belebt. Sie waren noch wilde Pflan-

zen, die das Herz des Menschen überwachsen, und keine mildern Pflanzen keimen lassen; diese schädlichen Unkräuter brachten wilde Neigungen, Gebräuche und rohe Gesetze hervor. In der Regierung der Staaten war keine Harmonie, die allein Ruhe verschaft; alles lebte in einer beständigen Ungebundenheit: wir sehen aus unsrer Geschichte, wie Wucher, Fehden und Faustrecht, wie Ehrgeiz und Herrschsucht der Großen das Volk druckte, und es reizte, sich von seiner Last zu befreyen; und der tief in die Herzen von Mangel an Kultur entstandene eingegrabene Aberglaube hinderte alle Besserung; dieser, und Mangel an Einsicht, unterhielt Unwissenheit, Ausgelassenheit und Unordnung. Gesegnet seyen unsere Zeiten, gesegnet die großen Männer, die durch Ueberlegung, Fleiß und Anstrengung mit ihrem Licht durchgebrochen, und sanfte Sitten, Ordnung und Thätigkeit zur Krone ihrer Bemühungen erhalten haben. Aber die beste Krone, der schönste Sieg des Menschenfreundes ist, seine Zeit zum Besten anderer, zu ihrer und seiner eigenen Vervollkommnung verwendet zu haben; schnell fließen unsere Tage hin, schnell eilen wir zum Ziel unsers Lebens, jeder wohl angewendete Tag führt uns um eine Stufe höher in der Welt, die wir vor uns sehen, jeder unnütz zugebrachte Tag entfernt uns: je mehr wir Gutes thun, desto froher, gewisser und ruhiger erwarten wir den Eingang in das künftige Leben.

Der alte Züricher Krieg ist der erste, aber einer der heftigsten und gefährlichsten einheimischen Kriege der Eidgenossen. Diesen durchgehe ich mit seinen Folgen ganz kurz, und nur nach dem Gesichtspunkte den ich vor mir habe, da der vortrefliche Geschichtschreiber Hr. Professor Müller, von Mainz, uns diese so richtig und wahr, so diplomatisch beschreibt, so wage ich mich nicht ins Feld neben dem Tacitus unserer Zeiten, sondern bleibe nur innert meinen Schranken, und verweise den Leser hingegen auf den zweyten Theil seines dritten Bandes.

Das Haus Toggenburg, von dem ältesten Adel, dessen Beherrscher vom 12ten Jahrhundert an Grafen waren; dessen Herrschaft gieng bis zu den Zeiten des letzten Graf Friedrichs des Sechsten, nicht weiter, als das heutige Toggenburg.

Friedrich war kein Freund des Hauses Oestreich, obgleich er ihm im Anfange des Appenzeller Krieges Hilfe leistete, wofür er aber die Grafschaft Sargans von Herzog Friedrich erhielt. Er suchte seine Herrschaft zu vermehren, und bewarb sich um das Bürgerrecht von Zürich, im Jahr 1400 erhielt er es, und 1415 ward es ihm für lebenslänglich gegeben, und 5 Jahr über seinen Tod. Eben um mächtiger zu werden, richtete er ein Landrecht mit Schwyz 1415, und 1419 einen Bund mit Glarus auf. Mit den Schwyzern war es anfänglich nur auf zehn Jahre gestellt; da sich aber in dieser Zeit die Appenzeller wider ihn zum Krieg rüsteten, bewarb er sich um ein neues für so lange, als das

Bürgerrecht mit Zürich; um sie zu bereden, vergabte er ihnen um ein Stuck Geld, das ihm geliehen worden, nach seinem Tode die Leute zu Token, und den Theil der March der ihm gehörte.

Diese Traktaten hätten neben einander bestehen können, wenn nicht Friedrich am Ende seines Lebens eine Eifersucht zwischen Zürich und Schwyz gestiftet hätte; er sah es ungern, daß Zürich 1419 auf viele Jahre ein Bürgerrecht mit dem Bischof und der Stadt Chur geschlossen, daß er einen Rechtshandel in Zürich verlohren, wo er auf Bürgermeister Stüßi Argwohn hatte, er habe es aus Rache gethan, weil einige junge Herren am Hofe des Grafen des Bürgermeisters Sohn verächtlich begegneten.

Dieses Zerwürfniß bewog den alten Graf Friedrich, sich die Schwyzer näher zu verbinden, er verwilligte, daß sie nach seinem Tode sich mit den Gemeinen Toggenburg und Utznach durch ein ewiges Landrecht vereinigen, da hingegen sein Bürger- und Landrecht mit Zürich und Schwyz nach seinem Tode aufhören sollte. Vorher fragten ihn die Züricher: Wer nach seinem Tode ihr Mitbürger seyn sollte? Der Graf gab ihnen zur Antwort: Die Gräfin von der Metsch: denn sie war seine Erbin.

1436 stirbt er; er ward zu Rüti begraben; seine Länder waren sich selbst überlassen; die nächsten Verwandten bestritten ihr das Erb. Zürich und Schwyz, welche hoften einen Theil seiner Staaten an sich zu reißen, geriethen in lange Feindschaft; und die Unterthanen hoften in diesem Zeitpunkte ihre eigenen Herren zu werden.

Die Grävin sucht Freunde zur Hilfe gegen ihre Verwandten die Herren von Raron, und trennt Zürich und Schwyz, weil sie Schwyz vergönstigte, ein Landrecht mit Toggenburg und Utznach zu schließen, den Zürichern, unter denen sie wohnte, aber das Schloß und die Stadt Utznach schenkte; aber die Leute zu Utznach wollten weder Zürich huldigen, noch der Grävin Unterthan seyn, bis der Erbstreit entschieden sey. Die Züricher folgten in allem dem Rathe ihres Bürgermeister Stüßis, der ohne Vorsicht und zu hitzig handelte. Die Eidgenossen hielten ihn für einen der vornehmsten Stifter dieses Streits, und der daraus entstandenen Kriege, weil sie nicht zweifelten, er habe sich durch den Zorn wider den verstorbenen Grafen zur Eifersucht gegen die Schwyzer verleiten lassen: er machte sich noch verdächtiger, theils durch sein stolzes Betragen gegen die Leute von Utznach, als sie die Huldigung ausschlugen, und durch seine Drohungen. Zürich und Schwyz suchen sich unter den verwirrten Toggenburgern einen Anhang zu machen; Zürich zog die Sarganser an sich, die sich mit ihnen verbürgert haben. Wesen, Schmerikon wollten lieber unter die Regierung von Zürich kommen, als Demokraten gehorchen. Die größte Schwierigkeit war, daß beyde Stände Ansprache auf die Landschaft Utznach machten, davon die Schwyzer rechtmäßige Beschützer, die Züricher rechtmäßige Herren zu seyn glaubten.

Als Zürich vernahm, daß Schwyz ein Landrecht mit Utznach errichtet, erkannten sie diesen Kanton bundsbrüchig; beyde Stände eilen zu den Waffen;

Zürich besetzet das Dorf Pfäffikon, Rüti, und die Gränzen bey Wald im Fischenthal; Schwyz die March, Lachen und Utznach.

Bern und andere Orte wollten diesen Krieg verwehren, schickten Bothen, bewirkten einen Waffenstillstand. Die Berner fanden wenig Gehör. Aber endlich war ein Tag zu Luzern angesezt, wo die Partheien sollten verhört, und von den Bothen der übrigen Kantonen entschieden werden; aber da vermehrte sich noch die Privat-Feindschaft zwischen Zürich, Schwyz und Glarus; Stüßi, Reding, Tschudi, waren die vornehmsten Gesandten, sie wurden hitzig, griffen sich selbst, ihre Obrigkeiten an Ehren an; dieses hinderte den Frieden. Mittlen sollten die Orte Bern, Luzern, Solothurn, Uri, Unterwalden, Zug; Schultheiß Hofmeister von Bern hatte den Vorsitz, sie urtheilten: Das Schloß und die Gerichte Utznach sollte die Grävin bis zu Austrag des Streits um das Erb besitzen, und solle es ihr nicht genommen werden. Das Landrecht der Schwyzer soll mit Toggenburg und Utznach bestehen, wie es der Grav verwilliget; die Glarner aber, die sich auf keine solche Bewilligung stützen konnten, sollen davon ausgeschlossen seyn, bis es ihnen rechtmäßige Erben gestatten.

Weil die Herzoge von Oestreich, nachdem sie das Gastel von der Frau von Toggenburg wieder an sich gelößt, denen von Schwyz und Glarus mit den Einwohnern ein Landrecht vergönnt, sollen sie es ungehindert vor den Züricheren genießen.

Weil Zürich, Utznach noch nicht in die Huldigung aufgenommen, als diese Landschaft von den

Schwyzern besezt war, sollen sie, die Züricher, keinen Ersatz des Schadens fordern können.

Die Züricher kamen bey diesem Spruch zu kurz; sie äußerten ihre Unzufriedenheit, alles kehrte sich wider sie, der Herzog von Oestreich, der Grav von Sargans, die Toggenburgischen Unterthanen, auch sogar die Grävin, da sie alle Ansprachen auf ihr Erb fahren ließ.

Die nächsten Erben des Graven vom Geblüte glaubten, seine mündliche Verordnung zu Gonsten einer Wittwe könne nicht weiter ausgedehnt werden, als nach dem Begriffe eines Leibgedinges, und die Vergabung der Grafschaft Uznach an die Stadt Zürich; sey eine Ueberschreitung ihrer Rechte, dafür die Grävin den Erben Rechnung halten müsse. Dieser Streit sollte einigen Schiedrichtern und einem Obmann überlassen werden, aber die verdrüßliche Grävin begab sich des Erbs.

Diese Erben errichten ein ewiges Landrecht mit den Kantonen Schwyz und Glarus.

Zürich wird immer mehr aufgebracht, besonders da ihm alle Wege zur Erweiterung seiner Macht im Toggenburg abgeschnitten worden; es suchte daher die Sarganser zu unterstützen, die gerne frey werden möchten, dem verstorbenen Grafen angehörten, und zuerst glaubten, am leichtesten dazu zugelangen, wenn sie auch nur einen Schatten gegen das Haus Oestreich beybehielten; da es aber der Herzog merkte, übergab er dem Graf Heinrich von Sargans die Pfandschaft über dieses Land. Der Her-

zog Friedrich behielt einen Theil dieser Pfandschaft zurück, mahnte die Züricher von dem Mitbürgerrecht seiner Unterthanen abzustehen, aber sie achteten dieß nicht. Im Gegentheil schickten sie ihnen Proviant, Waffen, und 100 Mann zur Hilfe. Der Herzog besezt die Schlösser Freudenberg und Nydberg, die in der Grafschaft Sargans gelegen; das Volk erwartete freudig einen Anlaß frey zu werden. Einige Ausfälle und Thätlichkeiten von Seite der östreichischen Besatzungen in diesen beyden Schlössern gaben den Sargansern Vorwand, ihre Bundsgenossen von Zürich und aus Bündten zu Hilfe zu rufen.

Die Züricher rüsten eine Anzahl Völker unter Anführung des Bürgermst. Stüßi. Dieser erhielt Paß von Schwyz und Glarus durch das Gaster, brachte sein Kriegsgeräthe bis nach Wallenstadt, nahm Nydberg ein.

Zürich vereinigt sich mit den Sargansern und Bündtnern vor Freudenberg; sie erobern es endlich, und zerstören es. Die Kantone mischen sich darein, um einen östreichischen Krieg auszuweichen, nöthigen beyde Theile die Waffen niederzulegen. Aber Oestreich begehrt von den Eidgenossen die Erklärung: Ob sie Frieden haben wollen? Die meisten sagten Ja; nur Luzern und Zug hielten sich an Zürich. Alles rüstet zum Krieg. Die Toggenburger huldigen nicht ihrem Erbherrn; die Sarganser ließen die liegenden Güter des Herzogs versteigern; endlich erobern Schwyz und Glarus das Sarganser Land.

Täglich vermehren sich Eifersucht und Neid zwischen Zürich, Schwyz und Glarus, um so mehr,

da Schwyz und Glarus von Herzog Friedrich die Herrschaft Windek, Gaster, Wesen, Wallenstadt und Aenten um 3000 Rhein-Gulden, und von den Freyherren von Raron, als anerkannten Erben des verstorbenen Grafen, die Herrschaft Utznach erkaufte. Besonders waren der Vornehmsten ihre Wortstreite auf Tagleistungen Schuld daran, daß das unter der Asche glimmende Kriegsfeuer endlich ausbrach; daher suchte jeder seine Parthie zu verstärken. Nichts als Neid und Mißtrauen leitete ihre Handlungen und Urtheile. Die Züricher verbiethen die Ausfuhr des Getraides. Schwyz und Glarus begehren von Zürich Verantwortung vor den übrigen Eidgenossen, die Züricher schlagen es aus, daher entsteht der Krieg. Die Züricher stießen ihren Zorn zuerst an den Einwohnern von Utznach, Wesen, und dem Gasterlande aus, weil diese ihre Herrschaft verachteten, und sich mit ihren Gegnern verbanden. Sie hinterten allen Handel, schlugen ihnen die Zufuhr aller Lebensmittel ab, und untersagten ihnen den Erndteverdienst im Zürichgebieth; sie ließen Befehl ausgehen: die außern Landleute sollten nicht mehr als zwey Stuck Getraide auf einmal ankaufen, und schwören, daß was sie gekauft, nur für ihren Hausgebrauch sey. Glarus und Schwyz beschwerten sich über das Betragen von Zürich. Endlich verboth Zürich gar alle Ausfuhr des Getraides; alle von ihren Gegnern, von Seite der Kaiser ausgewirkte Befehle vermochten nichts auf Zürich. Zürich ward immer erbitterter; steckte einen Oberholzer ins Gefängniß, der in das Landrecht deren von Utznach

mit

mit Schwyz und Glarus trat; die Schwyzer fordern ihn ledig, und berufen daher, Kraft ihres Bundes, die Züricher zu einer Unterredung auf Einsiedeln. Diese hielten diesen Ruf für ungültig; und als es um eine Auslegung des Bundes zu thun war, wollten sie nur das Oberhaupt des Reichs zu ihrem Richter annehmen. Die fünf unpartheyischen Kantone und benachbarten Reichsstädte vermochten nichts auf Zürich; die Eidgenossen verlohren durch ihren ersten Spruch das Zutrauen der Züricher; man konnte nur noch einen Aufschub des Krieges erhalten; und da ordneten Luzern, Uri, Unterwalden und Zug Bothen, die mit dem Rathe zu Bern die Abgesandten beyder Partheien verhörten. Sie untersuchten die Klagpunkten; Zürich klagte: Die Schwyzer haben sie mit neuen Zöllen beschwert; diese klagen eben das über Zürich — Da erkennen die Eidgenossen: Alle neuen Zölle, die seit dem Eidgnößischen Bund errichtet worden, sollen abgeschaft seyn. — 2tens: Haben die Schwyzer, ungeachtet ihres ältern Rechts, die Herrschaft Utznach an sich gezogen. Die Schwyzer sagten: sie sey ihnen von den rechtmäßigen Besitzern abgetreten worden; die Eidgenossen lassen es bey dem ehemals gefällten Urtheil bewendet seyn. 3tens: Klagen die Züricher, die Angehörigen des Freyherrn von Hünweil, ihres Bürgers, seyen von den Schwyzern in ihr Landrecht aufgenommen worden — Die Eidgenossen erkennen: daß diese alle, die nicht in den Toggenburger Gerichten gesessen, wieder von dem Landrechte entlassen werden.

Die Schwyzer klagten hingegen gegen die Züricher: daß diese des Graven Heinrichs Unterthanen von ihm abtrünnig gemacht, und zu Mitbürgern angenommen. Zürich antwortet: Dieses Bürgerrecht sey geschlossen worden, ehe der Grav der Schwyzer Landmann war — Es ward von Eidgenossen erkennt: die Züricher seyen darüber denen von Schwyz keine Verantwortung schuldig; doch sollen sie dem Graven, wenn er es an sie fordere, das gebührende Recht nicht ausschlagen. 2tens klagen die Schwyzer, der Rath zu Zürich habe den Oberholzer, ihren Landmann von Utznach, mit einem harten Gefängniß und scharfer Buße belegt. Die Züricher antworteten: Er sey ihr Angehöriger aus der Herrschaft Grüningen; und überdieß glauben sie sowohl, als die Schwyzer, Ansprache auf Utznach zu haben — Die Eidgenossen schließen, es müsse erst nach den Eidgnößischen Rechten entschieden werden, ob der Oberholzer in Grüningen, oder Utznach seßhaft sey; da ihm dann im letztern Fall billig für die erlittene Strafe eine Ersatzung gebühre. Zulezt klagten die Schwyzer, es wäre ihnen der Kauf des Getraides verboten, und alle Rechtbote, nach Aussag der Bünde, ausgeschlagen worden. Die Züricher antworten: Sie haben vom Kaiser die Freyheit, nach Nothdurft in diesem Stücke Ordnungen zu machen — Die Eidgenossen erkennen: Die Züricher seyen zwar nicht schuldig, sich wegen ihren Satzungen zu Einschränkung des Kornmarkts zu verantworten; schlagen sie aber den Eidgenossen ihren Kauf gänzlich ab, und werden sie deswegen vor das Eidgnößische

Recht geladen, so dörfen sie sich dessen nicht entziehen.

Dieß erkannten die fünf Orte, bestimmten eine neue Zusammenkunst nach Luzern, um diesem Friedensvorschlag das letzte Siegel aufzudrücken; sie schickten gemeinschaftlich ihre Boten an die Kantone Zürich, Schwyz und Glarus, um ihre Einwilligung auszuwirken. Die demokratischen Stände ließen sich diesen Vergleich gefallen; aber die Züricher ließen sich keine Bedinge vorschreiben. Dennoch bestätigen die fünf Orte auf der Zusammenkunft zu Luzern ihre ausgesprochenen Urtheile, und fügten, um dem Krieg vorzubiegen, die Warnung bey: sie wollen die Parthie, die sie annehmen, dabey schützen, die Ungehorsamen für Friedensstörer halten.

Die Züricher beklagten sich: daß die Eidgenossen sie nöthigen wollen, einen Spruch anzunehmen, der wider ihren Vortheil seye; und erklärten sich, sie wollen diesen Spruch nie für gültig ansehen.

Von dieser Zeit an schonen sich beyde Parthien noch weniger mit feindlichen Reden und Thaten. Es werden wieder alle Gränzen besezt. Bürgermeister Stüßi wird Anführer der Züricher, und Reding der Schwyzer. Uri und Unterwalden arbeiten noch an einem Waffenstillstand, aber vergeblich. Stüßi, um zu verhüten, daß nicht die Feinde in sein Land ziehen, zog ohne Anstand mit 1000 Mann aus, um ihr Land auf dem Etzel, einem Paß gegen Einsiedeln, zu besetzen, mit den übrigen überzog er die March; 50 Mann der 1000 sollten vorher den Berg ver-

kundschaften, werden aber vom Feinde gefangen, 11 erschlagen, und die übrigen verjagt. Die Glarner rüsten sich nun auch auf Begehren der Schwyzer; die Toggenburger als Verbündete der Schwyzer fallen in die Grasschaft Kyburg ein, rauben 500 Stück Vieh, die sie unter sich austheilen. Auch Uri und Unterwalden rücken heran: doch wirken die Reichsstädte noch einen Stillstand aus, weil viele Eidgenossen noch unentschlossen waren, wem sie beystehen sollten. Doch nahm die Erbitterung der Völker immermehr zu; die Züricher verschlossen den Schwyzern noch immer allen Kauf. Die Eidgenossen versuchten umsonst eine Aussöhnung beyder Stände zu erhalten. Die Schwyzer wollten kein anders Recht, als nach dem genauesten Buchstaben der Bünde eingehen; die Züricher wollten kein anders Urtheil über diesen Streit, als das vom römischen Kaiser, oder der fünf Kantone, mit Zuthun der Städte Freyburg und Solothurn, und der acht nächsten Reichsstädte; oder auch den Eidgenossen allein: doch dieses letztere nur im Fall, daß sie das Bürgerrecht mit den Sargansern, und die Freyheit in Ansehung des feilen Kaufs willkührliche Ordnungen zu machen sich vorbehalten.

Grav Heinrich von Sargans forderte auch die Züricher bald vor den römischen König, bald vor die Eidgenossen; allein letztere wollten sich dessen nichts annehmen, und mißbilligten es, daß Schwyz und Glarus sich mit solchen Herren verbunden hätten. Da unterdessen die Sarganser nach dem Exempel der Züricher ihre Feindschaft täglich weniger vertragen

konnten, warf Heinrich sein Glück in den Schooß seiner zween Bundsverwandten Kantone. — Die Brüder Hiltebrand und Peter von Raron, Erben des Toggenburgs, suchten durch Ertheilung neuer Freyheiten der Sarganser ihre Neigung zu erwerben, und erneuerten das Landrecht mit Schwyz und Glarus. Wir sehen daraus, daß auch diese Herren nicht der Züricher Freunde waren.

Bürgermeister Schwend, und Staatsschreiber Grav, hatten diesen wichtigen Austrag: Sie baten den Kaiser um Verzeihung, daß sie das Haus Oestreich durch feindliche Unternehmungen in dem Sarganserland beleidiget hätten, zur Aussöhnung durften diese Abgesandten die Festung und das Gebieth Kyburg abtreten; König Friedrich der Dritte nahm dieses gnädig auf, und machte Zürich die Hofnung, die Grafschaften Toggenburg und Utznach an sich zu lösen, und ihm zuzustellen, nachdem er das Landrecht mit Schwyz abgeschaft. Auf diese Art war der Bund mit Zürich geschlossen, und alle östreichischen Landvögte und Unterthanen müßten Zürich auf ihr Begehren beystehen: — Wann es innert dem bestimmten Bundskreise bleibe, von dem Ursprunge der Aar durch das Haslethal, von da über Freyburg, Solothurn, bis an den Auslauf der Birs in den Rhein, dem Rhein und Bodensee nach bis auf Rheinek, die Herrschaften Feldkirch, Bludenz, Churwalden, über die Furche, bis wieder zum Ursprung der Aar gehe; hingegen behalten die Züricher den Oestreichern ihre Stadt offen, und letztere verwilli-

gen denen von Zürich einen freyen Kauf. Der Bund soll alle 10 Jahre erneuert werden.

Dieser Bund mißfiel den mitverbündeten Eidgenossen sehr. Oestreich freuete sich dieses Bundes, weil es hoffen konnte, die Eidgenossen zu trennen, da der Vorort, der den andern zur Vormauer diente, sich freywillig von ihnen sönderte. Die Eidgenossen verlangen auch zu gleicher Zeit Bestätigung ihrer Freyheiten bey dem Kaiser, aber Friedrich wies sie zurück. Dieser Abschlag, und der Bund mit Zürich, bekümmerte die Kantone; sie halten eine Zusammenkunft zu Luzern; sie wollten da Zürich zur Verantwortung ziehen; sie verhörten auch die östreichischen Gesandten, die das Aergäu wieder abfordern wollten, weil es die Kantone unrechtmäßig erworben haben. Die Züricher erklärten sich da, sie haben den neuen Bund in keiner Absicht wider die Eidgenossen, sondern zur Sicherheit ihres Handels geschlossen. Die Boten der Kantone, Schwyz und Glarus ausgenommen, reißten auf Zürich, ließen sich den Bund vorlesen, konnten aber keine Abschrift erhalten; aber die Züricher ließen auch ihre Boten mit den übrigen Kantonen im Aergäu herum reiten, von denen sie die besten Versicherungen der Treue erhielten. Allein der Kaiser argwohnte deswegen auf Zürich, daher lud ihn Zürich ein, dahin zu kommen, um die Treue zu sehen. Die Züricher huldigen ihm da, und beschwören den Bund. Friedrich fährt von da auf Rapperschweil, nöthiget auch diesen Ort ihm zu huldigen, so auch Winterthur, und nahm an vielen Orten der Eidgenoßschaft die Huldi-

gung auf. Den Eidgenossen wird die Bestätigung ihrer Freyheiten zu wiederholten Malen abgeschlagen.

Die Züricher erhalten durch diesen Bund vom König schon die Herrschaft Windek.

Sobald der Waffenstillstand zu Ende gelaufen war, schlugen beyde Theile einander wieder den freyen Kauf und Handel ab. Den Schwyzern und Glarnern, die in ihren Berglanden kein Getraide pflanzen können, war diese Sperrung des freyen Getraidekaufs fast unerträglich. Sie entschlossen sich also, mit ihrem Landmann, dem Graven von Sargans, zugleich wider die Züricher mit Gewalt zu verfahren. Sie berathschlagten, wie sie den Zürichern zuvorkommen, und sich die Sarganser unterwürfig machen könnten.

Die Sarganser sagten ihrem Herrn allen Gehorsam auf; da sie aber dermalen nicht von Zürich unterstüzt werden konnten, so ward hingegen der Sarganfische Grav von Schwyz und Glarus unterstüzt. Die Häupter der empörenden Sarganser mußten sich flüchten; die dadurch erschrockene Landschaft mußte dem Grav huldigen; ihre eigenmächtigen Verordnungen wurden zernichtet; alle ausstehenden Zinsen und Steuren eingefordert; alle ihre Bündnisse, und insonderheit das Bürgerrecht mit Zürich, abgeschaft; und an dessen Platz ein ewiges Landrecht mit Schwyz und Glarus beschworen.

Zu gleicher Zeit zogen die beyden Kantone Schwyz und Zürich gegen einander. Der erstere wollte Friede haben, wenn ihnen Zürich 30000

Gulden zum Voraus bezahlte, sich aller Ansprache auf Sargans und Utznach entzöge, freyen Kauf gestattete, und sich den Eidgenößischen Rechten unterwörfe. Da die Züricher dieß nicht annehmen wollten, so kündigte ihnen Schwyz den Krieg an mit denen von Gaster, Utznach, Toggenburg, Wyl im Thurgäu, dem Grav von Sargans, den Freyherren von Raron, und andern mehr. Zürich suchte Hilfe bey den Eidgenossen; da es aber Mißtrauen blicken ließ, schlugen sich alle auf die Seite von Schwyz und Glarus. Uri und Unterwalden wollten sich zwar der Züricher annehmen, aber ein Pannervortrager von Uri, Werner, sagte: Gott bewahre ihn, daß er die Panner wider treue Bundsgenossen für Ungehorsame tragen sollte; da entschlossen sich alle Schwyz und Glarus zu helfen.

Die Züricher lagerten sich anfänglich 6000 Mann stark zu Pfäffikon; zogen sich aber zurück, als sie hörten, daß die Eidgenossen eine ihnen entgegen gesetzte Parthie ergriffen. Alle Stände sagten den Zürchern ab; und die Völker aller andern Kantone lagerten sich an verschiedenen Stellen um Zürich: 2000 Schwyzer und Glarner zu Kilchberg, so viele Berner zu Adtlischweil an der Sihl, 1200 Luzerner zu Rüeschlikon am Zürichsee, 1000 Urner und Unterwaldner, und 400 Zugemer zu Thallweil am See.

Die meisten Einwohner des Landes flüchteten mit ihrer besten Haabe auf Zürich; dieser Zulauf brachte Unordnung zuwege; einige waren unzufrieden mit dem Kriege, andere stahlen aus Mangel

Fleisch und Brod auf dem Markte. Um diesem Uebel eines unzufriedenen Pöbels zu entrinnen, mußte unsre Oberkeit den Landleuten erlauben heimzukehren, und jeden für das Seinige sorgen lassen.

Da wurden zwar täglich mehr Anstalten zur Gegenwehr gemacht; sie raubten Wein an der östlichen Seite des Sees; sie rüsteten Schiffe aus, feuerten in denselben auf das Lager der Luzerner; aber diese zündeten zur Vergeltung einige Häuser an, und droheten den Bauern, daß sie wollen auf jeden Schuß eines von ihren Häusern brennen sehen; daher widersetzten sich auch die Bauren allen Kriegsrüstungen, und die Landschaft war allen Angriffen offen, weil sich die besten Völker und Hauptleute in der Stadt aufhalten mußten. Petermann von Raren überzog das Ellgäu mit Toggenburgern, mit Hilfsvölkern der Stadt Wyl und des Freyherrn Beringers von Landenberg; erobert das Schloß und den Flecken Elgg, unterwarf sich den größten Theil der Grafschaft Kyburg. Die von Utznach beraubten und verheerten das Grüninger Amt, so daß die Einwohner den Ständen Schwyz und Glarus huldigten.

In diesen verworrenen und gefährlichen Umständen kannten die Züricher keine andere Rettung, als die Billigkeit der Eidgenossen; die Reichsstädte und der Adel riethen ihnen in aller Freundschaft an, denen von Schwyz und Glarus ein unbedingtes Recht vor den Eidgenossen anzubieten, und ihren Schutz zu suchen. Die Züricher Gesandten erhielten ein sicheres Geleit, und die fremden Gesandten ließen sich

bereden, sich in Zürich zu versammeln. Da erklärten sich die Züricher: sie vertrauen ihren Streit solchen Richtern, die der andern Parthie angenehm seyen, sie seyen dann welche sie nur immer wollen. Die Eidgenossen beförderten sehr den Frieden, arbeiteten für einmal an einem Waffenstillstande, den sie auch glücklich erhielten.

Die Schwyzer wollten anfänglich zu harte Bedingungen machen, wurden aber in ihren Forderungen durch die fünf Kantone gemäßiget. Diese beredeten beyde Theile, sich gütlich zu vergleichen, und zwar auf folgende Art: daß die beyden Kantone Schwyz und Glarus alles für eigen behalten, was sie in dem Oberlande ob dem Wallensee erobert haben; den Züricher aber 1000 Gl. dafür bezahlen, weil die letztern eine solche Summe auf diese Pfandschaft vormals bezahlt hatten; auch die Dorfschaften und Höfe Pfäffikon, Wolrau, und das Stück Landes von dort bis an die March soll Zürich dem Stand Schwyz abtreten; die Züricher sollen sich dazu verstehen, alle ihre Streitigkeiten mit Schwyz ohne Widerrede und Ausnahme auf einem Tage zu Einsiedeln, nach der Anweisung des ersten Bundes, entscheiden lassen; und sie sollen versprechen, niemalen den beyden Kantonen Schwyz und Glarus den Korn- und Weinkauf zu verbieten.

Die Herrschaft Grüningen, und die Freyen-Aemter, welche diese Feinde sich auch unterworfen, sollen sie den Bernern übergeben, und von diesen der Stadt Zürich wieder zugestellt werden.

Aber ungeachtet dieser Friedensanstalten, die ziemlich dauerhaft schienen, wurde doch die Eifersucht der Bürgerschaft von Zürich gegen die Schwyzer immer heftiger, und die Parthie, welche zum Krieg angerathen hatte, entzündete dieses Feuer immer mehr. Die Häupter dieser gefährlichen Parthie suchten dem Volk immer mehr das Zutrauen gegen die Eidsgenossen zu benehmen. Der Haß gegen Schwyz nahm so zu, daß man in Zürich Hilfe bey dem alten Feinde, dem Hause Oestreich suchte. Dieser Schritt, der ein wenig verdächtig seyn mochte, bewog die Eidgenossen, den Bund wieder zu erneuern, um die Gesinnungen anderer ihrer Bundsgenossen, besonders aber deren von Zürich, zu vernehmen; diese aber konnten sich verstellen, und die Bünde wurden zu Zürich und in den übrigen sieben Kantonen geschworen. Dennoch bewarb sich Zürich immer um Hilfe an dem kaiserlichen Hofe.

Zürich genießt die guten Früchte der Gunst des teutschen Kaisers; Friedrich der Dritte läßt alle Amtleute und Städte, die in dem Züricher Bund begriffen waren, mahnen, dieser Stadt allen Beystand zu leisten. Der Landrichter im Thurgäu, Ulrich von Hohen-Klingen, erklärt die Sarganser auf die Klage der Züricher hin in die Acht; ein Edelmann von Zürich, Heinrich von Schwend, wird zum ersten Vogt von Kyburg verordnet. Die Züricher huldigen dem Markgraven von Hochberg zu Gunsten des Hauses Oestreich. Die Eidgenossen hatten weiße Kreuze auf ihren Röcken; die Züricher nahmen rothe, nach der Oesterreicher Mode; von beyden Sei-

ten machte man viele Kriegsanstalten. Zürich verschanzet sich gegen Schwyz und Zug; doch suchten die vier Waldkantone Luzern, Uri, Unterwalden und Zug, wie sie Zürich noch von diesem Bund abwendig machen könnten. Bern und Solothurn, die mit den Zürichern noch am wenigsten zerworfen waren, versuchten es auch; aber auch da sagten die Züricher: sie wollten die Bünde halten, wenn man es auch an ihnen halten werde. Da aber bald darauf Hans von Rechberg, ein Edelmann, von den Anhängern des Hauses Oestreich, einen Bürger von Arau bey Seckingen, und zwey Luzerner bey Winterthur gefangen nahm, und in Schwaben entführte, so gab dieses Gelegenheit für alle Kantone, eine Versammlung in Bern auszuschreiben, zu welcher Zürich eingeladen, nachher aber davon ausgeschlossen worden; diese war auf Baden verlegt, und die Eidgenossen foderten von Zürich, daß es des Bundes mit Oesterreich entlassen würde, oder man ihnen wenigstens die verheelten Briefe zeigte und auslieferte; aber beydes ward ausgeschlagen: doch schien sich die Sache zu bessern, weil Zürich sich bereden ließ, zu Einsiedeln durch Schiedrichter wegen Auslieferung der Eidgnößischen Urkunden absprechen zu lassen, und Zürich und Schwyz ihre Vorwachen von den Gränzen abziehen ließen. Nur allein von dem österreichischen Bund ließen sie sich nicht abwendig machen; doch wollten sie auch diese Frage dem Urtheile des Raths zu Bern, oder eines Reichsfürsten vertrauen; aber auch dieses ward von den Kantonen verworfen, weil sie sich nur an die Traktaten hielten. Dieses

erbitterte die Unterthanen von Zürich immer mehr; der König Friedrich wollte die Appenzeller auf seine Seite ziehen, aber diese wollten unpartheyisch seyn; Gaster und Windek wollten den Kantonen helfen, aber nicht die Fürsten von Oesterreich oder ihre Verbündeten angreifen, doch thaten sie es zulezt; weder Baden noch Bremgarten versprachen Zürich still zu seyn; letztere Stadt erneuerte noch das Bürgerrecht mit Zürich. Zürich und Schwyz bewafnen sich; und Schwyz schickt an Zürich und den Markgrav die Kriegserklärung. Die Schwyzer zerstören noch am gleichen Tage ein großes Stück der Rapperschweiler Brücke, und die Rapperschweiler verbrannten die Häuser zu Hurden. Die Rapperschweiler Besatzung wird von Kyburgern und Grüningern verstärkt; und Albert von Landenberg vereiniget sich mit ihnen, kam aber bald hernach in einem Scharmützel zu Pfäffikon ums Leben, in welchem die Züricher den kürzern zogen. Die Schwyzer schienen immer zu siegen; und dieß bewog alle Waldkantone auch selbst ins Feld zu ziehen. Es wäre zu weitläuftig, alle kleine Scharmützel zu erzehlen; doch wurden die Züricher einigemal, z. E. an dem Hirzel, geschlagen. Der in Zürich zur Besatzung liegende österreichische Adel, und die Bürgerschaft, können sich nicht gar wohl miteinander vertragen; man fängt an auf den Bürgermeister Stüßi zu argwohnen, er lasse die Züricher gern in Gefahr stecken; der Markgrav beschuldiget die verbürgerten Züricher, sie seyen nicht einig genug unter sich.

Diesen Zeitpunkt benutzten die vier Kantone mit denen von Schwyz und Glarus; sie verbrennen alle Dörfer und Häuser der westlichen Seite des Zürichsees, und von dem Hirzel an bis über den Albis. Bern und Solothurn, die lange unentschlossen waren, und immer noch hoften, Zürich zur Aufhebung des Bundes bereden zu können, treten endlich auf der Schwyzer Seite, um desto leichter Friede zu erhalten, wenn Schwyz ein stärkeres Gewicht hätte. Die Bremgartner wollte man nöthigen, das Bürgerrecht mit Zürich aufzugeben, und den verbündeten Eidgenossen zu huldigen; und als sie es ausgeschlagen, wurden auch sie angegriffen; und als sich Berner und Solothurner jenseits der Rüß lagerten, verlohren die Bremgartner den Muth, und ergaben sich den sechs Orten; so wurden auch die von Baden erschreckt, und huldigten sogleich den Kantonen.

Die Kantone ziehen von einem Ort zum andern, belagerten auch Grüningen, und nöthigten dieses Städtchen zur Uebergabe, weil es nicht Hilfe genug von Zürich erhalten konnte. Nachdem die Eidgenossen eine solche Verheerung im Kanton Zürich angerichtet, wollten sie zulezt auch noch Rapperschweil belagern, aber es war ihnen doch zu wohl befestiget. Bern, Luzern und Solothurn ärgerten sich an der schlechten Kriegszucht der Länder, und an ihrem eingewurzelten Haß, ihrer blutdürstigen Rache gegen Zürich, und zogen gerne aus dem Felde. Sie zogen über Baden; Glarus über Utznach; die drey Waldkantone über Rüti und Wurmsbach, wo sie die Glo-

cken aus den Kirchen, das köstliche Geräthe aus den Klöstern raubten, die Aufschriften und Grabmähler vornehmer Herren verheerten, selbst die Gräber aufdeckten, und die Gebeine des Graven von Toggenburg mit Spott herum warfen.

Die Eidgenossen zogen wieder aufs Neue ins Feld, als die Züricher und Oestreicher mit 500 Pferden und 600 zu Fuß, unter der Anführung Hansen von Rechberg, und zween Graven von Lüzelstein, und Helfenstein, durch die Grafschaft Baden streiften, und 13 Dörfer verbrannten; alle Kantone rückten auf Zürich zu, Bern und Solothurn ausgenommen, die die Oestreicher in ihren Herrschaften am Rhein angreifen sollten. Die sechs Kantone sammelten sich im Knonauer- und Freyen-Amte, rückten über den Albisberg nach Zürich. In dieser Zeit wollte Pabst Felix durch Boten einen Frieden stiften, aber die Parthien waren zu erhizt, um ihnen Gehör zu geben. Die Züricher, als sie den Anmarsch dieser Völker vernahmen, schickten einen kleinen Haufen voraus, um dieselben auszuspähen, aber er ward von dem Feinde verjagt. Hans von Rechberg rathet den Zürichern, sich gegen die Vorstadt über die Sihl zurückzuziehen, weil sie den Feinden nicht gewachsen wären, und dieselben leichter mit Schießen vor ihren Brustwehren angreifen könnten. Die Völker der Kantone Luzern, Schwyz, Zug und Glarus beschlossen, sich gegen Wiedikon zu wenden, wo möglich zwischen die Stadt und Feinde zu stellen, und die Züricher zu einem Standgefechte zu nöthigen. Ein Theil der Züricher zog sich in die

Vorstadt zurück, ein Theil blieb unter Bürgermeister Stüßis Anführung außerhalb der Sihl bey St. Jakob. Die Edeln ließen sich nicht ferne von da mit mit den vördersten Gliedern der Eidgenossen in ein Gefechte ein; als sie sich aber vor dem stark eindringenden Feinde zurückziehen wollten, geriethen sie in Unordnung; dieses erschreckte auch die übrigen Züricher: die Brücke war den Fliehenden zu enge; die Meisten suchten ihre Rettung durch das Wasser; viele unter diesem schwachen und unvorsichtigen Pöbel wurden zu tod getreten, oder erschlagen, und Burgermeister Stüßi selbst, der sich mit einer Streitart an dem äußern Ende der Sihlbrücke den Feinden in den Weg gestellt hatte, büßte da durch einen Heldentod die Schuld ab, die er sich an diesem blutigen Krieg beymessen konnte. Die einen sagen, ein Luzerner habe ihn erstochen; andere, ein Züricher, aus Haß gegen ihn als Kriegsurheber, habe ihn erschlagen. Die Feinde mezelten noch viele nieder; und die Stadt wäre wahrscheinlich verlohren gewesen, wenn nicht eine Frau aus dem Geschlechte Ziegler das Schoßgitter herunter gelassen hätte. Alle Edeln, und die meisten Einwohner der kleinern und größern Stadt entflohen in die größere; sie glaubten zuerst wirklich, die kleinere sey eingenommen. Als sie sich aber wieder von der Angst erholt hatten, und die Fallbrücke aufgezogen war, fiengen sie an von den Thürmen und dem Lindenhofe auf die Vorstadt zu schießen, wo die Feinde die Todten auskleideten, die Häuser verwüsteten, die ganze Vorstadt zwischen der Sihl und dem Stadtgraben durch Flammen verheerten, das

Kloster

Kloster Sellnau plünderten, die Dörfer Altstätten, Rieden, Wiedikon ꝛc. verbrannten. Besonders zeigten sie eine außerordentliche Wuth gegen den Leichnam des Bürgermeisters Stüßi; sie bestrichen das Beinhaus zu St. Jakob mit seinem Blut, die Stiefel mit seinem Fett, zerhackten seinen Körper in kleine Stücke, und warfen ihn ins Wasser. Die Züricher verlohren bey dieser Gelegenheit 300 Mann, und die merkwürdigsten waren Brgmstr. Stüßi, Ulrich von Lommis, Pannerherr Meier, und Michael Grav, der Stadtschreiber. Die Sieger hatten nur 12 Todte.

Die Züricher glaubten, nur ihre Stadt würde belagert werden; aber nein, die Eidgenossen zogen auf Baden, und entschlossen sich auf das Begehren der Schwyzer und Glarner, die Belagerung von Rapperschweil vorzunehmen; doch zündeten sie noch 40 Häuser zu Höngg und andere mehr an. Die Dörfer von Zürich auf Rapperschweil wurden nicht angezündet, aber geplündert. In dieser Zeit belagerten die Berner Laufenburg, ein östreichisches Städtchen im Schwarzwald.

Markgrav von Hochberg förchtete sich für die Stadt Rapperschweil, und that daher Friedensvorschläge. Der Bischof von Konstanz ließ durch seinen Bruder Friedrich von Hewn, und den Abt Rudolf von Einsiedeln, den Hauptleuten des Eidgenößischen Lagers einen Waffenstillstand antragen, den Schwyzern und Glarnern mißfiel es; aber die andern Eidgenossen beredeten sie durch die treue Versicherung, sie wollten nur den vortheilhaftesten Bedingnissen Ge-

hör geben, und wenn ihnen andere angeboten würden, diese zwey Kantone treu unterstützen, Rapperschweil einzunehmen. Da ließen sich alle Eidgenossen bereden einen jährlichen Stillstand zu verwilligen, in so fern alle Oestreicher die Stadt Zürich fliehen, und alle eroberten Länder unter ihrer Aufsicht bleiben. Zürich nahm alles an; doch mußten ihnen die Kriegsgefangenen losgelassen werden. Dadurch gewannen die Oestreicher Zeit neue Kräfte gegen ihre Feinde zu sammeln.

Doch dauerte dieser Frieden, der von beyden Seiten schlecht beobachtet worden, gar nicht lange; eingewurzelter Haß ist unauslöschlich. Der Markgraf von Hochberg machte immer bessere Kriegsanstalten; er gieng behutsam, und rieth seinen neuen Verbündeten, weil er zu schwach wäre, die Züricher genug zu unterstützen, so wäre es sehr vortheilhaft, wenn man noch mehrere auswärtige Hilfe suchte; man könnte sich bey Herzog Philipp von Burgund dafür melden, der damals eine Anzahl müßiger Völker hatte. Man schickte einen Gesandten an ihn; er war willig, aber der Kaiser war so langsam in seinen Entschlüssen, daß man dadurch die gute Gelegenheit versäumte; da also dieses mißlang, so suchte man durch den Kaiser andere Hilfe bey König Karl dem Siebenten von Frankreich; er verpfändete ihm dafür Herrschaften im Elsaß, und erhielt eine Summe Gelds zu Kriegskösten; er befahl auch Bern, Solothurn und Basel alle Feindseligkeiten gegen Oestreich beyseite zu legen; dieses gelang noch von allen Unterhandlungen am besten. Auch die Schwyzer bra-

chen den Waffenstillstand, verheerten viele Schlösser und Dörfer der Herrschaft Grüningen, bemächtigten sich des Schlosses Greifensee. Als man sahe, daß alles vergeblich war, setzte der Bischof von Konstanz einen neuen Tag aus, auf welchem, nebst den Bevollmächtigten der kriegenden Parthien, die Gesandten der Kirchenversammlung zu Basel und vieler Reichsstädte auf Baden eingeladen worden; aber auch dieses war unnütz, weil die Schwyzer und ihre Verbündeten forderten, daß die Züricher das Bündniß mit Oestreich aufheben, sich dem Eidgenößischen Recht unterziehen, und alles dem Spruch dieser Orte überlassen.

Die Boten von Zürich brachten diese Vorschläge an ihre Obrigkeit; aber als sie diese in ihrem Rath eröfneten, wurden die meisten darüber erbittert, und übten ihre Rache an den Boten aus. Hans Meis, und mit ihm Ulrich Zörnlein, wurden eingesteckt, und hingerichtet. Die Schuld lag nun an den Eidgenossen, daß alle Versuche fruchtlos waren, und sich das gegenseitige Feuer immer mehr entflammte. Wir sehen den Krieg immer heftiger, alles drohet Zürich den Untergang; Bern, Solothurn, Baden, Bremgarten, schlagen sich zu den Eidgenossen; der Scharmützel vor St. Jakob; Zürich beynahe eingenommen, aber doch noch von seiner Gefahr befreyet; Hilfe bey Philipp von Burgund und Karl dem Siebenten; doch steigt der Haß gegen Stüßi und seine Mitregenten so weit, daß die Boten wegen üblerm Bericht enthauptet worden. Die erbitterten Eidgenossen fangen zuerst wieder Feindschaft

an; die Einwohner von Wyl im Toggeyburg überfallen und verbrennen zwey Schlösser, die der Markgrävin von Hochberg gehörten.

Die Appenzeller schlagen sich zulezt auch zu der Eidgenossen Parthie; die Freyherren von Raron verstärken ihres Heer, und Bern, Luzern, Zug und Solothurn lassen ihre Völker über Baden in das Züricher Gebieth, und Uri, Schwyz, Unterwalden über den See in das Grüninger Amt einfallen; und als sie sich zu Bassersdorf vereiniget, zogen sie vor Greisensee, und belagerten dieses Städtchen; und ehe sie es unternahmen, kamen ihnen die Appenzeller und die Toggenburger noch von der südöstlichen Seite des Züricher Sees zu Hilfe; sie thaten dieß, um dadurch die den Schwyzern so nachtheiligen Nachbarschaft, die zu Grüningen lag, zu verjagen, und sich selbst den Weg zu bahnen. Der Anführer der Besatzung zu Greifensee ward Wildhans von Landenberg, ein tapferer Held, der seine Soldaten zum Widerstand ermunterte, die, als sie sahen, daß sie nicht mehr widerstehen konnten, und ihnen alle Nahrung abgeschnitten war, dieses Städtchen anzündeten, und sich ins Schloß zurück zogen; die Feinde untergruben die Mauer, und endlich mußte sich die Besatzung ergeben.

Das Schloß war geplündert — Am Tag darauf hielten sie ein Blutgericht, in welchem die Gefangenen zum Tod verurtheilt worden. Es waren gelindere Meynungen, aber Landammann Reding galt am meisten, und aus Haß gegen die Züricher brachten es die Richter dahin, daß Wildhans von Landen-

berg sein Leben verwirken sollte. Dieser starb heldenmüthig und groß, und mit ihm wurden noch 62 in einer kleinen Wiese bey Näniken enthauptet; zehn allein wurden aus Mitleiden für ihr hohes Alter, oder ihre zarte Jugend, beym Leben erhalten. Landenberg ward im Turbenthal, die andern aber in der Kirche zu Uster auf dem Freysitze eines Herrn von Bonstetten begraben.

Nachdem Greifensee verbrannt war, kam das ganze Heer der Eidgenossen wieder bey Kloten und Basserstorf zusammen; doch war es, als wenn die Strenge, die sie damals ausübten, Unglück über ihre Waffen gebracht hätte: denn sie konnten keine wichtige Unternehmung mehr gegen ihre Feinde ausführen.

Doch als die Eidgenossen vernahmen, daß die Züricher Regensperg belagern wollten, zogen sie sich zusammen, um Zürich zu belagern, und den Krieg zu endigen. Wirklich war Zürich dermalen in der grösten Gefahr; die verwüsteten Länder in der Feinde Hände; Winterthur und Rapperschweil eingeschlossen, und die leztere dieser Städte fieng an Mangel an Brennholz und Lebensmitteln zu haben. Der römische König that meistens leeres Versprechen: so wurde dann die ganze Stadt von Feinden umgeben, und die Läger der Eidgenossen hatten miteinander Verbindung durch eine zu Höngg über die Limmath geschlagene Brücke. Die Züricher machten gute Anstalten zur Gegenwehr: Der Markgrav las einen Kriegsrath von 12 Gliedern von den Rittern, den Bürgern und dem Volke aus, welcher die Vertheidi-

gung der Stadt besorgte. Sie rissen viele Gebäude außert der Stadt nieder, und brauchten das Bauholz und umgehauene Bäume zur neuen Verschanzung der Thore.

Die Belagerer, die entfernt von der Stadt waren, mußten sich des Geschützes bedienen, und wußten schlecht mit umzugehen. Sechszehn der tapfersten Bürger traten in eine geheime Verbindung, den Feinden allen möglichen Schaden zu thun; diese wackeren Helden unsrer Vaterstadt erhielten wegen ihrem Muth den Namen die Böcke; sie wagten sich oft heraus, und raubten dem nachläßigen Feinde, der glaubte, seiner Sache sicher zu seyn, Vieh und Früchte. Die Eidgenossen waren schon mit ihrem Geschütz ausgekommen, und wagten, um das Kriegsvolk nicht unwillig zu machen, einen Sturm auf die Stadt; aber die Belägerten konnten sie in guter Ordnung aufnehmen, so daß die Belägerer mit einem ziemlichen Verlurst abziehen mußten.

Die Belägerer schickten, nebst dem Hans von Rechberg, noch drey andere Gesandten an den König Friedrich, der, weil er selbst zu schwach war, seine Verheißungen gegen die Züricher zu erfüllen, dennoch den Eidgenossen einen fürchterlichen Feind auf den Hals bringen konnte, und die Stadt Zürich dadurch von der Gefahr befreyte. König Karl der Siebente aus Frankreich, Vater Ludwig des Eilften, verwilligte einen Theil seiner Völker den Zürichern wider die Eidgenossen, und der Delphin, oder Erbprinz, entschloß sich, selbst diese Hilfsvölker anzuführen.

Ehe noch diese Fürsten ihre gemeinschaftlichen Anschläge wider die Eidgenossen ausführten, begegnete der Parthie dieser letztern ein unvorhergesehenes Unglück. Die Berner nahmen einem Edeln, Marquart von Baldeck, die Herrschaft Schenkenberg ab, und traten sie wieder gegen eine allzugroße Schatzung ab. Dieses Edelmanns Bruder, Hans von Baldeck, und des letztern Schwäher Thomas von Falkenstein, waren bis dahin unpartheyisch; denn ihre Herrschaften und Schlösser gränzten an das Aergäu und das Solothurner Gebieth; aber der Umgang mit östreichischem Adel, und das Vertrauen auf fremde Hilfe, machte ihnen Muth, wider die Berner einen Anschlag zu machen, zu dessen Vollziehung Thomas von Falkenstein das meiste beytrug; zuerst richtete er sein Absehen auf Arau; aber endlich suchte er Brugg mit List zu überwältigen.

Seine Bekanntschaft in Brugg, sein Bürgerrecht in Bern, und seine verstellte Dienstfertigkeit zur Versöhnung der kriegführenden Partheyen, gaben ihm einen freyen Zutritt zu Brugg, wo er unterdessen mit den Oestreichischen zu Laufenburg eine Unterredung veranstaltet; bald darauf kam er mit Hans von Rechberg, Thüring von Hallwyl, und andern Oestreichern vor Brugg, und gab dem Wächter für, seine Begleiter seyen Abgesandte der Kirchenversammlung zu Basel. Sobald ihm kaum das Thor geöfnet war, schlug der von Falkenstein den Wächter, seinen Gevatter, todt; als ein Trupp von 400 Reutern nachkam, beschloß ihr Anführer die zu verwahren, und ließ die Bürger, welche nicht im ersten Lärm das Le-

den eingebüßt hatten, in die Herberge des Herzogs von Oestreich einsperren. Seine Leute raubten alles, legten Feuer an verschiedenen Orten in die Stadt — Viele Bürger wurden gefangen auf Laufenburg geführt.

Mittlerweilen nahet sich der Delphin dem Elsaß und der Stadt Basel; seine Völker waren durch lange Kriege im Streiten wohl geübt; sie wurden nach dem Namen ihres Feldherrn Comte d'Arminiac, Arminiaken, und Spottsweise arme Jäken genannt. Durch diese neue Verstärkung faßten die Oestreicher neuen Muth, die Basler und Eidgenossen anzugreifen. 1600 Eidgenossen sollten die Feinde ausspähen, die Basler verstärken, zerstreute Haufen der Feinde verjagen; dieser gute Anfang macht sie verwegen, daß sie Warnungen der Basler, Befehle der Hauptleute nichts achten, auch nicht einmal die Zahl der Feinde jenseits des Wassers. Ehe sie dahin gelangen, werden viele durch das grobe Geschütz der Feinde umgebracht.

Die Franzosen umringen sie, trennen ihre Schlachtordnung; ein Theil von ihnen muß sein Leben theuer bezahlen. Der andere Theil sucht sich einen Weg zu der Stadt Basel zu öfnen; weil ihnen aber die Basler, aus Furcht von der Stadt abgeschnitten zu werden, nicht dörfen entgegen ziehen, müssen sie zu den Mauren des Kirchhofs zu St. Jakob ihre Zuflucht nehmen. Die Feinde stiegen von Pferden, und griffen die Eidgenossen hinter diesen Brustwehren an. Die Eidgenossen zeigten dennoch bey diesem Streit eine außerordentliche Tapferkeit; viele rissen

die Pfeile aus ihren Wunden, um sie wieder auf den Feind loszuschießen; viele wurden unter dem Schutt der Kirche, die die Feinde anzündeten, begraben. Die Zahl der Entronnenen belof sich auf 16, und auch diesen rechneten es die Ihrigen für eine Schande an. Ein seltenes Beyspiel des Muthes der Eidgenossen, und ihrer Wuth gegen die Ueberwinder ist, daß, als nach vollbrachtem Streit Burkhard Mönch von Landscron, ein östreichischer Edelmann, und ein Wegweiser des fremden Kriegsheers, auf der Wahlstatt mit offnem Helm herum ritt, und seine Freude über die Niederlage der Schwyzer bezeigte, sich ein tödtlich verwundeter Schwyzer so darüber erbitterte, daß er seine letzten Kräfte zusammen rafte, sich auf die Knie richtete, und den Ritter mit einem Stein zu todt schluge.

Diese Tapferkeit der Schwyzer bewog den Delphin nachwärts ihre Freundschaft zu suchen, und mit ihnen Bündnisse zu errichten. Er verlohr die Lust, einen Sieg fortzusetzen, bey dem er für sich keine Früchte hoffen konnte, und so viel Leute zu verlieren, da schon 6000 auf der Wahlstatt blieben. Die Nachricht von dieser Niederlage erregte bey den Eidgenossen großen Schrecken; sie hebten die Belagerung auf, verwüsteten aber vorher noch alle Güter um die Stadt aus Erbitterung gegen die Züricher, die sich so über diese Niederlage freueten.

Der Delphin zog sich freywillig zurück; und schloß auf die Vermittelung des Herzogen von Savoyen, und der Kirchenversammlung, einen Frieden mit den Städten und Kantonen. Bern, Luzern,

Uri, Schwyz, Zug, Glarus, Solothurn und Basel, versprachen ihnen beständige Freundschaft, auch zwischen ihnen und ihren Feinden zu mitteln, den Ihrigen freyen und sichern Wandel in allen den Gegenden zu verschaffen, die von seinen Völkern noch besezt waren; der Stadt Basel wider den benachbarten Adel beyzustehen, und alle Hauptleute unter seinem Befehle zu diesem Vergleiche schwören zu lassen. Dieser Friede ist der erste Schritt zu den Bündnissen der Schwyzer Kantone mit Frankreich gewesen.

Um diese Zeit thaten die Züricher einen Versuch auf Baden; die Mannschaft die dazu bestimmt war, näherte sich diesem Orte bey einem. Die ersten aus ihnen verstellten sich unter der Kleidung und dem gewohnten Gruß der Eidgenossen als Ausgeschossene aus dem Lager zu Pfäffikon; aber sie verriethen sich durch ein allzufrühzeitiges Freudengeschrey; dieß weckte die Bürger auf, und sie bemeisterten sich des Thors, und trieben den Feind ab.

Das Konzilium, und der Bischof von Basel, konnten einen Waffenstillstand auswirken; die Eidgenossen sollten ihre Bedingungen zu Basel dem Bischof auf den 25. November vorlegen; als aber die Kantone ihre Antworten immer verzögerten, so nahm Herzog Friedrich sein Wort zurück, da er einen Anschlag zu Gonsten der Stadt Rapperschweil gegen alle verbündeten Kantone ausführen faßte, welche von Schwyzern und Glarnern eingeschlossen war, und er ihr helfen wollte. Er führte ihnen in Begleit des Markgraven von Brandenburg Frucht zu, und ver-

wüstete unterwegs einen großen Theil des Grüninger Amts; in der Grafschaft Utznach von Schmerikon bis Eschibach.

Das Glück lag nun in gegenwärtigem Augenblicke auf beyden Partheyen in gleicher Waagschaale; beyde verwüsteten einander ihre Länder; heute siegten diese, morgen jene. Nur Grav von Sargans, der über den Wachsthum der Macht der Eidgenossen, und ihre Eingriffe in sein Gebiet, unwillig war, trennte sich von ihnen, und trat auf die östreichische Seite; die Eidgenossen nahmen aber sein Land und das Städtchen Sargans ein, zündeten es an, machten viele Beute.

Vergebene Versuche wurden von den Zürichern gemacht, Wyl zu belagern, und in die Grafschaft Toggenburg und das Appenzeller Land einzufallen; dieses konnte sie eben nicht beherzter und muthiger machen, nochmehr aber der Besuch des Herzog Albrechts von Oestreich mit einem Geleit von 300 Reutern; eben dieses beunruhigte die Schwyzer so, daß sie alle Bundsgenossen zu Hilfe riefen, und zu Pfäfsiken ein Lager aufschlugen, um die March zu bedecken, da Baden von den Bernern besezt war.

Zürich und Schwyz fochten zur See auf Flözen; das gröste Fahrzeug der Schwyzer hielt 600 Mann, damit ängstigten sie Rapperschweil; aber eines Tags war es an einem Hacken gefangen, den die Rapperschweiler unter dem Wasser verborgen hatten, und alle würden verlohren gewesen seyn, wenn nicht das Seil abgebrannt wäre. Die Züricher hatten noch grössere Schiffe und Flöze.

Als die Schwyzer mit den neuerhaltenen Hilfsvölkern bey stiller Nacht über den See schiffeten, und Zollikon nieder brannten, ward ihr bester Anführer, Landammann Johann ab Iberg, im Ruckweg, vor Rapperschweil tödtlich verwundet. Um Zürich, um Basel, im Toggenburg, im Sarganser Land, ward alles nur auf gegenseitigen Schaden, und Raub, und Brand bedacht; so plünderten Oestreicher und Arminiaken das Gebieth der Berner und Solothurner. Die Basler erobern den Stein zu Rheinfelden, die Festung wird geplündert und geschleift, weil sie den Herzog Albrecht verjagen. Hierauf versuchen die drey Städte Bern, Solothurn und Basel, die noch durch Bern die bundsmäßige Hilfe von den Graven von Neuenburg und dem Herzog von Savoyen erhielten, Seckingen zu belagern; da sie aber wegen dem Angriff uneinig worden, war dieß Unternehmen nichtig.

An dem Zürichersee wird auch der Angriff täglich hitziger; und als in der Weinlese die von Pfäffikon und Freyenbach die Trauben zu Ehrlenbach abschneiden, und die Weinberge verwüsten wollten, wurden sie mit ziemlichem Verlurst in die Schiffe zurückgejagt.

Die Züricher unternahmen indessen die Belagerung von Baden, die aber fehlgeschlagen.

Die Züricher und Oestreicher kommen mit ihren zwey großen Schiffen auf Wollrau; sie werden in der Nacht von den Schwyzern an der Schindellegi überfallen, und geschlagen.

Immer wechselte das Glück ab; bald siegten diese, bald jene: so konnten z. E. auch die Züricher durch List den großen Floz der Schwyzer, der Bär genannt, erobern; sie verbrannten und zertrümmerten einige Schiffe; so schlug Hans von Rechberg die Eidgenossen zu Wyl; und die Eidgenossen verjagten die Oestreicher aus dem Sarganser Land.

Endlich einmal ward stark an dem Frieden gearbeitet; und wer gab den ersten Gedanken darzu? Wer ist das Triebrad? Grav Hugo von Montfort, ein Johanniter Ritter, und Kommenthur zu Wädenschweil; er konnte beyde feindliche Partheyen bereden, daß ihre Häupter auf dem Zürichersee mit ihm zusammen kamen, und einen gemeinschaftlichen Schmauß in einem Schiffe hielten; es war desto leichter so etwas zu erhalten, weil die Urheber des Kriegs, Stüßi und Reding, allmälig mit Tode abgiengen. Alle Feindseligkeiten wurden eingestellt. Der Churfürst der Pfalz berief sie da auf Konstanz. Es kamen viele Reichsfürsten und Städte zu dieser Friedensverhandlung; man wählte einen Obmann und 4 Schiedrichter.

Der Bund zwischen Zürich und Oestreich ward da zernichtet; und man bestätigte den Schwyzern und Glarnern ihre Anfangs gemachten Eroberungen.

Die Eidgenossen wollten die 16 Böcke, oder Freybeuter, von dem Frieden ausschließen; als diese aber den Ammann Frieß von Uri gefangen nahmen, wurden sie nicht nur in den Frieden aufgenommen, sondern erhielten noch zur Belohnung 300 Gulden.

Da die Schwyzer eine Haupturſache dieſes Kriegs waren, und die Eidgenoſſen ſich auf ihre Seite geſchlagen, wurde alles, was die Eidgenoſſen unternommen, den Schwyzern zugeſchrieben. Dieſer Ausdruck war ſo allgemein, daß man allen Eidgenoſſen den Namen Schwyzer gab.

Wir haben nun die Geſchichte eines der merkwürdigſten Kriege unſers Vaterlands durchgegangen; um dieſe im Zuſammenhange zu überſehen, muß man noch einmal den Urſprung, Fortgang, und das Ende deſſelben betrachten. Die eigentliche Veranlaſſung darzu war das von dem letzten Grav Friedrich von Toggenburg errichtete Land- und Burgrecht mit Zürich, und daß er auch zugleich eines mit Schwyz und Glarus errichtete; daß er Zürich einen Theil der March vergabete, und dadurch Zürich und Schwyz eiferſüchtig gegen einander machte. Der gute Regent, der gute Hausvater, der Menſchenfreund, hütet ſich durch Partheylichkeit, ausgezeichten Vorzug, durch Verachtung wahrer Verdienſte, und Erhebung minder wichtigen zwiſchen Ländern, Unterthanen, einzelnen Ständen, Kindern und Landsleuten Haß und Eiferſucht zu erregen: denn wenn dieſe Leidenſchaft in Herzen einwurzeln, dann iſt es ſchwer ſie auszurotten; dieſe Leidenſchaften untergraben das Glück und die Ruhe ganzer Reiche, größerer und kleinerer Geſellſchaften, und trennen oft die nächſten Verbindungen der Menſchen unter einander; ſie erzeugen Feindſchaft, und dieſe das Verlangen, die unangenehmen Gegenſtände, die wi-

drigen Empfindungen wegzuräumen; sie machen daher blutdürstig: man wird Stöhrer innerer Ruhe, und Verfolger des menschlichen Glücks, oft gar noch ein Meuchelmörder, wie das in wärmern Gegenden, in südlichen Ländern häufig geschieht, wo theils heftigere Leidenschaften herrschen, theils wenigere Kultur ist.

Der Eifersüchtige fühlt einen nagenden Wurm, der ihn für alle Freuden menschlicher Gesellschaften, für alle Theilnahme an Glück und Wohlergehen stumpf und gleichgültig macht. Zürich folgt blindlings dem Rath Bürgermeister Stüßis, der ein tapferer Verfechter der Freyheit, aber ein starrsinniger, hitziger und unkluger Mann war, und daher die Feindschaft immer vergrößerte. Das zwischen Schwyz und Utznach errichtete Landrecht trennt diese Stände völlig; und da ein hitziger Kopf den andern in Flammen bringt, so war die gegenseitige Eifersucht der Stüßi, Reding und Tschudi Schuld, daß, ungeachtet alles Versuchs, nicht konnte gemittelt werden, daß sie immer erbitterter über einander worden: daß Zürich sogar den Schwyzern den Fruchtkauf untersagt, der den Oberländern, z. E. Schwyz und Glarus, wegen der hohen Lage ihrer Gebirge, und den rohen Winden denen diese ausgesezt sind, wo höchstens Gerste und Haber gedeihen, unentbehrlich ist. Erbitterte und erhitzte Gemüther sind voll Vorurtheile, und geben den bestgemeyntesten Vorstellungen kein Gehör, so verhielten sich an allen zur Erhaltung des Friedens ausgeschriebenen Tagleistungen diese drey Gesandten Stüßi, Reding, Tschudi. Diese

Tagleistungen werden zu Einsiedeln, Luzern, Basel, Baden, und endlich zu Konstanz gehalten, und erst am letzten Ort wird der Friede ausgewürkt. Die Kantone wurden endlich genöthiget sich darein zu mischen, um östreichische Kriege zu vermeiden, aber alle schlugen sich auf die Schwyzer Seite, und zwar aus verschiedenen Absichten; Uri, Unterwalden, weil sie den glücklichen Erfolg der Schwyzer sahen, und weil einer ihrer wackersten Landleute, Werner, sagte: Er trage die Panner nicht gegen treue Bundsgenossen. Bern und Solothurn aus guter Ueberlegung schlugen sich endlich auch auf die Schwyzer Seite, um desto eher den Frieden zu erhalten. Zürich sieht sich so verlassen, daß es Hilfe bey den Oestreichern suchen muß, und auch das erbittert die Kantone immer mehr.

Die Parthie in Zürich, welche zum Krieg angerathen, war immer fester entschlossen ihn fortzusetzen; statt zum Frieden zu reden, hetzten sie immer mehr zur Feindschaft auf, und glaubten, es könne ihnen nicht fehlen, weil sie das mächtige Haus Oestreich zum Schutz und Bund hätten; aber auch da sahen wir, daß es nicht allein auf Macht und Ansehen, sondern den guten Gebrauch davon ankömmt. Heimliche Verschwörungen und Bünde werden leicht zerstört, weil verschiedene Gemüther, verschlossene und offene, thätige und träge, furchtsame und beherzte, da zusammen treffen, und es bey allen Geschäften und Unternehmungen viel auf ihre geschickte Leitung ankömmt.

Zürich wird ungeachtet dieser Hilfe belagert, beynahe geschleift, verliehrt den Urheber des Kriegs auf der Sihlbrücke, den Bürgermeister Stüßi; sie müssen noch mehr auswärtige Hilfe suchen, und finden endlich an Karl dem Siebenten, König von Frankreich, einen Schutzherrn, in dessen Namen der Delphin Ludwig in das Feld zieht, der sie noch zum Theil bey der berühmten St. Jakobsschlacht bey Basel von der Gefahr, ganz um ihr Land und ihre Gerichte zu kommen, rettet. Und da nach und nach auf beyden Seiten die Kriegsstifter ihr Leben einbüßten; da Stüßi, Landenberg heldenmäßig für ihr Vaterland im Streit und als Kriegsgefangene starben; da Meiß und Zörnlein von einer Tagleistung zu Baden keine Vortheile erlangen können, und daher enthauptet wurden; da der Krieg ohne sonderbare Vortheile viel Unkosten erforderte, und die Länder nur entvölkerte und entblößte; so war man zum Frieden geneigt, und er wurde geschlossen.

In jeder Geschichte findt man ausgezeichnet schöne Züge, und so auch in dieser, da sich unsre Landsleute zu allen Zeiten durch Edelmuth, warmes Gefühl und Tapferkeit auszeichneten. Wie wir schon das Betragen eines Tellen, eines Winkelrieds bewunderten; so können wir auch da die Geschichte des Werner von Uri, der nicht bundsbrüchig werden wollte, des Stüßi, der im Streit mit seinem Feinde an der Sihlbrücke umkam, des Wildhans von Landenberg, und anderer mit ihm, die sich selbst für ihre Landsleute aufopferten , der heldenmäßig stritt, und sein Leben für sein Vaterland einbüßte; der

Eidgenossen, die zu St. Jakob die Pfeile aus ihren Wunden zogen, um wieder auf den Feind zu schießen, und insonderheit dessen, der den Burkhard Mönch, einen östreichischen Edelmann, als er halb todt war, noch mit einem Stein erschlug, nicht ohne Rührung lesen. Die Berner und Solothurner zeichnen sich in diesem ganzen Geschäfte dadurch aus, daß sie immer den Frieden suchten, die Rache auswichen, und nur die Parthie des Krieges ergriffen, um desto eher den Frieden zu erhalten. Aber wer verdient bey uns ein ewiges Andenken? Die, so ihr Leben unschuldig eingebüßt, und die Freybeuter, die sich ungeachtet der grösten Gefahr verbündet, für ihr Vaterland zu leben und zu sterben, und die feindliche Parthie zu schwächen. Allenthalben sehen wir theils gute Handlungen, und auch schiefe; aber diese schönen Züge, die wir in vielen Karaktern finden, erforderten die schwache Seite, die sich etwa hie und da zeiget, und übertreffen durch Heldenmuth, Großmuth und Menschenliebe die andern weit. Wenn wir das Gute und Böse in unsrer vaterländischen Geschichte gegen einander halten, so finden wir doch immer, daß das erstere überwiegt; kein Staat ist vollkommen; wie wollten es vereinigte Glieder der menschlichen Gesellschaft seyn können, da es kein Individuum der Menschen ist, und bey jeder Schwäche des Regenten, des Lehrers, des Feldherrn, des Handwerkers und des Landmanns, beurtheilen wir am allergelindesten, wenn wir uns selbst prüfen, wie wir in einer solchen Lage gehandelt hätten. Wir sehen in der so wichtigen Geschichte unsers Vaterlands, daß sich unsre Landleute aus Ge-

fühl für den Werth der Freyheit dreist über die mächtigen Fürsten Oestreichs erhoben haben, und daß die, welche etwa darinn wankend geworden, durch eiteln Stolz und Wahnsinn einzelner Rädelsführer getäuscht waren. Nur der Mensch handelt glücklich und richtig, der nicht von andern blindlings geführt wird, sondern frey und entschlossen ist; einige schlechte, irrige Begriffe, ungeprüfte Urtheile und Vorurtheile, können den Weisen, wenn er ihnen Gehör giebt, zum Tohren machen. Wer sich nur durch andere leiten läßt, ist mit harten Fesseln belegt, wodurch seine Geistes und Seelenkräften gehemmt werden; seine Vernunft weiß er nicht zu gebrauchen.

## Anhang.

Die Waffen, welche die Züricher und Landleute in diesem Kriege sollen gebraucht haben, sind, laut einem Original in der Sakristey, Armbrüste, Büchsen, lange und kurze Spieße, kurz Gewehre, Hellebarten.

Auf den Züricherkrieg folgen die in allen Absichten für unser Helvetien merkwürdige Burgunderkriege, die ungefähr 30 Jahre nach demselben von dem Jahre 1470—80 vorgefallen sind; indessen ereigneten sich dazwischen viele merkwürdige Begebenheiten für unsere Schweiz, die ich auch nicht gänzlich stillschweigend vorüber gehen möchte. A. 1447 nahm der Züricherkrieg ein Ende, also hören die allgemeinen Kriege für einmal auf; indessen ereignen sich in dem Interim von da an bis 1470 noch wichtige Veränderungen.

Nicht zu gedenken der wichtigen Reformationsanstalten, von denen ich nach dem Plan, den ich mir gemacht, an einem besondern Orte reden werde; der Konzilien, die um der Kirchenverbesserung willen zu Konstanz und Basel gehalten worden, war auch in Rücksicht politischer Ereignisse diese Zeit nicht gleichgültig; ich hebe nur die Hauptbegebenheiten aus.

1) War nach dem Bericht des Bullingers (siehe Bullinger 2ter Theil, 6tes Buch) Anno 1449 ein Krieg zwischen Freyburg und Bern entstanden, den man den Freyburgerkrieg nannte.

Da wärend dem Zürcherkrieg der Herrschaft Oestreich Diener, des Herzog Ludwigs von Savoyen Kämmerling Geld genommen, suchte Ludwig dieses wieder nach Bullingers Ausdruck an der Stadt Freyburg einzukommen. Diese Sache wurde durch die Berner und andere friedliebende Leute wieder aufgehebt; aber bald war sie schlimmer als vorher: denn als der Schultheiß von Freyburg wegen Mishandlung

gestraft wurde, und mit Gefangenschaft und Geldbuße seinen Fehler abbüßen sollte, floh er zum Herzog von Savoyen, und brachte Freyburg bey ihm durch Verläumdung in Ungnade. Daher untersagte ihr der Herzog allen Handel, alle Zufuhr. Die Freyburger griffen den Herzog an, verbrannten sein Schloß Vilarse, plünderten das Städtchen Montenach; der Herzog zog auch gegen sie aus, und mahnte die Berner vermöge eines Bündnisses, das sie mit ihm errichtet hatten, zu seiner Hilfe auf. Die Berner wollten aber nicht wider Freyburg ziehen, und zogen endlich mit Unwillen zu dem Herzogen in das Feld; sie rissen den Freyburgern das Hochgericht nieder, verbrannten einige schlechte Gebäude vor der Stadt, zogen hernach wieder heim, und endlich zog sich auch der Herzog zurück.

Den Freyburgern that es wehe, daß sich die Berner wider sie gebrauchen ließen, die 1403 ein ewiges Burgrecht mit ihnen errichtet hatten; aber die Berner mußten in ihrer Lage den mächtigern Herrn förchten, und da sie auch mit ihm schon früher verbündet waren, hatten sie Gründe, der eint- oder andern Parthey zu helfen; sie konnten unmöglich unpartheyisch dabey seyn. Die Freyburger zogen mit aller Macht gegen die Berner nach Sigisberg und Grasburg aus; bey der Galteren kam es zu einem blutigen Treffen, wo die Freyburger mit großem Verlust sich flüchten mußten. Der Krieg dauerte einige Zeit mit Hauptschlachten und Privatfehden; beyde Partheyen suchten einander durch Raub Schaden zuzufügen; beyde gewannen nichts dabey:

endlich wurde vermittelst des Königs in Frankreich, des Herzogs von Burgund, und der Eidsgenossen, A. 1449 ein Friede zwischen diesen beyden gestiftet.

Aber ein Jahr darauf kam Herzog Albrecht von Oestreich nach Freyburg; mit ihm beriethen sich die Freyburger, wie man die Berner bekriegen könnte; doch wollten die meisten lieber Friede als Krieg haben. Die Bürger wurden deswegen unter sich so uneinig, daß sie einander beynahe aufrieben, wenn nicht Gesandte von Bern gemittelt hätten.

2) A. 1451 wird der Abt von St. Gallen in den Eidgenößischen Bund aufgenommen; Abt Kaspar von Breitenlandenberg hatte mit der Stadt St. Gallen Streit, und wollte, Kaiser Friedrich der Dritte sollte ihn entscheiden; Er war aber in Italien; daher machte der Abt ein ewiges Burg- und Landrecht mit den vier Orten Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus. Auf diesen von dem Abt gethanen Schritt hin, wurde auch die Stadt St. Gallen bewogen, drey Jahre nachher 1454 auch mit den Ständen Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug und Glarus ein Bündniß zu errichten.

A. 1452 trat Appenzell mit den 8 alten Orten in einen Bund, obgleich dieser Staud erst 61 Jahre nachher, nämlich 1513, auch in den eigentlichen Schweizerbund, als ein mitregierender Kanton aufgenommen worden. (Siehe unten.)

In dem nämlichen Jahr hatten die Züricher Streit mit dem Herzog Sigismund von Oestreich, der ein einziger Erbe seines Vaters Friedrichs des ältern

war; da er noch unmündig war, wurde Kaiser Friedrich der Dritte, den wir in dem Züricherkrieg kennen lernten, sein Vormund, und ließ die Vormundschaft durch seinen Bruder Herzog Albrecht besorgen. A. 1446 wurde Herzog Sigismund majorenn, trat die Regierung an, und gab Herzog Albrecht die Landgravschaft Thurgäu, und die Grafschaft Kyburg. Da nun Markgrav Wilhelm von Hochberg den Zürichern während dem Züricherkrieg im Namen des Hauses Oestreich Beystand leistete, schenkten sie ihm die Gravschaft Kyburg; er aber nahm viel Geld von der Stadt auf, und machte noch große Schulden bey der Bürgerschaft. Die Züricher forderten dieses Geld von Herzog Sigismund, der aber nichts schuldig zu seyn glaubte.

Nach langem Streit wurde endlich zu Konstanz der Vergleich gemacht: Zürich soll den Besitz der Grafschaft Kyburg wieder eigenthümlich erhalten.

A. 1455 zogen etliche vornehme Bürger von Strasburg hinauf in das Oberland, nach Pfeffers. Da sie aber auf ihrer Rückreise durch Zürich kamen, erwies man ihnen viele Ehre. Als sie durch den Schwarzwald zurückkehrten, wurden sie außert Eglisau auf dem Territorio der Graven Hans von Tengen und Alwig von Sulz geplündert, und zu Eglisau gefänglich eingesezt. Sobald dieß die Züricher hörten, zogen sie ihnen zu Hilfe, belagerten die Stadt und das Schloß Eglisau, welche sich, nachdem die Gefangenen erlediget worden, an Zürich ergaben. Der Grav von Tengen übergab den Zürichern Eglisau als ein

Eigenthum, nachdem sie ihm eine gewisse Summe dafür bezahlten.

Da wurde 1456 das Fest zu Strasburg gehalten, dem auch Züricher beywohnten, und woher der Hirsmontag seinen Ursprung soll genommen haben. Es wurde daselbst ein Schiesset gehalten, an den viele Eidgenossen, sonderheitlich aber auch die Züricher, aus Dankbarkeit gegen die den Strasburgern erwiesene Ehre, eingeladen worden. Die Züricher, um denen von Strasburg destomehr Freundschaft zu beweisen, rüsteten ein eigenes Schif aus, in welchem alle die, die dahin geordnet waren, miteinander hinfuhren. Sie führten mit sich einen gekochten Hirsbrey, und kamen so früh am Tage hinab, daß sie den Brey warm hinunter brachten. Die Strasburger und Züricher errichteten auf letzterer Begehren ein Bündniß, einander in allen Gefahren so treu beyzustehen, als wären sie die nächsten Nachbarn. Dieser Tag wurde von da an alle Jahre in unsrer Stadt gefeyert.

A. 1457 wurde zu Zürich, nach der Sitte damaliger Zeit, von dem Adel dieser Stadt, von Basel, Konstanz, den angränzenden Orten der Eidgenossenschaft, ein Tourniergefecht gehalten.

In gleichem Jahr entstand eine Zwietracht unter den Bürgerlichen von Rapperschweil; einige Bürger dieses an der östlichen Seite des untern Zürichsees gelegenen Städtchens waren den Eidgenossen sehr geneigt; denn sie wohnten in ihrer Mitte, besuchten ihre Märkte, und mußten sich die meisten

Produkte von ihnen anschaffen; die übrigen aber blieben dem Hause Oestreich treu, sie nannten sich selbst, nach Bullingers Aussage, Christen, die andern aber Türken.

Sobald Herzog Sigismund darüber berichtet worden, legte er 100 Winterthurer hinein als eine Besatzung. Die Eidgenößischgesinnten wurden gefänglich nach Inspruck im Tyrol geführt. Da der Herzog diese hart an Leib und Leben strafen wollte, so schrieben die Eidgenossen an ihn, und baten ihn, das Urtheil zu mildern; würden die Gefangenen getödet, so werde er die Stadt Rapperschweil verliehren. Dieses Schreiben machte den Herzog aufmerksamer, und bewog ihn, sie von der Gefangenschaft zu befreyen, und nach Hause zurückkehren zu lassen.

Aber die Freundschaft der Bürger zu Rapperschweil gegen die Eidgenossen wurde auf dieses hin immer größer, da sie mehr Vortheil und Hilfe von ihnen, als von dem Herzogen erwarteten; am meisten Neigung hatten sie für Zürich, weil sie mit dieser Stadt viel Freud und Leid getheilt hatten; sie wollten die zum Schirmherrn haben; aber der Züricherische Rath antwortete: Sie haben einen ewigen Frieden mit Oestreich, daher wollen sie Niemand in ihren Schirm nehmen, der mit diesem Haus verbunden sey. Auf dieses hin suchten einige Rapperschweiler den Schutz anderer Kantone.

A. 1458 als zu Konstanz ein Schießet gehalten worden, auf welchen man alle benachbarten Städte, insonderheit aber auch die Eidgenossen einlud, wur-

den am Ende desselben die Luzerner beleidiget; denn als sie dem Wirth die Zeche bezahlen wollten, und an dieselbe, aus Mangel anderer Münze, etliche Bernerplappert gaben, waren etliche, die den darauf geprägten Bären zur Schande der Eidgenossen eine Kuh nannten, und sprachen: was das für Kühplappert seyen? Da geriethen die Schwyzer und Oestreicher gegen einander in Harnisch. Die Luzerner und Unterwaldner griffen zu ihren Pannern, und zogen damit durch das Thurgäu gen Weinfelden, nahmen das Schloß ein, plünderten und verbrannten den Flecken. Auch von den andern Eidgenossen stießen auf ihre Mahnung Leute zu ihnen, und wollten auf Konstanz ziehen; aber Bischof Heinrich von Hewen, Herr Albrecht Freyherr von Sax, und Zürich, wirkten den Frieden aus, vermöge dessen die Stadt Konstanz den Eidgenossen 3000 Gulden an ihre Kösten geben mußte. Die Eidgenossen zogen wieder heim: Als sie vor Winterthur kamen, und in die Stadt begehrten eingelassen zu werden, um da zu übernachten, wurde nur den Zürichern der Einzug gestattet, denen von Uri, Schwyz, Unterwalden und Glarus aber verschloß man die Thore; daher zogen diese Orte weg, und auf Rapperschweil, und begehrten da Herberge und Durchpaß; das wurde ihnen von denen, so ihnen günstig waren, gestattet. Da diese Stadt von Schwyzern ganz besezt war, und viele Bürger nichts sehnlichers wünschten, als mit ihnen vereiniget zu werden, so ergaben sie sich an diese, und schwuren ihnen ewige Treue.

Die Winterthurer vernahmen es, wie Rapperschweil eingenommen worden sey; darüber geriethen sie in Schrecken, und fürchteten, die Züricher möchten das gleiche mit ihnen wagen; mit Güte konnten sie diese bereden, heim zu ziehen. Da aber Winterthur mitten in der Grafschaft Kyburg gelegen ist, welche Herzog Sigismund vor einigen Jahren an Zürich abgetreten hatte, so ließ er eine Besatzung darein legen. Die Bürger selbst brauchten soviel Vorsicht, daß man die Züricher nicht auf ihren Jahrmarkt wollte kommen lassen; dieses ertrugen letztere mit kaltem Geblüt; und nachdem sie einen Oswald Schmid, Bürger von Zürich, dahin sendeten, um die Winterthurer gütlich zu bereden, ihre Thore zu öffnen, der Versuch aber vergeblich war, so verlegten sie den Jahrmarkt auf Töß.

Pabst Pius der Zweyte, der vorher Æneas Silvius hieß, dessen Leben Ihr unten lesen könnet, lebte in einem langwierigen Streit, weil die zu Brixen in Böhmen, mit Bewilligung des Herzogs, 1450 einen andern Bischof annahmen, als der Pabst haben wollte, und dieser ihn daher nicht bestätigte, sondern wieder einen andern wählte. Das Betragen des Pabsts gegen Sigmund, und der beständige Streit, in welchem letzterer immer mit dem neuen Bischof lebte, erregten soviel Uneinigkeit, daß der Krieg endlich ausbrach, weil der Bischof von dem Herzog lange Zeit gefänglich angehalten worden; der Pabst bestrafte diesen Ungehorsam mit dem Bann. Da der Herzog noch nicht genug durch diese Strafe gedemüthiget worden, suchte der Pabst Hilfe bey den Eidgenossen,

und schrieb ihnen, sie sollten den Herzog in seinen Landen angreifen.

Auf diese Mahnung waren die Luzerner und Unterwaldner zuerst zu einem Feldzuge bereitet, zogen mit Macht vor Winterthur, in der Hofnung, die andern Stände werden ihnen nachfolgen; aber die Züricher gaben ihren Beyfall zu diesem Unternehmen nicht; sie wollten nicht, daß diese Stadt von den Eidgenossen eingenommen und verwüstet werde; sie blieben daher zu Hause, und die übrigen Kantone folgten ihrem Beyspiel; auch die Luzerner und Unterwaldner zogen sich zurück.

A. 1460 zog ein großer Theil der Eidgenossen wider den Abt Kempten an den Buchberg in das Allgäu, wegen Georg Becken und seinen beyden Brüdern, die Bürger zu Kempten waren, deren Vater von dem Abt gefänglich angehalten worden; dem Georg war der Abt eine Summe Gelds schuldig, und wollte sie ihm nicht bezahlen; die Söhne des gefangenen Vaters mußten sich um ihrer Sicherheit willen flüchten, sie kamen in die Schweiz nach Zürich und an andere Orte, beklagten sich wegen der ihnen angethanen Unbild, und suchten bey ihnen Hilfe.

Die Eidgenossen nahmen sich ihrer an, und noch um soviel mehr, da es die allgemeine Rede war, man thue ein gutes Werk, wenn man diesen Männern helfe. 350 Mann aus verschiedenen Orten der Schweiz rotteten sich zusammen, insonderheit waren sie von Zürich und Schwyz, und zogen auf Kempten. Der Abt achtete diese Zahl nichts, und stellte 1500

Mann gegen sie. Die Allgäuer mußten den Buchberg hinunter gegen die Schwyzer ziehen, daher suchten letztere, weil ihre Anzahl in Vergleichung der andern sehr geringe war, einen vortheilhaften Platz zu finden. Da die Eidgenossen nach ihrer Gewohnheit vor der Schlacht niederknieten, um ihr Gebeth zu verrichten, glaubten die Allgäuer, sie bethen um Gnade, und gaben daher ihren Schützen, deren 300 waren, Geheiß, auf den Feind loszuschießen. Aber der Bogen gieng zu hoch, und that daher keinen Schaden. Nach geschehenem Angriff wurden die vordersten und besten samt dem Hauptmann bald erlegt. Sobald die Allgäuer den Muth der Eidgenossen sahen, flohen sie zurück, und erlitten einen sehr beträchtlichen Verlust. Die Eidgenossen zogen wieder heim.

Als sich in dieser Zeit zwey Brüder, die Freyherren Gradner aus der Steiermark, die von Herzog Sigismund aus dem Tyrol vertrieben worden, in Zürich niederließen, und man sie zu Bürgern angenommen, bewarben sie sich darum, daß man ihnen die Herrschaft Eglisau zu kaufen gäbe; dieses ward ihnen bewilliget, mit Vorbehalt des Burgrechts der Festung Eglisau, und des Zugrechts in gleichem Preis, wie es verkauft worden.

Diese Freyherren suchten sich an dem Herzog zu rächen; es war ihnen um so viel leichter, weil er vom Babst in den Bann gethan worden, und ihn jedermann bekriegen dorfte. Mit Erlaubniß der Obrigkeit warben sie in Zürich Soldaten in ihren Dienst,

und brachten in kurzer Zeit aus dem Zürichgebieth, und aus andern Orten der Eidgenossenschaft, einen gewaltigen Haufen zusammen, sagten dem Herzog allen Gehorsam auf, und zogen vor Winterthur; als die Stadt sich ergeben sollte, sagte sie: Sie sey der Gemahlin des Herzogen zur Morgengabe gegeben worden. Endlich aber, um von der drohenden Gefahr befreyt zu werden, verhieß sie, das gleiche zu thun, was andere östreichische Städte auch thun würden.

Auf dieses hin zogen die Eidgenossen auf Frauenfeld und Diessenhofen, welche eine gleiche Antwort wie Winterthur gaben.

Die Gradner zogen mit ihrem Eidgenößischen Haufen über den Bodensee in des Herzogen Land, um dieses zu überfallen; aber die Eidgenossen ließen es nicht zu, daß ihre Landsleute unter einem fremden Herrn in ein fremdes Land zögen; Zürich vereinigte sich daher unter seinem Stadtpanner mit dem Gewaltshaufen, und unter der Anführung eines Hans Schweiger zogen sie alle miteinander über den Bodensee nach Sussach, und eroberten dieses Schloß; von da kamen sie auf Bregenz, Thorbüren, wo sie um einige hundert Gulden brandschatzten.

Herzog Sigmund, der sich vor den Eidgenossen förchtete, verstärkte die Besatzungen der Städte Frauenfeld, Diessenhofen und Winterthur.

Da die Besatzung von Winterthur verstärkt wurde, so war die Grafschaft Kyburg in großer Gefahr, indem sie von ihr oft mit einem Ueberfall be-

drohet worden; daher sendete Zürich eine Gegenwehr: dieser Ausschuß lagerte sich unter der Anführung eines Hauptmanns Oeri auf dem heiligen Berg. Die Grafschaftsleute aber lagerten sich bey Veltheim. Am dritten Tage kam auch das Panner von Zürich mit ganzer Macht vor Winterthur, und mahnten alle Eidgenossen und Verbündete auf. Mit Zürich vereinigte sich noch Appenzell, die Stadt St. Gallen, die Toggenburger mit dem Freyherrn von Raron, samt den Herren von Bürglen. Ab dem heiligen Berg schossen die Züricher und ihre Mitverbündeten stark auf Winterthur.

Zürich schickt 300 Mann nach Diessenhofen, weil die Oestreicher den Bewohnern der Herrschaft Andelsingen großen Schaden zufügten. Die Züricher nahmen das Kloster ein; bald darauf kamen die Luzerner und andere alten Orte, Bern ausgenommen, und belagerten Diessenhofen. Durch Mittlung des Bischofs von Chur mußte sich die Stadt an die Schweizer ergeben, und von denselben gehalten werden wie von dem Erzherzog von Oestreich. Nach diesem zogen alle Eidgenossen vor Winterthur; und erst nach einigen Monaten konnte Herzog Ludwig von Baiern einen fünfzehnjährigen Frieden zu Stande bringen.

A. 1463 trat Rothweil, eine Reichsstadt im schwäbischen Kreise, mit den 8 alten Orten auf 15 Jahre in ein Bündniß, 1519 aber mit allen 13 Orten.

A. 1467 wurde Winterthur endlich der östreichischen Herrschaft müde; denn da diese Stadt, besonders

nach der Eroberung des Thurgäus, ganz von Eidgenossen umgeben war, so wurde sie zuerst angegriffen, wenn ein Streit mit dem Hause Oestreich entstand: sie ließ sich daher verlauten, daß, wenn es mit Bewilligung ihres Herrn geschähe, möchten sie gern der Stadt Zürich dienen, wie vorher dem Hause Oestreich, mit Vorbehalt ihrer Freyheiten. Die Züricher bewarben sich darum bey dem Herzog, und brachten es dahin, daß sie ihnen um fl. 10000 verpfändet worden. Von dieser Summe behielt der Herzog fl. 2000, und schenkte das übrige den Winterthurern, als eine Belohnung für ihre Treue und Gehorsam. Auf diese Weise kam Winterthur für ein und allemal an Zürich.

Zürich erweiterte in diesem Zeitpunkte in einem Zeitraum von ungefähr 20 Jahren sein Land ungemein; es zog die Grafschaft Kyburg, die Herrschaft Eglisau, Winterthur durch Verträge, Käufe und Pfandschaften an sich; so kaufte diese Stadt Ober- und Unter-Stammheim von einem Herrn von Klingenberg mit allen Rechten und Freyheiten, das Malefizrecht ausgenommen, das der Landvogtey Thurgäu zugehörte. Diese Käufe erschöpften das Stadtgut so sehr, daß man auf den Gedanken gerieth, eine Steuer zu Stadt und auf dem Land aufzuheben, daß nämlich ein jeder Hausvater 8 Züricher Schilling bezahlen sollte. Wider diese weigerte sich niemand als Wädenschweil; denn dieser Ort behauptete nur den Johanniterrittern Gehorsam schuldig zu seyn. Zürich berief sich auf alte Verträge und Briefe; und da die Gesandte von Zürich nichts ausrichten konnten.

so baten die Wädenschweiler die von Schwyz um Hilfe und Rath, und versprachen ihnen das Schloß wider die Züricher einzugeben. Da die Züricher dieses vernommen, sendeten sie den Ritter Heinrich von Schwend mit 40 Soldaten auf das Schloß Wädenschweil. Dieser wollte die Bauren durch gute Worte zum Gehorsam bereden, aber sein Versuch war vergeblich: daher wurden da Anstalten getroffen, sie mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Damit aber nicht die Schwyzer glauben, man wolle gegen sie ausziehen, so schrieb man an sie in freundschaftlichen Ausdrücken, sagte ihnen den eigentlichen Grund des Auszugs, und bat sie, sich der Ungehorsamen nichts anzunehmen.

Hauptmann Eberhard Oettiker zog mit 1500 Mann von Zürich aus; als er sich Wädenschweil näherte, flohen die Bewohner dieser Herrschaft in das Schwyzerland, und suchten da Hilfe. Auf dieses hin zogen auch die Schwyzer mit ihrem Panner auf, und lagerten sich an den Gränzen ihres Gebieths. Da es aber eigentlich zu Thätlichkeiten kommen sollte, so mittelten die andern Kantone, die streitenden Parthien wurden auf Bern beschieden, und der ausgesprochene Rechtsspruch von den unpartheyischen Orten war folgender: Der Züricher Forderung sey billig; die Wädenschweiler seyen der Stadt Zürich Gehorsam schuldig. Die Berner gaben den Zürichern einen Urtheilsspruch, und die Wädenschweiler mußten zu Zürich in der Wasserkirche schwören, diesen zu halten.

1468 entstand der achte östreichische Krieg, den man den Sundgäuer- und Waldshuterkrieg, auch den Mühlhauserkrieg nennt. Die eigentliche Ursache desselben war folgende:

Vor ungefähr zwey Jahren suchte ein Müller, Herrmann Klee, nach Bullingers Ausdruck, Ansprache an den Mühlhausern gegen den östreichischen Adel; und da die Mühlhauser von diesem sehr gedrückt waren, so suchten diese sich von ihrer Herrschaft zu trennen, und errichteten einen Bund mit Bern, Freyburg und Solothurn 1466 auf 15 Jahr, der erste Eidgenößische Bund mit Mühlhausen einer Stadt im Sundgäu. Dieser Bund verdroß den Adel; denn er beförchtete, es möchten noch mehrere Städte diesem Beyspiel folgen. Bald darauf war der Klee im Schloß zu Hohen-Regisheim erstochen. Es entwickelte sich je länger je mehr. Der Adel bediente sich eines schlechten Mittels, um die Mühlhauser zum Krieg zu reizen: Ein Böttger (Küfer) war mit seinem Meister um 6 Baslerplappert in einen Streit gerathen; dieser, weil ihm der Bürgermeister des Orts nicht Recht halten wollte, lief nach Brunnstadt hin, und obgleich man ihm die 6 Plappert nachgeschickt, verkaufte er seine Ansprache an den Herrn von Regisheim; dieser sandte sogleich einen Expressen nach Mühlhausen mit einem Brief, worinn er ihnen anzeigte: Er habe den Mühlhausern aus Freundschaft 6 Plappert dargeliehen, die sollten sie ihm mit Abtrag der Kosten bezahlen. Die Mühlhauser antworteten: Sie hätten dem Küferknecht die 6 Plappert

nachgesendet, und den Herrn von Regisheim um diese Freundschaft nicht gebethen, sie können soviel Geld noch wohl bezahlen, aber sie wollten sich gegen ihn des Rechtens erbethen haben. Der von Regisheim verklagte die Mühlhauser bey dem Landvogt von Ensisheim, eine kleine Stadt im Ober-Elsaß, und dem von Lanseren, und fieng Feindseligkeiten mit der Stadt an, nachdem er den Adel und die Oestreicher an sich gezogen hatte. Die Oestreicher nannten die Stadt Mühlhausen einen Kühstall der Schwyzer, den sie bald umkehren wollten, griffen die Mühlhauser, und verwüsteten alle umliegende Güter. (Siehe Bullinger 6tes Buch Ao. 1468.)

Die Berner und Solothurner waren zuerst gerüstet in das Elsaß und Sundgäu zu ziehen, jeder Stand schickte den Mitverbündeten 100 Mann. Die Bischöfe von Basel und Konstanz wollten beyde Parthien vergleichen, beschieden daher einen Ausschuß nach Basel, während dem aber dieser beyeinander versammelt war, griffen die von Habsheim und Reichsheim die Mühlhauser aufs neue an, und raubeten ihnen alles. Die Eidgenößischen Gesandten, die sich ihrer Mitverbündeten immer treu annahmen, wurden über dieses Betragen so erbittert, daß sie sich sogleich fortbegeben, um diese ungerechte That zu rächen. Die Berner vermochten soviel auf die übrigen Eidgenossen, daß Mühlhausen von allen in den Schutz genommen worden. Die Oestreicher verheerten aufs neue wieder alle umliegenden Gegenden von Mühlhausen.

Auf Begehren der Mühlhauser sendeten die Berner und Solothurner 200 Mann Besatzung in die Stadt. Es fielen verschiedene kleine Scharmützel zwischen beyden Parthien vor. Der Schade, der durch die Streifereyen der in der Stadt gelegenen Besatzung in verschiedenen Gegenden des Sundgäues angerichtet worden, reizte den Adel so sehr zum Zorn, daß er unter Anführung eines Herrn Thüring von Hallweil vor Mühlhausen zog, und diese Stadt belagerte; die Stadtbewohner waren genöthiget die Berner um Verstärkung zu bitten, und diese mahnten alle übrigen Eidgenossen auf, den bedrängten Belagerten zu Hilfe zu kommen, und gegen die Oestreicher auszuziehen; da diese durch einen Gesandten von Unterwalden dem Herrn von Hallweil ihre Absage schickten, so wurde er durch den Adel ertränkt, und also dadurch das Völkerrecht verlezt.

Von Bern zogen 5000 Mann, und mit ihnen noch andere von Freyburg, Solothurn und Biel, die alle mit Bern verbündet waren. Auch von Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Appenzell und St. Gallen zogen Panner über den Bözberg durch das Fricktal; sie theilten sich in Haufen, eroberten viele Schlösser, plünderten und verheerten sie.

Der Adel suchte die Eidgenossen aus den Bergen auf die Ebene zu locken; sie gaben sich daher alle Mühe, daß sie auf dem Ochsenfeld zu ihnen gebracht würden, und die Eidgenossen zogen nach gehaltenem Rath 18000 Mann stark in diese Gegend. Mit ge-

genseitiger Eintracht lagerten sie sich daselbst, und mit ihrer gewohnten Ungeduld erwarteten sie den Feind. Wir sehen da, daß sie von ihrem Grundsatz ein wenig abgewichen, den sie in den meisten vorhergehenden Schlachten, und auch noch in spätern Zeiten öfters befolgten, wenn es ihnen die Lage zuließ, den Rath des alten biedern Schwyzerhelden des Redings zu befolgen, den er ihnen bey der Schlacht am Morgarten gab, sich auf einer Anhöhe zu lagern, von der sie den Feind auf der Ebene übersehen, und wo sie den gelegentlichsten Augenblick ergreifen könnten, den Feind anzugreifen; einen Rath, den sie bey Laupen, Sempach, und Näfels befolgten, und allemal den grösten Vortheil für sich gewannen. Nachdem sie eine gute Weile vergeblich auf den Feind warteten, überfielen sie die Städtchen Wattweiler und Thann im Sundgäu, plünderten und verheerten sie; und nachdem sie noch einige andere Oerter übel zugerichtet, zogen sie wieder auf das Feld, theilten sich in drey Haufen, zogen auf Basel, und verwüsteten alles unterwegen. Das Ober-Elsaß büßte bey diesem Anlaß mehr als 34 Städtchen, Schlösser und Dörfer ein; und wir können uns das an unsern eigenen Landsleuten nicht verbergen, daß das Glück auch ihre reinen Sitten wankend machte, daß sie frecher, eigennütziger, blutgieriger geworden; daß sie durch viele erhaltene Siege übermüthig wurden, und daher ihre Herzen erhärteten. Das Glück ist unersättlich, wenn der Verstand es nicht wirklich benuzt, und den Leidenschaften Schranken sezt; die Geschichte aller Monarchien und Völker von den ältesten Zeiten an,

bis auf izt, zeigt solches durch häufige Beyspiele. So wie jeder Mensch seine schwache Seite hat, wie auch der beste Mensch seine Augenblicke hat, in welchen er sich selbst kaum beherrschen kann, und außert seine Stimmung kömmt; so ist es auch mit einer ganzen Nation: so sind unsere Schwyzer, die uns so edle Karakterzüge liefern, die sich so oft in einem so vortheilhaften Lichte zeigen, so sind sie in jenen kriegerischen Zeiten auch für einige Zeit von ihren edeln Eigenschaften der Menschlichkeit und Uneigennützigkeit abgewichen.

Durch eine andere Veranlassung entstand in gleichem Jahr ein zweyter Krieg, den man den Waldshuterkrieg nennt.

Ich habe schon oben gezeigt, daß die Schafhauser durch die harte und ungerechte Regierung eines Herrn von Heudorf genöthiget worden, sich mit einigen Ständen der Schwyz zu verbinden; da aber ungeachtet dieses Bündnisses diese harte Regierung immer noch fortdauerte, schrieben die Eidgenossen an den Herzog Sigismund, daß er diesen Friedensstöhrer bestrafe. Da aber dieses Schreiben von so schlechtem Erfolg war, daß die Schafhauser nicht mehr sicher über ihre Straßen gehen konnten, so entschloßen sich die Eidgenossen in das Hegäu in Schwabenland zu ziehen, und die Schafhauser zu beschützen. Der Sundgäuerkrieg hinderte den Fortgang dieses Unternehmens für einige Zeit; weil aber Schafhausen unterdessen immer mehr gekränkt worden, so würkte Zürich nach ihrer Rückkehr aus dem

Sundgäu bey den Eidgenossen aus, daß man eine Besatzung in Schafhausen legte, die von einem Hauptmann Felix Keller von Zürich angeführt worden. Zugleich zogen die Eidgenossen aus dem Sundgäu über Basel nach Waldshut, wo der Herr von Heudorf war; da man ihnen zu Basel keinen Paß über die Rheinbrücke geben wollte, um das Haus Oestreich nicht zu beleidigen, so brauchten die Schwyzer Gewalt, rissen Zäune aus, verheerten alles, und zogen weiter. Die Berner mußten heim ziehen, da Thamman von Falkenstein und Hans von Rechberg, die in Rheinfelden lagen, mit starker Mannschaft gen Arau und in das Bernergebieth eindrangen; aber 28 wurden erstochen, 9 gefangen genommen, und zu Arau enthauptet. Zürich und andere Orte, da sie vernahmen, daß der Herzog seine Armee immer verstärke, zogen über Baden und Kaiserstuhl über den Rhein nach Waldshut, und lagerten sich daselbst; Eberhard Ottiker war ihr Hauptmann. Sobald die Berner dieß vernahmen, kamen sie mit ihrem Panner und 2000 Mann mit denen von Solothurn, Freyburg und Biel auch dahin. Alle Eidgenossen waren mit Geschossen wohl versehen, und ihr ganzes Heer wurde auf 15000 Mann geschäzt, womit sie die Stadt von der Landseite ganz besetzten.

Zu gleicher Zeit verstärkten die Schwyzer auch die Besatzung von Schafhausen; diese zog unter Anführung des Hauptmann Kellers auch in den Schwarzwald; sie nahmen eine Landwehre ein, erschlugen viel Volk, brandschatzten den Abt von St. Bläsi um fl. 3000, nahmen aber nur die Helfte davon, verheerten das Klettgäu.

Nachdem viele Scharmützel vorgefallen, der gröste Theil des Schwarzwaldes verheert worden, wurde endlich auch durch vereinigte Kräfte der Eidgenossen Waldshut eingeschlossen. Da der Herzog und die Eidgenossen beyderseits ihre Armeen verstärckten, und alles gegen einander gerüstet war, so warben Herzog Ludwig von Baiern, der Bischof und die Stadt Basel, der Markgrav von Röteln, die Stadt Strasburg, der Bischof von Konstanz mit den östreichischen Räthen um ein Geleit, den Frieden zu erhalten, und bothen sich an, darinn zu handeln. Da sich die Eidgenossen darüber beriethen, so fanden die Städte Zürich, Bern, Solothurn und Basel gut, weil man schon soviel Mann und Geld für diesen Krieg aufgeopfert, so wollen sie lieber fortfahren, und die Stadt bestürmen; da aber die übrigen Eidgenossen fanden, es sey besser, mit Ehre wieder heim zu ziehen, als etwas ungewisses zu wagen, und konnten daher zulezt ihre Meynung behaupten, so, daß der Friede geschlossen worden, Vermöge dessen der 15jährige Friede wieder erneuert war, den Schafhausern und Mühlhausern ihre Rechte und Freyheiten aber bestätiget waren, und der Herzog den Eidgenossen fl. 10000 Kriegskösten bezahlen, und dafür bis zu ihrer Ausbezahlung Waldshut und den Schwarzwald verpfänden sollte.

1469 wurden von Abt Ulrich von St. Gallen die Gravschaft Toggenburg, die Schlösser Lütispurg, zum Wildenhaus, mit dem Turthal, Nekerthal und Herrenberg von den Freyherren Peter und Wilhelm von Raron, den anerkannten nächsten Erben des

verstorbenen Grav Friedrichs, erkauft, mit Vorbehalt des Landrechts der Toggenburger mit Schwyz und Glarus, aller Freyheiten, alten Bräuche und Gewohnheiten.

1470 errichtet der Bischof von Chur ein Bündniß mit Zürich auf 26 Jahre, das aber auch schon 1410 auf 51 Jahre geschlossen worden.

## Von den
# Bündnissen mit Frankreich.

Der Züricherkrieg, die Gefahr, in welcher die Züricher in dazumaliger Lage stunden, und die sie nöthigte, Hilfe bey dem Könige von Frankreich zu suchen, brachte hernach die Eidgenossen in ein genaues Verhältniß mit dieser Monarchie. Der Kronprinz, der den Zürichern zu Hilfe eilte, der den Muth, die Tapferkeit, und die Treue aller Eidgenossen bey der Schlacht bey St. Jakob kennen lernte, suchte ihre Freundschaft, sich mit ihnen zu verbinden, und sie in seine Dienste zu ziehen, da sie 1465 schon die ersten Dienste in Frankreich thaten. Diese Schlacht war die erste Veranlassung, der erste Grund, zur Errichtung der Schwyzerregimenter in Frankreich, die in verschiedenen Absichten wichtige Vortheile verschaften, hingegen aber auch sehr nachtheilige Folgen nach sich zogen; den Nutzen und Schaden berühre ich mit wenigen Worten. Viele unsrer Landleute wurden dadurch auf eine glückliche Weise versorget, und für diejenigen, die es gut benutzten, war es ein wah-

res Glück; um so mehr, da unsre Schweiz, besonders die Berggegenden, so arm an Produkten sind, daß nicht alle Bewohner ernährt werden könnten; für diejenigen aber, die es mißbrauchten, war es ein wahres Verderben, und noch um soviel mehr, da zum Theil durch diese fremde Sitten und Gebräuche in unserm Vaterlande eingeführt worden, welche die alte edle Einfachheit verdrängten, den Wohlstand untergruben, Sapienti sat est.

Der erste Vertrag wurde gerade nach der Schlacht bey St. Jakob zwischen dem Kronprinzen Ludwig, und den Eidgenossen 1444 zu Ensisheim, einer Stadt im Ober-Elsaß, mit Bern, Luzern, Uri, Schwyz und Unterwalden ob und nid dem Wald, Zug, Glarus, Solothurn und Basel, obgleich beyde letztere Stände noch nicht einzelne souveraine Staaten der Eidgenossenschaft waren.

Der zweyte 1452 zwischen Karl dem Siebenten, König in Frankreich, und allen Eidgenossen zu Monteil bey Tours, der Hauptstadt des Gouvernements Touraine.

1453 wurde zwischen eben diesem König, den 8 alten Orten, und Solothurn, ein eigentlicher Bund errichtet.

1463 bestätigte sein Nachfolger Ludwig der Eilfte diesen Bund.

1470 machte er eine Vereinigung mit den Eidgenossen, daß keine Parthie dem Herzog von Burgund zu Hilfe ziehen, noch dem Herzog Hilfe leisten solle.

Von den andern Bünden werde ich an ihrem Ort reden; und in Absicht ihres Innhalts verweise ich den Leser auf die gedruckte Sammlung der vornehmsten Bündniß-Verträge, und Vereinigungen zwischen Frankreich mit lobl. Eidgenoßschaft, Bern, 1732.

## Burgundische Krieg

1470—————1480.

Wir durchgehen nun die Geschichte Karl des Kühnen, Herzogs von Burgund, eines herrsüchtigen Fürsten, der seine Lande immer erweitern wollte, der das Herzogthum Lothringen, die Schwyzerlande, und viele teutsche Lande in seinem Eroberungs-Plan hatte, und sich zu einem König seiner Lande aufzuwerfen begehrte; um dessen Tochter Maria von Burgund Ludwig der Eilfte, König von Frankreich, und Kaiser Maximilian, Friedrichs des Dritten Sohn, lange stritten, da sie dann zulezt Maximilian erhielt: aus diesem allem kann man auf seine Größe schließen.

Diese Kriege machen einen wichtigen Zeitpunkt unser Vaterlands aus, und verdienen um so mehr einen Platz in unsrer Geschichte, weil Waldmann, dessen Lebensgeschichte uns bald folgen wird, auch diesen Schlachten beywohnte, weil die Züricher als Schwyzerische Bundsgenossen auch darein verwickelt worden. Jede Hauptperiode wirkt so auf das Ganze, daß, um die Geschichte in einem zusammenhan-

genden Blicke zu übersehen, keine kann übergangen werden. Zürich, das Vorort der Schwyz, wird in alle Streitigkeiten so verwickelt, daß jeder Eidgenößische Krieg, es sey mit Auswärtigen oder Einheimischen, zugleich einen Theil der Geschichte unserer Vaterstadt ausmacht.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, gab Gelegenheit zu diesen Burgundischen Kriegen, und die Eidgenossen konnten sich noch mehr Glück von diesen Unternehmungen versprechen, weil Frankreich, und nachher auch Oestreich, sehr froh waren, daß dieser stolze und ehrgeizige Fürst, der die gleichen Absichten, wie der macedonische König Alexander hegte, der, wenn es ihm gelungen wäre, Herr von ganz Europa hätte werden mögen, gedemüthiget und geschwächt worden. Wirklich war er ein reicher und mächtiger, aber auch ein sehr eitler Herr: denn wir werden im Verfolg sehen, daß er einen außerordentlichen Hofstaat, und ein schwelgerisches Leben führte. Karl der Kühne war mit den Eidgenossen, besonders mit Schafhausen, Bern und Freyburg verbündet, und bricht diesen Bund, fällt in ihr Land ein, das giebt Veranlassung zu den Burgundischen Kriegen, die wir miteinander durchgehen wollen.

Dieser Krieg scheint anfänglich sehr gefährlich für die Eidgenossen zu seyn.

Man suchte die Eidgenossen an dem französischen Hofe zu verkleinern, damit sie keine Hilfe von da zu erwarten hätten. Herzog Sigmund von

Oestreich kam selbst zum König in Frankreich, und brachte es durch falsche Anklagen so weit, daß von den Churfürsten, und andern Fürsten und Herren Versammlungen zu Nürnberg und Frankfurt gehalten worden; aber alle diese Anschläge waren unnütz; keiner von ihnen wollte sich der Sache annehmen: der französische König ward durch redliche Gönner der Eidgenossen von der Falschheit dieser Klage überzeugt; er erinnerte sich, wie er die Eidgenossen immer treu gefunden; da nun der König standhaft blieb, und des Herzogen Versuch unnütz war, gieng der Fürst von Oestreich mit seinen Räthen zum Herzog von Burgund, und versatzte ihm sein Land; der Herzog von Burgund verheißt dem Herzog von Oestreich so viel Hilfe und Beystand gegen die Eidgenossen, daß er ihm viele Länder im Sund-, Breisgäu und Elsaß um 80000 Gl. verpfändet. Freyburg und Solothurn, die in diesem Kriege Bern beygestanden, wurden 1481, wie wir es bald sehen werden, in den Eidgenößischen Bund aufgenommen.

Karl, Bundsgenoß von Zürich, Bern, Freyburg und Solothurn, behandelt die Eidgenossen verächtlich durch bundsbrüchiges Betragen; durch den dem Herzog von Oestreich geleisteten Beystand, durch ein übermüthiges Schreiben, reizte er die Eidgenossen immer mehr; der Herzog von Burgund schickt von seinen Räthen gen Luzern, wo die Boten versammelt waren, und ließ ihnen seine feindliche Anstalten anzeigen; dieses thaten sie mit trotzigen und stolzen Worten. Die Eidgenossen stellen ihnen vor, wie der Herzog den mit ihnen geschlossenen Bund gebro-

chen, wie er sie verächtlich behandelt, und immer Feindseligkeit gesucht habe; wie einer seiner Beamteten, der Herr von Hagenbach, die auf Frankfurt reisenden Kaufleute wider alles Recht angegriffen und getödtet; sie begehren daher Schadloshaltung, wo nicht, so wehren sie sich gemeinschaftlich mit den Waffen. Man schrieb dieses auch an den Herzog Sigmund, und alle Kantone verbündeten sich gemeinschaftlich.

Der Burgundische Herzog war durch solche Antworten nicht erschreckt, sondern, um seine Feinde noch mehr zu reizen, setzte er über die ihm verpfändeten Länder einen Landvogt Peter von Hagenbach, der sich vor einem Jahre wegen Bosheiten und Ungerechtigkeiten aus Teutschland hatte flüchten müssen, der den Eidgenossen viel Uebel zufügte, und neue Zölle anlegte. Diese Ungerechtigkeiten vernahmen die Strasburger, die mit den Eidgenossen in gutem Vernehmen standen, sie zogen mit aller Macht aus, und wollten die oben angeführten gefänglich eingesetzten Kaufleute von Bern, Luzern und Schwyz auf freyen Fuß setzen; sie nahmen das Schloß Schütern, wo sie im Gefängniß lagen, ein; sie befreyten die Gefangenen, und führten sie im Triumph heim; sie nahmen auch das Schloß Geroldseck ein.

Landvogt Hagenbach war ein wahrer Feind der Eidgenossen, nahm einigen Edelleuten, z. E. denen von Hallweil, Güter und Gerichte mit Gewalt weg, und verjagte sie aus ihrem Schlosse. Die Gegenden von Breisgäu, Sundgäu ꝛc. beschwerte er mit neuen

und harten Auflagen; als sich die Räthe von Tann widersetzen wollten, und gerne ihre Freyheiten behaupteten, so übte er eine wahre Grausamkeit an ihnen aus; viele Unschuldige ließ er auf das Rathhaus führen, 30 wurden angefesselt; 4 ließ er enthaupten, und raubte den hinterlassenen Weibern und Kindern alle Güter. Eben so wollte er die Stadt Mühlhausen, die mit Bern und Solothurn einen Bund errichtet hatte, um ihre Rechte und Freyheiten durch Verrätherey bringen.

Er hetzte die Glaubiger von Basel auf, daß sie ihre Schuldner immer mehr drücken; dennoch wurden sie in diesem Augenblicke von ihren Verbündeten unterstüzt, daß es keine gefährliche Folgen hatte. Dieser Landvogt schrieb Mühlhausen: Der Herzog von Burgund hätte sich alles Land um ihre Stadt herum unterworfen, und izt können sie sich ihm nicht mehr widersetzen; bleiben sie mit Bern und Solothurn verbunden, so werde man sie gering achten; würden sie sich aber dem Herzog unterwerfen, so werde sie sein Fürst beschenken und reich machen, und vor den Schwyzern schützen.

Doch kehrten sich die Mühlhauser nicht daran, berichteten es Bern und Solothurn; diese schrieben also an den Herzog, und erzählten ihm das schändliche Betragen seines Landvogts; worauf der Herzog eine sehr beleidigende Antwort gab, und sich erklärte, er sey sehr wohl mit dem Betragen seines Landvogts zufrieden, und da Er und Hagenbach darauf drangen, sie müßten ihre Schulden bezahlen, so geschahe

es von ihren Verbündeten. Er schrieb: Die Herren von Bern wären Buben, und müßten noch die Macht seines Herzogen erkennen, und er wolle Herr von Lenzburg, Burgdorf, Thun und Nydau werden. Alle edeln Bürger und Landleute seiner Herrschaft hielt dieser Landvogt unter dem stärksten Druck.

Indessen kam der römische Kaiser Friedrich auf Basel, und schrieb denen von Bern und andern Eidgenossen, ihm ein Geleit auf Einsiedeln zu geben, welches ihm auch bewilliget worden. Als er wieder den Rhein hinunter auf Trier fuhr, kam Herzog Karl auch dahin, und glaubte vom Kaiser zu einem König gekrönt zu werden, welches er aber nicht erhielt, wodurch er sehr entrüstet worden.

Der Herzog von Mayland schickte einen Bevollmächtigten an die Eidgenossen, und läßt ihnen sagen: Sigmund habe einen Bund mit ihm errichten wollen, aber das wolle er nicht thun, sondern den Eidgenossen treu bleiben, weil er vorher einen Bund mit ihnen geschlossen hatte: er biethet ihnen Geld und Leute an; doch that er das nur, um die Eidgenossen zu täuschen; denn nachher wendete er seine Macht gegen sie an.

Zuerst sammelte der Herzog sein Heer, um in das Sundgäu und Elsaß zu ziehen, und wollte Basel belagern: da schickten die Basler Abgeordnete auf Luzern, und ließen die versammelten Bothen der Eidgenossen um Hilfe anrufen. Die Schwyzer entsprachen diesem Verlangen, und ordneten 800 Mann zu einer Besatzung in Basel; um so mehr, weil ihnen diese

diese Stadt eine Schutzwehr gegen den Herzog Karl war. Als er so in das Elsaß auf Breisach kam, ordneten die Stände eine Gesandschaft an ihn, und wählten ihre Gesandten von Bern, Freyburg und Solothurn. In einem Schreiben trugen sie ihm wieder viele Klagen und Ungerechtigkeiten vor, und suchten den Frieden bey ihm auszuwirken. Er war aber, st. tt sie freundlich zu empfangen, stolz und trotzig; sie mußten vor ihm knien, und er beschönigte seinen Landvogt Hagenbach. Er zog wieder heim, und rüstet sich immer mehr zum Krieg; und Hagenbach griff immer weiter in seiner Raubsucht um sich.

Indessen zogen viel Italiäner von Neapel weg, bis und mit den Savoyarden in Teutschland hinüber, vereinigten sich mit den Oestreichern dem Herzog Karl zu Hilfe wider die Eidgenossen. Alle Städte und Festungen am Rhein wurden damit besezt. Die Unterthanen des Herzog Sigmunds konnten es nicht vertragen, daß sie dem Herzog Karl verpfändet waren; daher suchten die vier Waldstädte Laufenburg, Waldshut, Rheinfelden und Seckingen, der Herzog von Baiern, der zugleich Bischof von Strasburg, Basel, Colmar und Schlettstadt war, Hilfe bey den Eidgenossen, als treuen nach Freyheit strebenden Leuten. Als nun der Herzog von Oestreich sah, daß des Herzog Karls Freundschaft falsch, und nur zu seinem Vortheil abgerichtet war, und besorgte, daß jener es allein für sich benutzen würde, auch seine Unterthanen so von ihren Landvögten gedrückt wurden, so entschloß er sich, weil er sah, daß er ohne der Eidgenossen Hilfe den Kürzern ziehen müßte, mit ihnen in ein gutes

Verständniß zu kommen, und darzu waren sie sehr geneigt; durch dieses Betragen war die Krone Frankreich auch zu dem Schritt gebracht, daß sie begehrte, mit Oestreich und der Schwyz in eine freundschaftliche Verbindung zu treten. Ein Herr von Diesbach schloß dieses mit dem König; da ward ein ewiges Bündniß mit dem König in Frankreich, dem Herzog von Oestreich, dem Herzog von Lothringen, und andern Fürsten und Reichsstädten geschlossen. Der Grav von der Pfalz Herzog Friedrich, und der Markgrav von Baden Karl, wollten auch in dieses Bündniß eintreten; ersterer aber wurde abgewiesen, weil er zuviel Freundschaft dem Herzog von Burgund erweise; letzterer, weil er zuweit entfernt sey. Zum Beweis seiner Freundschaft warnet der König in Frankreich, daß die Eidgenossen in Gefahr stehen, weil Herzog Karl seine Macht vermehre, und Mühlhausen belagern wolle, und daß er deswegen seine Armee zur Gegenwehr ausgerüstet habe; als aber der Herzog dieses vernahm, zog er sich zurück.

Der Landvogt Hagenbach verräth Breisach, und vertreibt alle Bürger daraus; er brachte 400 Burgunder in diese Stadt, machte neue Räthe; an einem Charfreytage kam er mit seinen 400 Mann und dem Scharfrichter in die Kirche, hieß den Priester von der Kanzel gehen, verboth ihm Messe zu halten, und drohete ihm, er wolle ihm die Augen ausstechen lassen; er raubte allen Vorrath von Geld und Früchten, und wollte es seinem Herrn zukommen lassen; aber es kam nachher an den rechtmäßigen Herrn, den Herzog von Oestreich. Einige tapfere und gute Leu-

te, die die Ungerechtigkeit des Landvogts gar wohl einsahen, und sich darüber entsetzten, bewafneten sich, und zogen vor seine Wohnung; und da er sich ihnen anfänglich widersetzte, nahmen sie noch 200 andere, und nahmen ihn in seinem Hause gefangen. Dieses ward sogleich dem Herzog Sigmund berichtet, die von Breisach huldigten ihn aufs neue. Er und die Eidgenossen hatten ihr Wohlgefallen daran, und Hagenbach ward in den Thurm gesezt. Als der Herzog von Oestreich seine von dem Herzog von Burgund empfangene fl. 80000 nach Basel hinterlegt, ward er wieder Meister von seinen Landen, besetzte nach dem Verlangen der Eidgenossen alle Städte, Schlösser, und Durchpässe gegen die burgundischen und italiänischen Lande, und lebte mit den Eidgenossen in bester Freundschaft; auch die vier Waldstädte waren ihnen offen.

Als der Herzog Sigmund diese Gefangensetzung des Landvogts vernahm, war er eben mit den Eidgenossen auf einer freundschaftlichen Zusammenkunft zu Konstanz; sogleich ritt er fort mit 400 Eidgenossen, und nahm sein Verhör vor; er bekannte so viele Ungerechtigkeiten, so viele Gewaltthätigkeiten, daß er zum Tod verurtheilt, und mit dem Schwert hingerichtet worden.

Herzog Karl von Burgund entsetzte sich sehr ab dieser Nachricht, ward auf neue Rache gegen die Eidgenossen bedacht; da wurde durch einen französischen Bothschafter zu Luzern der ewige Bund mit den Eidgenossen geschlossen und besiegelt, wie wir es dann

bey einer andern Gelegenheit weitläuftiger sehen werden.

Die Burgunder und Savoyarden ziehen in das Sundgäu, rauben und verheeren da alles, und verfuhren so grausam zu Mümpelgard, daß sie 3—4jährige Kinder an die Bäume aufhiengen. Die Berner schrieben daher an die Eidgenossen, und setzten eine Tagsatzung zu Luzern aus, um darüber zu reden. Bey dieser Versammlung äußerten sich die von Bern und Solothurn, Mümpelgard (Würtenbergisch) wünsche auch in die Vereinigung der Eidgenossen zu kommen, oder vielmehr sich in diesem Krieg auf ihre und die teutsche Seite zu schlagen. Dieses ward ihnen bewilliget.

Der Herzog Karl sammelte wieder ein neues Heer in Ober-Burgund, und wollte damit in das Sundgäu und Elsaß ziehen; da schickten der Herzog von Oestreich, der Bischof von Strasburg, und Basel, Colmar und Schlettstadt, Gesandte an die Eidgenossen zu Luzern, und ließen sie um Hilfe anrufen, um zuerst einen Einfall in das Burgund zu thun, wofür ihnen der Herzog fl. 8000 anerboth; die Eidgenossen waren es zufrieden, nur Unterwalden nicht, schickten zuerst dem Herzog Karl eine Kriegserklärung, und beredeten sich, nicht so ungerecht in den burgundischen Landen zu verfahren. Diese Erklärung ward dem Herzog in sein Lager vor Neuß an dem Rhein, im Cöllnischen, geschickt, wo er diese Stadt belagerte.

Also waren auf der einen Seite die Eidgenossen, der König von Frankreich, viele teutsche Lande, und

Herzog Sigmund; auf der andern Seite der von Burgund und Savoyen. Die einen eilen auf Neuß, andere fallen in Ober-Burgund, oder Franche-Comté, und Ludwig der Eilfte dringt in die Piccardie ein. In Ober-Burgund schlagen die Eidgenossen ihr Lager auf; sie wollen da ein kleines Städtchen Erikort einnehmen: die Burgunder sammelten sich wieder, und zogen gegen die Eidgenossen, vertrieben sie aus ihrem ersten Lager; weil diese aber wieder verstärkt worden, griffen sie den Feind an, und verjagten ihn. Die Gefangenen führte man auf Basel, und verbrannte sie, weil diese die zu Mümpelgard so schändlich mißhandelt, und die Sakramente entheiliget haben: denn sie liefen in die Kirchen, schütteten den Kelch aus, hielten die im Gottesdienste begriffenen Leute an, und bereicherten sich von der Beute dieser Unschuldigen. Nach diesem Unternehmen zog man auf Luzern, wo die gemeinen Eidgenossen eine Tagleistung hielten, und sich über die eroberte Beute und die Gefangenen beriethen. Da theilte man in aller Freundschaft, und erkannte für die Zukunft, daß alle schwören sollen, erst nach der Schlacht das Eroberte zu theilen; und wer vorher rauben wollte, sollte sogleich von den aufgestellten Wachten erstochen werden; auch sollen keine besondern Verbindungen von Räubern geschlossen werden; und nur in Scharmützeln und Schlachten erlaubt seyn, die Feinde zu plündern. Diese Zusammenkunft, dieser Entschluß, dienen zur Ehre der Eidgenossen, wie menschlich, wie mitleidvoll, sie immer gehandelt haben, wie es ihnen immer nur zur Erhaltung und Behauptung der Frey-

heit, und nicht um Raub und Beute vieler Unschuldigen, nicht um Eroberung von Ländern. Wer die Geschichten unsrer Eidgenossen auch schon gelesen, und gehört hat, wird ihr Betragen bewundern; wer sie aber als Landsmann derselben aufs neue liest, um ihre gute Seite wieder auf das neue kennen zu lernen, der findt immer neue Schönheiten darinn, der findt es immer der Mühe werth, etwas, das er schon weiß, aufs neue zu lernen, um die eigentlichen karakteristischen Züge unsrer Landsleute, um Tapferkeit, Gefühl der Freyheit, Großmuth, und Mäßigung der Begierden darinn zu erkennen; denn warum war es ihnen zu thun? Nur allein, um das Land zu erhalten, das sie schon besaßen, nicht, um große Herren der Welt zu werden. Ja, sie hätten das Beyspiel der Römer nachahmen können, sie hätten ihre Tapferkeit, die sie aus vielen Erfahrungen kannten, benutzen können, um ihr Land zu erweitern; aber da handelten sie weise, sie vertheidigten nur allein ihr Eigenthum: denkt dem nach, wer es würdig findt, meine lieben Freunde, so werdet ihr einsehen müssen, wie die meisten unsrer Vorfahren immer edel und klug handelten, was sie thaten, aus den besten Absichten gethan haben, und wie sie von der weisen Vorsehung geleitet worden: denn immer fanden sie Hilfe; so fanden auch die Züricher in dem Zürcherkrieg, als sie von allen Einheimischen verlassen waren, Hilfe bey Oestreich, und als diese noch zu feig und schwach waren, an dem französischen Hofe.

Je mehr sich beyde feindliche Parthien gegen einander verstärkten, und durch neue Hilfe ihre

Mannschaft vermehrten, desto mehr rückte es zu den berühmten Haupttreffen vor Grandson, Murten und Nancy, die nie in unsrer Geschichte können vergessen werden, und zulezt diesen berühmten burgundischen Kriegen für die Eidgenossen einen glücklichen Ausgang gaben.

Wir haben lezthin den Anfang der Geschichte Karls des Kühnen und der burgunder Kriege durchgegangen. Der Herzog von Burgund war ein herrschsüchtiger, mächtiger Fürst, der sich gar zum König erheben wollte, der sich Lothringen, Schweiz und Teutschland unterwerfen wollte, der nur eine Tochter hatte.

Die Kriege dauren von 1470 bis 80; und entstanden, weil der mit den Eidgenossen, besonders mit Bern und Freyburg verbündete Fürst diesen Bund bricht, in ihr Land einfällt; weil seine Landvögte Ungerechtigkeiten an ihnen ausübten, diese waren Heudorf und Hagenbach; und letzterer ward endlich zu Breisach enthauptet, dieses entrüstete den Herzog so sehr, daß er sich vor Neuß immer mehr zum Krieg rüstete.

Wir sind bey der Eidgenößischen Versammlung zu Luzern stehen geblieben, und haben gesehen, wie die Stände unter sich eine Abrede getroffen haben, wie sie sich bey künftigen Treffen verhalten wollen, daß keine Beute vor dem Ausgange der Schlacht gemacht werde, keine geheimen Verbindungen zum Schaden der Feinde geschlossen werden. Diese Verabredung beweißt die gute Ordnung, welche die Eidgenossen in allen ihren Kriegen beobachteten, das

uneigennützige und leidenschaftlose Betragen auch gegen ihre Feinde.

Nach Beendigung dieser Eidgenößischen Versammlung zu Luzern, wo man auch miteinander überein gekommen war, daß die Städte Bern und Solothurn, die Stadt Mümpelgard, einem dem Herzog von Würtemberg angehörigen Ort, im Namen der Eidgenossen in die Verbindung aufnehmen sollten; zogen 300 Berner und Solothurner dahin, und wurden wohl aufgenommen. Als diese Eidgenößischen Abgeordneten zu Luzern beyeinander waren, kamen im Namen des teutschen Kaisers zwey Gesandte, und unter andern auch Graf Hugo von Montfort, den ihr schon aus der Geschichte kennet, und bathen in seinem Namen die verbündeten Kantone, daß sie ihm mit ihrer Macht gegen den zu Neuß gelagerten Herzog von Burgund zu Hilfe kämen, er wolle ihnen gerne Sold geben; die Eidgenossen antworteten: Daß sie das teutsche Reich gern beschützen wollen, daß sie es auch schon gethan, aber dem Willen des Kaisers nicht ganz entsprechen könnten, weil dieser Ort, wo der Herzog sein Lager aufgeschlagen habe, zu entfernt von ihrem eigenen Lande sey, weil sie nie vor feindlichen Angriffen sicher seyen. Diese Antwort, so gerade und natürlich sie in der Lage der Eidgenossen war, gefiel dem Kaiser nicht.

Da aber der Herzog die Einwohner von Neuß sehr in die Enge getrieben, und die Cöllner Hilfe bey dem Kaiser gesucht, so ward er darauf aufmerksam gemacht, und mahnte alle Reichsfürsten, Reichsstädte, insonderheit auch die Eidgenossen wieder auf.

Die Cöllner schrieben auch selbst einigemal an Bern. Indessen kündigen beyde, der teutsche Kaiser, und Markgraf Albrecht von Brandenburg, als Churfürst des teutschen Reichs, dem Herzog von Burgund den Krieg an.

Der Kaiser zog gegen den Herzog ins Feld, und lagerte sich auch in der Nähe von Neuß. Der Herzog wurde nach verschiedenen Scharmützeln von Neuß verjagt; da drang er in das Herzogthum Lothringen ein, vertrieb den Herzog, und eroberte sein Land. Der Herzog sucht Hilfe bey dem König von Frankreich, wird von ihm durch soviel Geld unterstüzt, daß er sein Herzogthum wieder los kaufen konnte.

Berner und Solothurner zogen in das Burgund, raubten viel Vieh, theilten die Beute unter sich, und brachten viele Feinde um.

Es wäre zu weitläuftig alle Scharmützel zu erzehlen, da auch beynahe täglich bald in den burgundischen, bald in den schweizerischen Landen vorgefallen: das Gedächtniß könnte sie nicht alle behalten, z. E. die Belagerung von Pont-Arlier in Ober-Burgund. Die Berner und andere Eidgenossen drangen immer tiefer in des Herzogen Land ein, verheerten und verbrannten viele Dörfer; und beyde feindliche Partheyen rüsteten sich immer mehr gegen einander.

Die Eidgenossen, welche im Burgund gewesen, zogen bald hernach auf Grandson, einer kleinen Stadt im Pays-de-Vaud, die heut zu Tag von Bern und Freyburg gemeinschaftlich regiert wird, und lagerten

sich vor dieser Stadt. Es waren zuerst nur Berner Freyburger und Solothurner; aber ihnen kamen auch Luzerner und Basler zu Hilfe: sie glaubten nun, es wäre izt wirklich ein gelegener Zeitpunkt, um dieses Städtchen zu bestürmen; die Einwohner flohen alle in das Schloß; die Stadt war erobert, aber das Schloß noch nicht; doch machte man allmählig auch Anstalten dieses zu bestürmen, und am folgenden Tage ergaben sich auch die im Schloß, so, daß die Berner und andere Eidgenossen, die, so darinn waren, verschonten, und unbeschädiget abziehen ließen, die Stadt und das Schloß besezten, und mit allem Nothwendigen versahen, auch noch einige andere Schlösser einnahmen; zogen auch vor Orbe, ließen den Einwohnern sagen, sie sollten sich gerne ergeben; diese schlugen es aber zweymal aus: also brachen die Berner auf, und wollten sie mit Sturm einnehmen; da sie sich aber der Stadt näherten, so ergaben sie sich an Bern. Nur die Edelleute widersezten sich, und zündeten die Stadt an, als sie sahen, daß ihre Bewohner sich ergeben hatten, so daß sie, ungeachtet der von den Bernern geleisteten Hilfe, beynahe ganz abbrannte. Die Berner nahmen zulezt das Schloß ein, erschlugen viele Edelleute, die sich ihnen widersezt hatten.

Nach diesen so glücklichen und für die Eidgenossen so vortheilhaften Unternehmungen, zogen sie wieder auf Bern, und mit ihnen zugleich auch die Luzerner. Die Berner hielten sie da mit Speis und Trank aus, Berner und Luzerner zogen miteinander in bester Ordnung ein. Die Räth und Bürger kamen ihnen

entgegen, und noch überdieß 400 junge bewafnete Knaben, von denen jeder an einem Stecken ein Fähnlein trug, welche alle mit dem bernerischen und luzernischen Wappen ausgemahlt waren; als diese Knaben ihre Landsleute mit so lebhafter Freude empfiengen, so wurden die andern bis zu den Thränen bewegt, und äußerten ihre Freude, schon in diesen jungen Herzen den ächten tapfern Schweizersinn zu sehen.

Die Luzerner verblieben da noch einen Tag zu Bern, und wurden sehr freundschaftlich gehalten; alle Unkösten, die über sie ergangen, wurden freudig ausgehalten, und mit freudigem Dank des folgenden Tags wieder heim gelassen. Die festesten Freundschaften werden geschlossen, wenn man gemeinsam Gefahr ausgestanden, und einander in der Noth treu beygestanden hat. Nur der schlechteste Mensch, der kein Gefühl für die Verhältnisse und mannigfaltigen Bande der menschlichen Gesellschaft und den Werth der Menschheit hat, kann seinen Wohlthäter vergessen. Wer liebt und ehrt nicht den, der einen andern aus dem Wasser errettet; wie viel mehr wird er es dann thun, wenn er selbst von einem andern errettet worden. Die Luzerner waren z. E. von der Freundschaft der Berner so sehr gerührt, daß sie dieses zu Luzern schriftlich bemerken, und diese Schrift sorgfältig aufbewahren ließen, damit es immer im Gedächtniß ihrer Nachkommen bleibe. Aus diesem sehen wir, daß die festesten Entschlüsse zum Guten schwer zu halten sind, immer mischen sich böse Leidenschaften ein, und nur der kann die bösen Leiden-

schaften besiegen, der sich stets in ihrer Ueberwindung übt.

Nach diesem Heimzug fielen doch immer Eidgenossen in Burgund ein, und bereicherten sich da durch Streifereyen.

Da wünschten alle auswärtigen mit den Eidgenossen verbündeten Mächte und Städte einmal in Burgund zu ziehen, und daselbst ein Haupttreffen zu liefern; daher schickten, z. E. die von Strasburg, einen Abgeordneten auf Bern, um ihnen diesen gefaßten Entschluß anzuzeigen. Die Berner nahmen diesen Antrag sehr freundschaftlich auf, um so mehr, weil sie auch schon Freundschaft und Unterstützung von den Strasburgern empfangen hätten, und versprachen ihnen um Sold 400 Mann, und was sie darüber hinaus schickten, dafür wollen sie keinen Sold; sie schickten sogar unter der Anführung eines Herrn von Diesbach 1000 Mann, nahmen aber nur von 400 den Sold. Und überdieß gaben die von Solothurn 150 Mann um den Sold. Berner und Solothurner vereinigten sich gemeinschaftlich. Die Basler nahmen auch 500 Luzerner und andere Eidgenossen in den Sold; auch diese vereinigten sich mit den Bernern und Solothurnern, und in Burgund fanden sie ihre auswärtigen Verbündeten, wo sie von allen mit großen Freuden empfangen worden.

Sie eroberten da gemeinschaftlich, besonders aber die von Bern, Freyburg und Solothurn, einige Städte und Schlösser, z. E. Granges, ein Städtchen in Ober-Burgund, und Gramont, in den burgundi-

schen Landen. Je mehr sie erobert hatten, desto weiter hinein wollten sie dringen.

Der Herzog von Burgund wollte wieder mit großer Macht in Lothringen einfallen; der Herzog von Lothringen rief seine Neuverbündeten zu Hilfe; daher glaubten diese, es wäre am vortheilhaftesten, wenn die Verbündeten von der Eidgenößischen Parthie ein Lager bey einem an dem Eingange des burgundischen gelegenen Städtchens Blomont aufschlügen; dieses eben benannte Städtchen wollten sie bestürmen; da aber die Bewohner desselben mit Geschütz wohl versehen, und die Leitern der Belagerer zu kurz waren, um die Stadtmauren ersteigen zu können, so dauerte die Bestürmung vier Stunden, und die Belagerer mußten zulezt mit großem Verlust sich zurücke ziehen. Die zugegen gewesenen Berner, Solothurner, Basler und Strasburger, schrieben diese Begebenheit nach Hause, daß der Herzog seine Leute durch neue Hilfsvölker unterstützen wolle, und sie hingegen auf ihrer Seite zu wenig Mannschaft hätten; ohne dieß dörften sie es nicht wagen, das Städtchen Blomont zu bestürmen.

Dieses alles wurde auf Bern geschrieben; daher zogen 2500 Mann von Bern aus, und da sie vernahmen, daß einige der schon vorher vor Blomont gelegenen Landsleute gerne wieder nach Hause kämen, schickten sie ihnen folgendes Schreiben: Daß die Verbündeten sich immer treu bleiben, die Ehre ihrer Lande durch Standhaftigkeit und Tapferkeit retten, und daß man die Mißvergnügten heimschicke, ehe sie den Unwillen unter der Armee ausbreiten, und

nachher, durch Uneinigkeit die Ordnung gestört, die Macht getrennt, und die Kraft gehemmt werde

Der Herr von Diesbach, der mit dem französischen König Ludwig dem Eilften einen ewigen Bund im Namen der Eidgenossen geschlossen hatte, starb vor Blomont an der Pestseuche. Man kann sich vorstellen, von wie wichtigem Nutzen er für die Verbündeten war: denn in seiner heftigsten Krankheit bedienten sich bey jeder Gelegenheit alle Hauptleute von Strasburg, und von andern Orten her, seiner Räthe. Sein Verlust bestürzte die, so im Felde gegen den Herzog lagen, sehr, am meisten aber die von Bern. Unterdessen konnten die von Strasburg auf der Anhöhe an einem Holz sich so vortheilhaft gegen Blomont lagern, und auf die Stadt schießen, daß die Belagerten, deren Befehlhaber auch gestorben war, mit den Bernern zu reden begehrten. Nachdem ihnen dieses gestattet worden, sagten sie: Weil die Pest soviel Schaden anrichte, ihre Mannschaft täglich geschwächt werde, und ihr Herzog ihnen keine neue Hilfe zukommen lasse, so wollten sie Stadt und Schloß übergeben.

Die Berner und andere Verbündete freueten sich sehr über diesen Antrag; denn sie konnten keine Hofnung haben, dieses Städtchen jemals mit Gewalt einzunehmen: sie ließen alle Bewohner von Blomont unbeschädiget, und nahmen sie auf, und alle Kriegsgefangenen wurden erlediget.

Nachdem sich dieses Städtchen ergeben hatte, kam neue Verstärkung von Freyburg, Solothurn und

Basel; und als diese dahin kam, entschloß man sich, die Stadt und Schloß ganz abzubrechen, und nieder zu reißen.

Der neue Zuwachs von Macht machte diesen Leuten soviel Muth, daß sie sich entschlossen, aufs neue wieder ins Feld zu ziehen, und immer tiefer in die burgundischen Lande hineinzudringen. Nachdem sie aber noch einige Schlösser verheert hatten, entschloß man dennoch, wieder heim zu ziehen; denn die Pestseuche richtete immer größern Schaden an.

Immer lebten die Verbündeten, besonders die Sundgäuer, Eidgenossen und Strasburger in dem besten Vernehmen unter einander, und da trennten sie sich auch in größter Freundschaft, als jeder wieder seinen Weg heim gezogen. Eben diese Einigkeit trug viel zu dem glücklichen Erfolg aller ihrer Unternehmungen bey: denn die Bande weiterer oder engerer Gesellschaften werden durch Zerwürfnisse und Unordnungen getrennt, so geht es auch unter Kriegsvölkern, bey denen keine Harmonie und Ordnung herrscht. Die Geschichte ist reich an solchen Beweisen, und zeigt uns in den verschiedenen menschlichen Gesellschaften, wie viel diese das feste Glück jedes Stands befördern können.

Wir haben schon im Anfang der Geschichte der burgunder Kriegen gesehen, daß die Savoyarden mit dem Herzog Karl von Burgund verbündet waren, und die Bündnisse mit Bern und den Eidgenossen gebrochen, daß sie alle Verbündeten des Herzogs gegen die Eidgenossen durch ihr Land hatten

ziehen lassen: Diese schreiben deswegen unterweilen an die Herzogin von Savoyen, und erinnerten sie freundschaftlich an ihren Bund, und was sie vermöge dessen für Pflichten gegen die Eidgenossen haben. Da alle diese Schreiben und Warnungen vergeblich waren, so wendeten sie sich an den Marschall von Savoyen, worauf ein Graf von Gryers, und andere Edelleute mit ihm, als Abgeordnete auf Bern kamen, sich dieses bundsbrüchigen Betragens wegen entschuldigten, und versprachen, diese Bündnisse in Zukunft treu zu halten, und auch die Herzogin zu bereden, dieses Versprechen auszuüben.

Die Berner erklärten, durch diese Durchzüge seyen die Völkerrechte beleidiget. Aber die Herzogin trachtete immer, mehr Uneinigkeit unter den Eidgenossen zu verbreiten, wollte einen ewigen Bund mit den sieben Orten errichten, aber Bern davon ausschließen, und trachtete die einen und andern durch verrätherische Leute mit Gold und Seiden zu bestechen. Als die Berner dieses vernahmen, berichteten sie auch die Eidgenossen wegen dem treulosen Verfahren der Eidgenossen; auch schrieben sie es dem König in Frankreich, so daß die Herzogin zulezt so sehr in die Enge getrieben wurde, daß sie an die zu Luzern versammelten Eidsgenossen einen Brief schrieb, worinn sie sich über das starrsinnige und ungehorsame Betragen der Berner und Freyburger beklagte, und ihnen anbiethet, da der Herzog von Burgund ein großes Zutrauen in sie setze, den Frieden bey ihm zuwege zu bringen. Ob aber dieses einen guten Erfolg hatte, werden wir bald sehen.

Die Herzogin von Savoyen suchte also je länger je mehr die Stände Bern und Freyburg zu kränken, damit das mit ihnen geschlossene Bündniß gänzlich zerstört würde; sie sparte keine ungerechten Mittel und Wege, um sie dem Herzog von Burgund einzuhändigen. Es kam ein Graf von Romont aus Savoyen, dem die Waat gehörte, auf Bern, both ihnen Land und Leute an, versprach ihnen den Bund treu zu halten. Die Berner glaubten, es wäre sein aufrichtiger Ernst, und ungeachtet aller erfahrnen Treulosigkeit von der Herzogin von Savoyen, trauten sie seinen Worten. Bald darauf aber vernahm man, daß er bey dem Herzog Karl vor Neuß und in Lothringen gewesen, mit ihm in Burgund gezogen, und einer seiner Generalen war. Die Städte Bern, Luzern, Freyburg und Solothurn, hatten eine Besatzung ihrer Leute in Grandson und Orbe; dieser wurde sogleich von dem savoyischen Hause der Fruchtkauf abgeschlagen. Man warnete sie, der Herzog von Burgund werde sie nächstens mit dem Grafen von Romont überfallen. Dieses schrieben sie ihren Ständen. Man schrieb dem Graf von Romont: daß man den Besatzungen dieser Städte den freyen Kauf erlaube: denn sie wollen Krieg mit dem Hause Savoyen ausweichen, weil sie sehr leicht aus der Waat Frucht und Wein haben könnten. Als diese Abgeordneten von Bern und Freyburg, die den Brief überbrachten, wieder nach Hause reiten wollten, wurden sie von Savoyarden angegriffen, und gewaltthätig ermordet. Alles dieses geschah von den Savoyarden, um sich die Gunst des Herzogs von Burgund

zu erwerben, und ihm zu beweisen, wie sehr sie ihn schätzen.

Täglich kamen heftige Klagen aus diesen besetzten Orten, wie sie Verstärkung bedürfen, wie sie von Feinden ganz umgeben seyen. Auf dieses hin schrieben die Berner an Luzern und andere Eidgenossen, und bathen sie um Hilfe, worein die Eidgenossen auch sogleich willigten. Der Graf Romont kommt selbst in Savoyen und in die Waat, und besezt alle Schlösser mit eigener Mannschaft. Die Berner kündigten ihm den Krieg selbst an, und nahmen innert 20 Tagen die ganze Waat ein. Berner und Freyburger, so bald sie den Krieg angekündiget, säumen sich nicht, und ziehen mit ihrer ganzen Macht auf Murten, (alle diese Unternehmungen geschahen im Jahr 1475) nahmen diese Stadt und Petterlingen ein, auch das Schloß Goudresin und andere mehr. Eben so bemächtigten sie sich auch der zu oberst an südöstlicher Seite des Neuburgersees gelegenen Stadt Yverdon. In der ganzen Waat machten sie so viele Eroberungen, daß in die Bewohner der Städte und Schlösser ein allgemeiner Schrecken gejagt wurde, und viele Landesherren sich von selbst an Bern und Freyburg ergaben; einige, aber sehr wenige, wurden geplündert, und einige mußten eine Summe Gelds zum voraus bezahlen; sie wurden, wie man im gemeinen Ausdruck zu reden pflegt, gebrandschazt.

Während dem Berner und Freyburger streifsten, und alles mit dem besten Erfolg unternahmen, kamen ihnen die Luzerner und andere Eidgenossen zu Hilfe; sie fanden gut, auf Morsee zu ziehen, wo der

Graf Romont lag. Als dieser die glücklichen Unternehmungen der Eidgenossen, und ihre annähernde Macht auf Morsee vernahm, so floh er vor ihnen mit seinen Truppen, die sich so sehr fürchteten, daß viele, um keine Zeit zur Flucht zu verlieren, ihre Waffen zurück ließen, viele nahe bey Genf in der Rhone ertranken. Es kamen auch Züricher und andere Eidgenossen mit ihren Pannern zu Hilfe; sie zogen nach Lausanne, und schickten Abgeordnete an die Eidgenossen zu Morsee, um von ihnen zu vernehmen, was man nun unternehmen, und wo man hinziehen wolle? denn die Waat war nun ganz eingenommen, und von ihnen besezt. Da fand man für gut, weil auch die Genfer von der savoyischen Parthey seyen, und eben so treulos gegen die Berner gehandelt, und einen Herrn von Diesbach gefangen genommen hätten, so wolle man auf Genf ziehen. Als die Genfer dieses Vorhaben vernahmen, so bathen sie, man möchte ihnen einige Abgeordnete von Seite der Eidgenossen schicken, damit sie sich vor ihnen verantworten könnten. Nun hielt man ihnen alle ihre treulose zum Vortheil des Herzogs und zum Nachtheil der Eidgenossen geleistete Hilfe vor, und begehrte von ihnen eine Entschädigung von 100,000 Rheingulden, wormit die Genfer sehr unzufrieden waren, und sich so sehr widersetzten, daß es die Abgeordneten der Eidgenossen auf 26000 Gl. hinunter setzten, insofern man ihnen die vier Reichsten der Stadt zu Bürgen gäbe, und bis zur Bezahlung der ganzen Schuld den beyden Städten Bern und Freyburg in ihre Gewalt überlieferte.

Die Hauptleute und Anführer der Schwyzertruppen wurden alle reichlich beschenkt; Genf ward mit einem Sturm verschont, und konnte durch einen Brandschatz gerettet werden; weil es, theils durch seine vortheilhafte an Italien, Frankreich und die Schwyz angränzende Lage, theils durch seine noch heut zu Tage blühende Industrie und Thätigkeit der Kaufmannschaft vortheilhaft seyn konnte.

Die Eidgenossen, nachdem sie die vornehmsten Plätze der Waat besezt hatten, zogen wieder nach Hause, um in ihrem Winterquartiere die Beute zu theilen. Markgraf Rudolf von Hochberg, dem dazumal Neuburg gehörte, suchte die feindliche Parthey zu versöhnen; dieser Markgraf hätte nicht wenig Einfluß auf die Eidgenossen gehabt; dann er war Bürger zu Bern, und diese wären auch wirklich gar nicht ungeneigt dazu gewesen: Aber sie begehrten, daß Oestreich und die übrigen Eidgenossen auch eingeschlossen würden. Der Herzog, der durch den Graf Romont immer erbitterter gemacht wurde, und zu stolz war, um etwas zu seinem Nachtheil nachzugeben, rückte immer mehr gegen die Schwyz. Der eben benannte Markgraf hatte zwar einen Sohn in burgundischen Diensten, aber begab sich für seine Länderεyen in den Bernerischen Schutz.

Kurz vorher verbanden sie sich auch mit den Wallissern, und ihrem Bischof. Das war ihnen um soviel wichtiger, weil sie von Zeit zu Zeit die Hilfstruppen schlugen, welche sich mit der burgundischen Parthey vermischten, und ihnen von dem savoyischen Hause über das Gebirge zugeschickt wurden.

In dem Jahr 1476 rückt der Graf von Romont mit dem Vortrab des burgundischen Heers über die Gränzen ein; denn die Schwyzer hatten sich da verfehlt, daß sie Poigny, einen wichtigen Gränzplatz gegen Burgund, geschleift hatten, anstatt ihn zu besetzen; und eben an diesem Orte dringt der Graf Romont in Helvetien ein. Der Herzog selbst rückt stolz und trozend mit einer Armee von 60000 Mann nach, und stand an ihrer Spitze. Aber diese Armee bestand nicht nur aus Unterthanen, sondern aus Leuten aller Nationen, aus Landläufern, Leuten, die keine Begriffe von Kriegsordnung, Tapferkeit, standhafter Treue gegen ihren Oberherrn, oder von Freyheit und Eigenthum hatten. Das mußte also ein großer Nachtheil für den Herzog seyn. Die Eidgenossen hingegen, die, wie die Römer es hießen, für die Götter und ihren Feuerheerd, für Weib und Kinder fochten, die Ordnung und Plan in ihren Unternehmungen hatten, die sogar vor dem Anfang jeder Schlacht auf die Knie fielen und betheten, hatten den Vortheil auf ihrer Seite.

Natürlicher Weise mußte die Pracht, mit welcher Karl der Kühne auf Grandson zog, der große Aufwand, den er da machte, das große Lager, das er aufschlug, einen starken Kontrast gegen die edle Einfalt der damaligen Schwyzersitten machen. Er führte eine ungeheure Menge Artillerie, Gepäcke und Wägen mit sich; sein Lager sah einer großen Stadt ähnlich, und war ganz nach persischer Art eingerichtet: Ueberall herrschte in demselben Pracht und Ausgelassenheit; die Zelten waren von dem schönsten

seidenen mit Gold und Silber durchwürkten Stoffe; die Waffen des Adels und der Vornehmern seiner Armee waren von dem hellsten, feinsten, poliertesten Stahl, mit Gold und Silber reichlich eingelegt und geziert, die Helme mit großen Federbüschen von verschiedenen Farben aufgepuzt, und ihre Streitgäule waren starke und rasche spanische, neapolitanische und englische Pferde. Diese waren ebenfalls mit den prächtigsten Roßpanzern, und kostbaren, purpurfarbenen, mit Gold, Silber und Perlen reich gestickten, und verbrämten Decken, oder mit den schönsten Luchs- und Parderfellen umgürtet und belegt. Die Zäume und Gebisse zierte man mit Elfenbein und Silberdrath aus; und die Hengste trugen überdieß, wie ihre Reuter, buntfärbige Federsträuße auf den Köpfen.

Der Herzog hatte, zu größerm Beweise seiner Herrlichkeit, fast alle von seinen Vorfahren und seinem Vater Herzog Philipp dem Guten ererbten Reichthümer an Baarschaft, Kleidern und Kleinodien mit sich ins Feld genommen. Schilling macht in seiner Geschichte der Burgundischen Kriege eine weitläuftige Beschreibung davon; und wir können schon vorläufig aus dem schlimmen Beyspiele, das die Eidgenossen da vor sich hatten, aus dem schwelgerischen Leben, das die burgundische Armee da geführt hat, aus der reichen Beute, welche die Eidgenossen Gelegenheit hatten zu machen, urtheilen, ob es für die Sitten unsrer Landsleute vortheilhaft gewesen; doch im Verfolg mehrers hievon.

Kaum hatten nun die Burgunder das am westlichen Ufer des Neuenburgersees gelegene Städtchen Grandson in ihre Gewalt bekommen, das durch einen in den Diensten des Herzogs von Burgund stehenden Edelmann aus der Waat, Namens Ronchant, eingenommen ward, und in des Kaisers Hände sollte geliefert werden; kaum hatten sich die Bewohner willig ergeben, so wollte der Herzog nichts von Kapitulation hören, sagte: was ihnen von Schonung verheißen worden, sey nur mündlich geschehen; die Belagerten wurden umringt, gefesselt, und auf Befehl dieses blutdürstigen und rachgierigen Regenten auf die grausamste Art an Bäume aufgehängt, und im Neuenburgersee ertränkt. Der Herzog wollte sein grausames Verfahren noch dadurch rechtfertigen, daß er den Eidgenossen nur das Gegenrecht halte, die bey der Eroberung von Orbe und anderer Oerter eben so verfahren wären. Freylich übereilten sich die Schwyzer auch etwa; wer wollte unter so vielen und verschiedenen Karaktern, aus denen eine Armee zusammen gesezt ist, alle bändigen und regieren? Da aber viele Oerter mit stürmender Hand eingenommen worden, so war ihre Hitze, und ihr entflammter Eroberungsgeist oft aus den Schranken getreten: Aber dennoch ließen sich diese Uebereilungen in keine Vergleichung mit dem Betragen des Herzogs setzen. — Freylich muß man sich auch vorstellen, daß die Eidgenossen durch die vielen und langen östreichischen Kriege, den Züricherkrieg, und die Burgundische, die beynahe gerade aufeinander folgten, zuwohl an Feindseligkeiten gewöhnt waren —

So verfuhr also Karl mit den Einwohnern von Grandson. Aber bald war er gerochen, indem er drey der fürchterlichsten Niederlagen hintereinander erlitt, und endlich gar sein Leben einbüßte. Seine Größe verschwand bald, als er geschlagen wurde: Er dachte wohl nicht daran, daß er sobald gedemüthiget würde, als er in Grandson die Schweizerische Besatzung hinrichten ließ; daß er darum, wie wir bald sehen werden, durch einen Berner sein Leben verlieren werde, da die meisten dieser Belagerten Berner gewesen waren.

Kaum war Grandson eingenommen, kaum wurden die unmenschlichen und Natur empörenden Befehle des Herzogs ausgeführt, so kam die schreckende Nachricht eines Schweizerischen Entsatzes, die schon im Hornung dieses 1476ten Jahrs erfolgte, indem die Berner alle übrigen Eidgenossen und Bundsgenossen, und mit ihnen auch Zürich, dem Vorort unsrer Eidsgenossenschaft, um Hilfe anriefen. Der Anführer der Berner war Schultheiß Scharnachthal. Der Herzog, dessen Anlage zu Stolz und Eigenliebe durch die Eroberung dieses Städtchens noch höher gestiegen, ward durch die Annäherung der Eidgenossen immer mehr erbittert: In einer unbesonnenen Rache, und in vollem Grimm, wollte er auf die Eidgenossen losstürmen, und sie gänzlich vertilgen. Seine versammelten Kriegsräthe riethen ihm zwar, er solle die Eidgenossen in seinem vortheilhaften Lager erwarten, und nicht selbst angreifen. Dieser Rath wäre wirklich sehr vortheilhaft für den Herzog gewesen; aber sein stolzes und verwegenes Gemüth

fand diesen Rath nicht gut. Auch Ludwig der Eilfte hatte keine Ruhe, bis er seinen großen Feind Karl von Burgund angreifen, schwächen und demüthigen konnte. Dieser Ludwig suchte wirklich auch viele burgundische Feldherrn mit Gold zu bestechen; diese gaben solchen Versuchungen Gehör, konnten ihnen nicht widerstehen; Comines, der hiervon eine unvollständige Geschichte liefert, und andere mit ihm, bereden ihren Herrn, dem feigen und kleinmüthigen Rath ihrer Kriegsräthe nicht weiter Gehör zu geben, sondern mit seiner großen Macht die Schweizer anzugreifen: Er sey ja so mächtig, mit seinem großen Heer werde er geschwind die geringe Armee der Schweizer über den Haufen werfen; dieses Unternehmen werde die Schweizer in Schrecken setzen, und ihm den Weg erleichtern, ihr Land zu erobern. Karl hörte, wie jeder Stolze, gerne Schmeicheleyen, und seine Befehlshaber, die von dem französischen König bestochen worden, hörten nicht auf, alle Ränke und List anzuwenden, um ihn dazu zu bereden; sie kannten seine schwache Seite; und es ward von Karl äußerst unbedachtsam und verwegen, einem Feind entgegen zu ziehen, dessen Muth seine Völker schon lange erfahren hatten.

Nachdem sich der Herzog zu diesem gewagten Schritt entschlossen, machten sich seine Befehlshaber zu diesem Aufbruch fertig: Man ließ 1000 Reuter zum Vortrab brauchen, und zwar in engen und bergichten Gegenden. Auch die Schweizer waren an dem nämlichen Morgen schon in Bewegung; sie lagerten sich zwischen Neuenburg und St. Aubin,

das auch am Neuenburgersee liegt, und rückten immer näher auf Grandson zu, um diese Stadt zu entsetzen. Das ganze Heer bestand aus 22—23000 Mann. Um den Feind glauben zu machen, sie lassen ihren Gedanken auf die Entsetzung von Grandson fahren, rücken sie zuerst vor Murten auf Neuenburg. Dadurch gewannen sie, daß der Herzog zuerst aus seinem Lager aufbrach. Sie schlugen da den Herzog; er mußte vor ihnen fliehen; aber sie wußten ihr Glück nicht zu benutzen. Sie hatten schon einmal die ganze Waat im vorigen Jahr 1475 erobert, und verließen, einige wenige Plätze ausgenommen, ihre gemachten Eroberungen wieder. Und in dieser Schlacht bey Grandson gewannen sie weiter nichts, als daß sie diese Plätze wieder einnahmen, und diesen Augenblick nicht benutzten, das Land einzunehmen und zu erobern: denn dadurch gewann Karl soviel, daß er wieder freyes Feld hatte, und auf Murten hineindringen konnte, welches wegen seiner nahen Lage von Bern und Freyburg diese Oerter in große Gefahr versetzte: Hätte nicht ein panischer Schrecken die Burgunder in Verwirrung gebracht, als die Eidgenossen ihre getrennten Völker angriffen, so hätte Karl mit seinen 60000 Mann nicht fliehen müssen. Der Hofnarr Karl des Kühnen hörte ihn im Frieden oft den Hannibal nennen, und als er nun mit seinen Soldaten fliehen mußte, schrie er: „Nun sind wir schöne Hannibalen.„ Dieser berühmte Sieg war nicht blutig: Die Eidgenossen verlohren in diesem Treffen nicht 50 Mann; hatten aber destomehr Verwundete: Die Burgunder 1500 Mann, unter wel-

chen viele Adeliche waren. Der Feind wurde nicht heftig verfolgt, aber das Lager geplündert: alles, was man da fand, weggenommen, kaum der hunderteste Theil gemeinsam vertheilt, und doch fand man über eine Million Rheinischer Gulden; diese Theilung beschäftigte lange die Kantone auf den Tagsatzungen. Die Häupter der Stände wurden aus den erbeuteten Stoffen neu gekleidet, und der unwissende Soldat gab Silber und Kleinodien für einen geringen Werth. Karl von Burgund verlohr also seine Schätze, und den Ruf seiner Unüberwindlichkeit, den er in ganz Europa erworben hatte.

Ein trauriger Anblick für die siegenden Eidsgenossen war, da sie zu nächst am Schloß und der Stadt Grandson ihre erwürgten und erhängten Mitbrüder von Bern und Freyburg sahen, die hier in Besatzung gelegen waren; sie schnaubten vor Wuth und Rache; beynahe hätten sie noch diesen Abend gestürmt; und an dem folgenden Tage, da sich die von den Ihrigen verlassene burgundische Besatzung nebst andern, die in Grandson sich geflüchtet, an die Eidsgenossen ergeben mußten, wurden alle dieselben an die nämlichen Bäume aufgehängt. Sie verschonten einigen wenigen Edelleuten, um gegen sie den hinterlistiger Weise gefangen genommenen Bernerischen Kommendanten von Grandson, Brandolph zum Stein, auszuwechseln. Die Eidgenossen begruben die Ihrigen selbst. Zur Belohnung für die Tapferkeit der Bundsgenossen wurden nach Beendigung des Streits viele Berner und andere zu Rittern geschlagen.

# Die Schlacht bey Murten.

Die Schlacht bey Grandson war, ohne noch viele andre vortheilhafte Scharmützel und Treffen zu rechnen, für die Schwyzer ein doppelter Gewinn: Ihr größter Feind war gedemüthiget, geschwächt, und seiner großen Schätze beraubt; und überdieß hatten sie izt neues Gefühl ihrer Tapferkeit. Wer gesteht es nicht, daß der gute Erfolg jedes Unternehmens uns mit neuer Kraft dazu belebt? Wie bedeutend also für das künftige Schicksal der Eidsgenossen in diesem burgundischen Kriege, daß sie durch den glücklichen Ausgang der Schlacht vor Grandson neuen Muth bekamen, und sich der feindlichen Armee furchtbarer machten! Als Ludwig, König von Frankreich, die Nachricht von der Flucht der Burgunder erhielt, bedauerte er nur, daß ihr Verlust an Volk so geringe war; er konnte seine Freude besonders darüber nicht verbergen, daß schon verschiedene Verbündete des Herzogs bey diesem ersten Anschein seines widrigen Schicksals ihn verließen, und sich auf französische Seite schlugen. Den Eidsgenossen wünschte er Glück zu ihrem Sieg; aber sie erwiederten des Königs schöne Worte ohne That mit Sprödigkeit, und er mußte sie mit Subsidiengeldern befriedigen.

Der Herzog Karl brütete indessen zu Nozaret in Franche-Comté neue Rache aus, und gab seinen Dienern Verhaltungsbefehle mitten in den Anfällen einer grimmigen Wuth; er sammelte seine zerstreuten Heere wieder; er hieß viele Leute aus fremden Ländern herkommen; er ließ wieder neues Geschütz gie-

ßen. Wenn ein armer Mann, sagt Schilling, zwey eherne Hafen hatte, mußte er einen hergeben, und alles eherne Geschirr. Er wollte auf Bern und Freyburg ziehen, und diese Städte einnehmen: Aber seine abgeschreckten Räthe fanden, diese Städte wären zu feste, es wäre besser, er schlüge sein Lager vor Murten auf; die Herzogin von Savoyen und ihr ganzes Land, leisteten dem Herzog von Burgund große Hilfe; sie leiheten ihm neues Gezelt; sie ließ seidene Stoffe in Savoyen und Piemont verfertigen, um den Herzog und die Seinigen zu kleiden, weil sie alle köstlichen Kleider vor Grandson verlohren hatten.

Die Venetianer und der Herzog von Mayland schickten ihm viel Geld und Harnisch.

Als sich der Herzog wieder ausgerüstet, und neue Unterstützung erhalten hatte, nahm der Graf Romont wieder alle Städte in der Waat ein, und besetzte sie meistens mit Savoyarden.

Schon am dreyzehnten Tage nach seiner Flucht von Grandson schlug er ein Lager vor Lausanne auf, das weder an Kriegsvorrath, noch an Ueberfluß dem erstern wich. Ungeachtet sein erstes Unternehmen so übel ausgefallen, und auch seine eigene Unterthanen müde geworden, die kühnen Unternehmungen ihres Herrn mit neuem Geld und neuem Blut zu bezahlen, blieb dennoch die Herzogin von Savoyen eine eifrige Freundin ihres verbündeten Herzogs.

Zuerst glaubte man immer, Karl wolle auf Bern und Freyburg ziehen, da dann diese beyden Städte sich darauf versahen, und sich zur Gegen-

wehr rüsteten, um so mehr, weil sie vernahmen, der Herzog von Burgund habe dem Graf Romont versprochen, er wolle ihm das ganze Bernergebieth, und der Herzogin von Savoyen das Uechtland schenken, die vornehmsten und edelsten sollten zur Belohnung Häuser und Güter erhalten. Daher schickten die Eidsgenossen 1000 Mann auf Freyburg, weil man hörte, Karl wolle dieses zuerst einnehmen; obgleich sich die kleinen Kantone lange widersetzten, und nicht außert die alten Kreise ihres Bundes ziehen wollten; denn sie waren unzufrieden über die ungleiche Vertheilung der Grandsoner-Beute. — Bern allein steht unerschrocken mitten in aller Gefahr; Tag und Nacht waren groß und kleine Räthe beyeinander, um zu rathschlagen, wie sie dem nach Rache schnaubenden Herzog und seinem mächtigen Volke widerstehen könnten.

Man schickte 1500 Männer nach Murten: Ihr Anführer war Herr von Bubenberg, den wir noch von einer schönen Seite werden kennen lernen. So schickten auch die Freyburger 80 Mann auf Murten. Auch die von Strasburg, die den Bernern immer treu waren, bewiesen es bey dieser Gelegenheit: denn sie sandten ihr Geschoß samt vielen Leuten eben dahin.

Nur eine kleine Abweichung muß ich hier machen, damit das Ganze desto deutlicher werde, nämlich von der Zeit der Erfindung der Geschosse, die wir in diesen Kriegen schon häufig antreffen, ein paar Worte sagen. — Geschütz heißt alles, was Körper weit wegwirft, z. E. Schleuder, Armbrust, Feuerge-

wehre. Das Pulver und seine Wirkung macht allein die Geschosse brauchbar, und wird aus Salpeter, Schwesel und Kohle versertiget; der Schwefel entzündet diese von verschiedenen Substanzen zusammen gesetzte feste Materie, und erregt das heftige und durchdringende Feuer, da er sich leicht entzündet. Der Salpeter giebt ihm die Kraft und den Knall, der enſteht, wenn er durch das Feuer von verborgenen elastischen Theilen befreyet wird.

Diese drey Substanzen werden in einer Wassermühle miteinander gemalen, um sie durch und durch miteinander zu vermischen: In einigen Mühlen macht man es durch Stampfen, in andern aber durch Walzen und Steine, zwischen welchen man sie zerdrückt: Jede Materie wird besonders gemalen; aber alle müssen ein gewisses Verhältniß zu einander haben, weil darauf die Entzündbarkeit des Pulvers besteht; sie müssen rein und gut seyn. Pulver, das zuviel Salpeter hat, löset sich gerne auf; und das, so zuviel Kohlen hat, entzündet sich schwer. Ist die Portion des Schwefels zu geringe, so entzündet es sich nicht schnell genug; ist es aber die des Salpeters, so ist die Kraft nicht in dem gehörigen Maaß, und ist es die der Kohlen, so brennt der Salpeter nicht ganz auf, und das Pulver thut nicht die gehöge Wirkung. Man nimmt immer drey Vierling Salpeter, ein Quart Schwefel, und ein Vierling Kohlen; und die Kohlen werden aus weichem Holz gebrannt, das man vorher in das Wasser legt, damit das Gummi und Harz aufgelöst und weggeschaft wird; die Pulvermüller brennen sie selbst. Um keinen

Sand und andere Unreinigkeiten, wie im Wald geschieht, damit zu vermischen, bedienen sie sich darzu eines Feuer festen (von unentzündbaren, oder nicht zerschmelzenden Steinen) ausgemauerten viereckigten Kastens, der mit einem Deckel verschlossen wird.

In den Mühlen werden also die zum Schießpulver unentbehrlichen Substanzen pulverisirt, und wohl durcheinander gemengt, und diese Vereinigung macht, daß sich die Kraft einer jeden allen andern mittheilt, alle andern durchdringt, und sich die Masse schnell mit einem Knall entzündet. Nach dem Malen wird das Pulver gekörnt. Die Masse, die gekörnt werden soll, wird nach dem Malen wieder angefeuchtet, und in ein Sieb eingefüllt, welches aus feinem Pergament gemacht ist, und so große Löcher hat, als die Körner dick werden sollen. Auf die eingefüllte Masse wird eine dicke hölzerne Scheibe gelegt, die man durch das Hin- und Herschütteln bewegt, und die durch ihre Schwere das Pulver durch die Löcher preßt, wodurch es alsdann die Gestalt eines Korns erhält — Alsdann wird diese Materie geglättet, und erhält eine Art Pollitur. Dieses befördert die leichtere Entzündung. Man tröcknet das Pulver durch die Sonnenwärme; und an einigen Orten hat man Trockenhäuser, die wie Gewächshäuser eingerichtet sind; es geschieht auch durch Ofenwärme in Stuben, deren Oefen aber mit Gips verschmiert, und mit einem küpfernen Mantel umgeben sind. Glaubt man dann, daß es hinlänglich ausgetrocknet sey, so siebt man es wieder, damit sich das Pulvermehl absöndere, und die ganzen Körner

werden

werden dann in Tonnen gepackt, und in das Magazin gestellt.

Dieses ist die Art, wie man das Schießpulver verfertiget, insofern es zu einem Gebrauch für kleinere oder größere Mündungen der Schießgewehre bestimmt wird. Diese sind so verschieden in ihren Arten,, daß ich auch von ihnen ein Wort sagen muß.

Die ersten sind (nach ihrer Größe von der untersten Stufe an zu betrachten) die Pistolen; diese wurden zuerst von den Teutschen gebraucht. Man behauptet, sie seyen zu Pistoria im Toskanischen erfunden worden. Ein berühmter Verfasser des Ursprungs der Erfindungen, Daniel, ein französischer Schriftsteller, behauptet, sie seyen zuerst ganz eisern, ihre Ladstöcke aber hölzern gewesen. Es giebt Reuter- und Sackpistolen.

Büchse erhielt wahrscheinlich seinen Namen daher, weil die ältesten Arten des tragbaren Feuergewehrs eine Aehnlichkeit mit einer Büchse hatten. Man hatte lange und kurze Büchsen; letztere sollen Reutergeschoß gewesen seyn. Die langen Arten nannte man wegen der Aehnlichkeit Rohre. Das grobe Geschütz, welches auf Karren oder Laffeten fortgebracht worden, hieß Karrenbüchse; ward aber bald auch von Canna, Kanonen genannt. Die Kanonierer nannte man ehedem Büchsenmeister; die Artillerie, Büchsenmeisterey; das Zeughaus, Büchsenhaus. Die Hackenbüchsen (Arquebuses) waren so groß und schwer, daß man sie nicht mit der Hand führen konnte; man mußte ihnen eine Stütze geben,

die man den Bock nannte, weil sie zwey Hörner hatte, zwischen welchen das Geschütz mit einem Hacken, der aus dem Schafte hervorgieng, befestiget war: daher entstand ihr Name; dieser Hacken mit dem Rade waren wahrscheinlich im Anfang des 16ten Jahrhunderts, zu der Zeit der italiänischen Kriegen zwischen Karl dem Fünften und dem französischen König Franz dem Ersten, in Teutschland erfunden.

Die Musqueten erhielten ihren Namen vom lateinischen Wort Muschetus, der Sperber; dieß ist um so viel wahrscheinlicher, da verschiedene Geschosse ihren Namen von Raubthieren erhielten. Einige glauben, sie seyen zuerst unter Franz dem Ersten gebraucht worden; andere aber, der Herzog von Alba, der so viele Grausamkeiten in den Niederlanden ausgeübt, habe sie 1567 bey seinen Kriegsvölkern zum Schrecken und Schaden der Niederländer eingeführt. Das Feuerschloß ward wahrscheinlich zu Anfang des 16ten Jahrhunderts zu Nürnberg erfunden, weil da vorzüglich geschickte Büchsen- und Feuerschloßmacher gelebt haben. Die ersten tragbaren Feuergewehre und Feuerröhre wurden mit einer Lunte angezündet, welche man mit der Zeit an einen Hahnen befestigte, um die Hände zu sichern. Nachher schraubte man an den Hahnen einen Feuerstein, und brachte eine stählerne Scheibe, oder ein kleines Rad an das Rohr, welches mit einem besondern Schlüssel gestellt, und aufgezogen wurde. Dieser Feuerstein war anfänglich nicht ein glasartiger Stein, sondern ein Kies oder Markasit. Weil ein solches Gewehr oft

versagte, so hatte man noch lange Zeit neben dem Rade eine Lunte. Weit später gerieth man auf den Gedanken, anstatt den zerbröcklichen und der Verwitterung stark ausgesetzten Kies, einen glasartigen Stein an das itzige Feuerschloß zu schrauben, den man Hornstein, oder Silex igniarius, auch Gregarius nennt. In Teutschland hieß er ehedem Flint; und heut zu Tage heißt er noch in Schweden, Dännemark und Engelland Flinta, Flint. Von seiner Benennung erhielt das Gewehr, das durch Hilfe dieses Steins entzündet wird, den Namen Flintgewehr, Flinte. Doch braucht man diese Steine nicht überall, z. E. im Tyrol werden die härtesten eisenhaltigen Granate, die aus körnichten, theils unförmlichen, theils vielekkigten Stücken zusammen gesezt sind, zu Flinten gebraucht, und heißen daher Tyrolische Flintensteine. Wieder in andern Gegenden schleift man Jaspis dazu, von denen viele in die Türkey hinüber gehen.

Unter das schwere Geschütz gehört zuerst die Kanone. Diese wird von Metall in eine dazu verfertigte Form gegossen; sie ist inwendig hohl, und darein wird das Pulver und die Kugel gethan; man braucht sie in den Schlachten auf dem Lande und auf dem Meer, und zum Angriff der Plätze; sie hat drey Hauptttheile, das Bodenstück, das mittlere Zapfenfeld, das vorderste Mundstück. Ihre Erfindung fällt ins 14te Jahrhundert. Schon 1338 bediente man sich ihrer bey Belagerungen; unter dem französischen König Karl dem Fünften fieng man schon an sie zu gießen. Die ersten Kanonen waren von Eisen: da

man aber diese zu zerbrechlich fand, so machte man eine Mischung von Metallen, die haltbar und nicht zu schwer wäre, und die aus Kupfer, Zinn und Metall bestünde. Das Kupfer giebt diesem Metall Dauerhaftigkeit, das Zinn Glätte und Dichtigkeit, das Messing giebt der Kanone ein bessers Ansehen; dieses Metall wird alsdann flüßig gemacht.

Die von Lehm gemachte Form steht beym Gießen in einer dazu gemachten Dammgrube. Das Metall fließt in ihren Kopf, der Boden steht unten; zu dem Kopf leitet man eine Rinne von Lehm und Mauersteinen. Ist das gegossene Metall kalt geworden, so wird die Form mit einem Hammer abgeschlissen, und alsdann wird die Seele der Kanone ausgebohrt. Diese Bohrer werden von Menschen oder Pferden getrieben, und stehen senkrecht; das Stuck hängt senkrecht, und bewegt sich gegen den Bohrer hinab.

Das Zundloch bohrt man mit einem kleinen Bohrer in das Metall der Kanone, oder man befestigt ein Stück Kupfer oder Stahl an dem gehörigen Orte der Form, und vereinigt es mit der Kanone durch den Guß. Im letztern Fall pflegt man schon das Loch vorher zu bohren.

Man kann sich nach dieser Beschreibung auch eine Vorstellung machen, wie Glocken und metallene Statuen gegossen werden.

Endlich drehet der Gießer das Stuck auf einer großen Drehbank mit dem Dreheisen ab, und diese kann von einem Pferde bewegt werden. Also ist

bey diesem Stuckgießen verschiedene Arbeit; die Mischung der Metalle zu einer Kanone, das Formen, Gießen, Bohren und Abdrehen.

Die Mörser und Haubitzen sind kürzer als die Kanonen, und erstere haben einen breitern, leztere einen geringern Kaliber. Aus jenen werden Bomben und Granaten abgeschossen, diese sind Hohlkugeln von Eisen; einige setzen ihre Erfindung in die gleiche Zeit der Kanonen. Aus den erstern konnte man nur Steine abschießen. Man formet sie wie die Kanonen, und gießt sie massiv; aber sie werden mit zwey Bohrern gebohrt; der erste bohret in die Axe das Loch nach der Größe der Kammer, und der andere bohret das Flug- oder Zündloch.

Ein Mörser hat drey Theile, den Kessel, die Kammer, und den Stoß. Im Kessel liegt die Bombe, die Kammer enthält das Pulver, und der Stoß ist der Boden.

Die Haubitzen sind wirklich das Mittelgeschütz zwischen Kanonen und Mörsern; ihre Theile heißen Lauf, Kammer und Stoß; die Kammer beherbergt das Pulver: Aus ihnen schießt man Haubitz-Granaten, das ist, kleine Bomben von Eisen.

Man bedient sich heut zu Tage meistens nur des Pulvergeschützes; und wenn es so schwer ist, daß es Unterlagen nöthig hat, so nennt man es schweres oder grobes Geschütz; hat es keine nöthig, so nennt man es Gewehr; das grobe braucht man nur im Krieg, das andere für Krieg und Jagd.

Die Gewehre, die ich nun so kurz als möglich mit der Zeit ihrer Erfindung durchgegangen habe, sind also, die Pistolen, Hacken-Büchsen, Musketen und Flinten; die Kanonen, Mörser und Haubitzen. Ihre Erfindung ist künstlich; dienet aber nicht zum Vortheil der Menschheit: Doch wenn man bedenkt, aus wie vielen Stücken ein Gewehr zusammen gesezt ist, so kann man leicht einsehen, wie viele Hände beschäftiget werden müssen, bis die vielen rohen Materien ausgearbeitet, zusammen gebracht, und in einem Ganzen vereiniget, zu dem Zweck eines Gewehrs brauchbar sind: Wir wollen nur z. E. eine Flinte annehmen, wie vieles muß nicht vorgehen, ehe sie brauchbar wird. Der Büchsenschäfter muß das Holz zum Kolben und der Unterlage oder des Schaftes des Gewehrs hergeben, es formen, ausarbeiten, und ihm die gehörige Gestalt verschaffen, wozu er am liebsten Nußbaumholz, Rothbuchen, oder Ahorn nimmt, obgleich er auch andere köstliche Holzarten dazu brauchen kann. In der sogenannten Gewehrfabrik werden aus Eisen und Stahl durch den Rohrschmid, die vorher durch den Hammer bereiteten Platinen, in ein Rohr verwandelt, das von verschiedener Größe ist, woraus ein Flinten- Büchsen- Muzketen- und Pistolen-Lauf verfertiget wird. Nachdem das Rohr seine Gestalt erhalten hat, muß es gebohrt werden; und endlich erhält es in der Schleifmühle seine erste Feinheit und Politur, und der Büchsenmacher giebt ihm den höchsten Grad von Politur; er macht noch die Schwanzschraube, das Zündloch, und das Richtkorn. Nun wenn Ihr

diese Theile zusammen setzet, so vereiniget ihr ein Ganzes, und erhaltet das Schießgewehr.

Wenn man nun voraus sezt, wie vieles vorangehen müss', um die Flinten in allen ihren einzelnen Theilen vereinigen zu können, wie vieles, um sie zu ihrem Zweck brauchbar zu machen, so sieht man, wie viele Hände nur für einen solchen einzelnen Gegenstand müssen beschäftiget werden. 1) Das Eisen aus den Eingeweiden der Erde zu ziehen, die uns alle Produkte verschaft, die zum Gebrauch des Menschen verarbeitet werden. 2) Den Stahl zu bereiten. 3) Diese verschiedenen Geräthe zu verarbeiten. 4) Die Theile zusammen zu setzen, und in ein Ganzes zu vereinigen. 5) Das Holz dazu zu fällen, es auszuhauen, auszutheilen. Nur dieser geringe Gegenstand kann Euch, meine Freunde! aufmerksam machen, wie die Vorsehung unbemerkbare Mittel braucht, die Schätze, die sie in unsre Erde gelegt hat, zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft zu verwenden; wie sie uns dadurch, daß wir in das Innere der Erde dringen müssen, auf den Gedanken seiner Größe, seiner Güte führt, weil wir dadurch immer mehr seine Größe erkennen müssen. Bedenkt, wie viele Millionen Menschen durch die Kenntniß des Eisens und seiner Eigenschaften, und des Nutzens, den es uns leisten kann, beschäftiget werden! Bedenkt, wie viel Tausende der Bewohner unsrer Erde nur mit Verarbeitung von Flinten zu thun haben! Müßt Ihr dann nicht daraus schließen, daß alle Produkte der Erde den Menschen auf unzählige Art beschäftigen können? Nur z. E. das Eisen, ein hartes, trocknes

Metall, das aus salzigten, erdartigen und schweflichten Theilen besteht, das sich mit der größten Mühe gießen läßt, aber biegsam ist, und aus dem man beynahe alle Werkzeuge der Handwerker und Künstler verarbeitet, die man zum Schneiden und Schlagen braucht: das Eisen ist für die Bedürfnisse und Bequemlichkeit des menschlichen Lebens das nützlichste Metall. Sogar Gold und Silber, so kostbar sie immer seyn mögen, könnten ohne dessen Hilfe weder aus der Erde hervorgezogen, noch bearbeitet werden. Von diesem Metall sondert man in der Schmelzhütte die fremden Theile in einem sogenannten hohen Ofen, der von feuerbeständigen Theilen aufgeführt ist, ab, sammelt die zerstreueten oder durch das Gießen gesönderten wieder zusammen, und macht daraus eine Masse, um sie zu so mannigfaltigem Gebrauch tüchtig zu machen; diese Masse heißt man Stäbe, oder Formen, Bleche. Stäbe und Bleche werden unter Hämmern geschlagen.

Der Stahl ist eine feinere Art des Eisens, der durch das Feuer gereiniget, und wenn er bereitet ist, das härteste Metall wird. Ehe er diese Eigenschaft erhält, muß er zuerst in einem großen Kohlenfeuer geschmolzen werden, das man mit Ochsenhorn vermischt, und erst dann wird es im kalten Wasser gehärtet, das man oft mit Vermischung von Arsenik, Königswasser, oder Antimonio noch schärfer macht. Man bereitet den Stahl, weil viele aus Eisen zu verfertigende Werkzeuge und Geräthschaften eine ungleich größere Härte nöthig haben, als das Eisen an sich allein hat; der Stahl wird ja in allen Manu-

sakturen, Fabriken, Handwerkern, Lebensarten und Handthierungen gebraucht, seine Härte entsteht allein durch brennliches Wesen, das man hinein bringt, und dieses entsteht insonderheit durch die scharfen Theile die damit vermischt werden; das enthalten unter diesen insonderheit die Hörner, Klauen, Beine, Leder, und Haare der Thiere, auch die Kohlen haben vieles an sich. Das Ablöschen im kalten Wasser ist gut, weil der Stahl die Eigenschaft hat, sich auszudehnen, und wenn er glühend ist, einen größern Raum einzunehmen: Ist der Stahl hingegen erkaltet, so ziehen sich seine ausgedehnten kleinsten Theilchen wieder in die Lage zurück, welche der Natur des Eisens gemäß ist. Wird er plötzlich in kaltes Wasser getaucht, so geschieht dieses Zurückziehen so geschwind, daß seine kleinsten mit dem brennlichen Wesen überhäuften Theilchen eine andere Lage bekommen, welche dem Stahl eine größre Härte giebt. Ihr sehet also genugsam den Nutzen des Eisens und Stahls. Wer darüber mehr nachlesen und Untersuchungen anstellen will, der lese Savoury Dictionnaire sur l'Histoire Naturelle, **Hallens Kunststatte**, in **Justis Schauplatz der Künste und Handwerke**, in **Justi von den Manufakturen**, in **Konradis Technologie**, in der Encyclopédie, in vielen Schriftstellern über die Naturgeschichte, als **Linne**, **Wallerius**, Bomare, Buffon, **Brünich**, **Blumenbach** und **Justi**. Doch laßt uns den Faden unsrer Geschichte nicht verlieren, sondern wieder auf unsern Karl den Kühnen kommen, der die eben beschriebenen Schießgewehre zum Schaden der Eidsgenossen anwenden wollte.

Nun kommen wir wieder auf die Stadt Murten zurück, wohin die von Freyburg mit 80 Mann gezogen waren, so wie die von Strasburg mit ihren Geschossen. (NB. Es kamen nur 80 Mann von Freyburg und viele Strasburger denen von Murten zu Hilfe.) Die von Bern schrieben den Eidsgenossen, daß der Herzog von Burgund mit aller Gewalt auf Lausanne ziehen wolle, daß man doch keine Zeit versäumen möchte, zu Hilfe zu kommen, und sich zu Luzern zu versammeln, um da sich zu berathschlagen, wie man dem Herzog auf die sicherste Weise widerstehen könnte: denn der Herzog hatte sich wieder so von der ersten Niederlage erholt, daß man ihm viel Gold und Silber zuführte, und er viel Unterstützung von andern Orten her erhielt.

Durch das Geld machte er sich die Italiäner wieder anhänglich; daher ermahnte Bern alle Eidsgenossen, ihnen, so viel möglich, beyzustehen; wie wir dieses in dem Verfolg sehen werden.

Als der Herzog auf seinem Zug nach Murten begriffen war, schrieben die von Bern einem ihrer Anführer, Niklaus Zerkinden, daß er und die Seinigen wachen, daß kein Fremder oder Anhänger des Herzogs in diese Städte, im Thurm und Wißlisburg eindringe; da Niklaus Zerkinden mit 700 Mann auf die Stadt zum Thurm kam, nahm er sie mit Sturm ein, brachte, bis auf 8 Mann, alle um das Leben, nur den Alten und den Geistlichen, auch den Weibern und Kindern schonten sie; sie steckten die Stadt in Brand, und plünderten sie: so ward auch Wißlisburg eingenommen. Der Herzog lag

immer noch, um seine Feinde in der Ungewißheit zu lassen, vor Lausanne; aber man hörte, daß die übrigen dem Herzog ergebenen Völker in Romont, und in andern Städten der Waat verstreut wären; daher beschloß man, Romont, und andere Städte und Schlösser wieder einzunehmen. Man zog also von Bern und Freyburg dahin, und zwar unter Anführung des Petermann von Wabern, und Wilhelm von Diesbach. Sobald man dahin kam, wurden einige gefangen genommen, und man vernahm von diesen, daß 4000 Mann, ja sogar der Graf Romont, darinn liegen; daß der letzte die Stadt stark habe befestigen, und mit Munition wohl versehen lassen; dieses schreckte die Hauptleute Waber und Diesbach ab, einen Sturm auf die Stadt zu wagen; sie waren noch behutsamer, weil sie besorgten, der in der Nähe liegende Herzog möchte mit seiner Macht denen von Romont zu Hilfe eilen. Man ließ daher zuerst nur die Vorstadt in Brand stecken, und andre Häuser und Dörfer. In der Stadt war eine große Macht; und Bern und Freyburg waren nicht mit Sturm-Geräthschaften versehen.

Als man aber durch die Feuerverheerung hier einen Eingang in die Vorstadt erhielt, so stund da ein großer und fester Thurm, diesen bestürmten einige, doch fanden sie auch Widerstand, und die Mauer hatte so dicke Gewölber, daß sie nicht eingerissen werden konnten. Endlich zogen die Freyburger und Berner nach einem tägigen Sturm wieder zurück.

Die von Bern mahnten wieder alle Eidsgenossen, und das verbündete Haus Oestreich, die Städte

Strasburg, Colmar ꝛc. auf, sich bey ihrem Zug auf Murten thätig zu erzeigen, und erhielten die beste Versicherung dazu.

Als die von Bern sahen, daß der Herzog von Burgund auch gegen Savoyen treulos handle, und zulezt auch dieses Herzogthum einnehmen, und den Kindern der Herzogin entziehen wollte, schrieben sie dieß dem König von Frankreich, wie wir unten sehen werden.

Der Herzog ließ sich verlauten, er wäre bey Grandson von Bauren und von armen Bettlern verjagt worden; er wolle sie strafen, daß sie ihm seine Schätze weggenommen, und alle diejenigen aufhängen, die sich unterstehen würden, jemand vor Murten anzugreifen; doch ließen sich die von Bern nicht abschrecken, und man versah sich aufs neue mit Munition und Mundvorrath, die man auf Murten schickte. Der Herzog verläßt die Stadt Lausanne, und zieht mit großer Macht auf Murten.

Der Hauptmann von Bubenberg vernahm dieses, zog mit 600 Mann dem Herzog entgegen, und jagte seine Leute bis auf Wiflisburg zurück. Dieser Herr von Bubenberg ward für einige Jahre unschuldiger Weise aus dem Lande verwiesen worden, und wurde bey dieser Gelegenheit wieder auf Bern zurück berufen. Seine Leute hatten ein unumschränktes Vertrauen in seine Tugend und Rechtschaffenheit; aber auch er gab ihnen das Zeugniß, daß unter 1500 Mann kein schlechter wäre. Bald darauf ward die Stadt Murten von dem Herzog mit vieler Gewalt be-

stürmt, und von seiner Macht die ganze Stadt umlagert. Aber der Herr von Bubenberg bath sogleich um neue Hilfe von Bern. Die von Bern schrieben deswegen wieder aufs neue an alle Eidsgenossen und Verbündeten, von denen sie auch unterstüzt wurden.

Murten stand in großer Gefahr; der Graf Romont hatte schon von seinem Posten weg einen Theil der Mauren beynahe ganz niedergeschossen. Es wurden von den Feinden mit einigen Armbrüsten Pfeile mit papiernern Zedeln in die Stadt geschossen, darauf stand: „die Bauren von Bern sollten sich ergeben, sie können sich nicht erwehren; und alle Hämmer könnten nicht Gelds genug schlagen, um sie zu erlösen. Die Burgunder kommen bald in die Stadt, werden sie auffangen toden, und an ihre Gurgeln aufhängen.„

Aber der Hauptmann und seine Besatzung in Murten waren sehr ruhig, und fügten dem Feinde täglich durch kleine Scharmützel Schaden zu. Auch diese geschriebenen Drohungen erschreckten sie nicht, sondern gaben ihnen noch mehr Muth, dem Feind standhaft zu widerstehen. Von Bubenberg rottete den geringsten aufkeimenden Unwillen seiner Besatzung unerbittlich aus, und beschwur ihren Heldenmuth durch die Kraft seines eignen Beyspiels; er beschwur seine Leute, den zu tödten, der ein zaghaftes Wort reden würde, und ihn selbst ohne Scheu am ersten, wenn er seine Befehle durch die That verläugne. Dieser Schritt erwarb ihm das Zutrauen anderer, und er hatte den Muth seine Obern zu bitten, ja

nichts ohne die beste Zuversicht des Erfolgs zu wagen. Dieser großmüthige Held war so stark und standhaft, daß er zwar sich und die Seinigen in der größten Gefahr sah, dennoch aber so klug, daß er seinen Untergebenen diese verbarg, und nur wünschte, sie durch Muth, den er ihnen einflößte, aufmerksam auf alle seine zum allgemeinen Besten veranstalteten Unternehmungen zu machen, und die Gefahr zu vergessen. Wie mißlich ihre Lage war, sehen wir schon daraus, daß der Herzog alles feste Land um Murten besezt hatte, und den Eidsgenößischen Truppen nur allein der See offen stand.

Kaum waren die Hilfstruppen von Bern, wo sie sich versammelt hatten, ausgezogen, so kamen die Feinde mit großer Macht zu Fuß und zu Pferd an die Brücken zu Laupen und Gümminen, wo sie ein ziemlich heftiges Treffen hielten, und sich wenigstens die Berner den Paß auf Murten sicherten.

Der Herzog griff die Stadt mit wenig Mannschaft sehr heftig an, wobey viele Feinde ihr Leben einbüßten; doch da zulezt die Mauren durch schweres Geschütz beynahe ganz umgeschossen waren, wurde mit allen Glocken Sturm geläutet. Bern ermahnt zum Sechstenmal die Kantone, worauf sich diese auf Vorstellung der Stände Zürich und Luzern hin, daß von der Uebergabe der Stadt Murten das Schicksal der Städte Bern und Freyburg abhange, endlich zu einem Zuzug bereden ließen. Dieses geschah um so viel leichter, weil sie an die nahe Gefahr ihres ganzen Eidsgenößischen Landes dachten,

und von den gewöhnlichen Enthusiasmus, ihre Freyheit zu verfechten, ganz beseelt waren. Als der Hauptmann von Bubenberg vernahm, daß einige aus seiner Besatzung in Murten ungehorsam und zaghaft worden, ließ er die Gemeine versammeln, machte ihnen zuerst gelassene Vorstellungen, und drohete, daß, wer ungehorsam wäre, sein Leben verwürkt hätte, damit die Guten von den Bösen gesöndert würden.

Eben so sprach er auch denen von Murten zu, daß sie ihnen treu ergeben bleiben sollten. Auf diesen wohl überlegten Schritt hin war alles zufrieden, und gut gesinnt. Es kamen Hilfstruppen aus allen Kantonen, von Strasburg und Biel; auch der Herzog von Lothringen fand sich ein.

Am Morgen früh, nachdem sie vorher eine Messe angehört hatten, wurden Zurüstungen zu dem Angriff gemacht.

Die von Zürich kamen zulezt, und waren sehr ermüdet, weil sie Tag und Nacht marschirt waren, und zwar bey Regen, durch einen schlechten und schlüpfrigen Weg, so daß sie mehr als 600 Mann zurück lassen mußten, die vor Mattigkeit den andern nicht nachkommen konnten: dennoch kamen sie zulezt auch dahin, und wollten deswegen keinen Augenblick zum Angriff versäumen.

Daher machte man sogleich eine Avant-Garde, oder eine Vorhut, unter Anführung eines Berner-Bürgers, des Hrn. von Hallweil; und die Hintergarde, oder Nachhut, hatte einen Herrn von Hertenstein von Luzern. Ehe sie die Armee des Herzogs an-

griffen, fielen die Eidsgenossen nach ihrer guten Gewohnheit auf die Knie nieder, und betheten. Ihr Feldherr sagte mit zuversichtlichem Muth: „Der Himmel nimmt sich unser augenscheinlich an; stehet auf, die Wüthriche zu schlagen, welche Eure Brüder in Grandson hingerichtet haben! Tapfer daran Ihr Junggesellen, damit Eure Bräute diesen schnöden Burgundern nicht zu Theil werden.„ Eben so wurden auch, um den Muth zu verstärken, viele vor der Schlacht zu Rittern geschlagen, und nachher zogen alle mit tapferm Muth gegen das Lager des Herzogs, und fielen es mit einem solchen Geschrey an, daß der Herzog und seine Truppen flohen: Dennoch konnten sie nicht so schnell fliehen, daß sie nicht von den behenden Eidsgenossen eingeholt worden wären; viele liefen in den Murtnersee. Die Flucht war so groß, daß von Murten an, bis an den Ausfluß des Sees in den Neuenburgersee alles voll Leute lag, die alle darinn erstochen und erschlagen worden; einige ertränkten sich selbst vor großer Angst: Niemand konnte der Menge wegen diese Leute zählen: Es waren meistens Savoyarden, die so in den See gejagt worden; sie thaten alles Geld aus ihren Säcken, damit es niemanden zukomme; so ertranken auch viele Reuter und Rosse; wer vor Angst auf hohe Bäume entfliehen wollte, wurde erstochen.

Die Berner und andere von der Eidsgenößischen Parthey zogen gerade durch des Herzogen Lager, und schlugen jeden zu todt, der ihnen begegnete. Als sie gegen Wiflisburg kamen, brachten einige Stadtbewohner von Murten die Nachricht, daß der Graf Romont

mont in dem Lager wäre. Man hielt für gut, ihn anzugreifen; so bald man sich aber dem Lager des Herzogs näherte, vernahm man, daß er schon geflohen sey.

Die Gebeine von 20000 Burgundern, welche noch izt in einem Gewölbe an der Heerstraße von Bern nach Lausanne ruhen, und ihre Aufschrift, enthalten die übrige Geschichte dieses Tags, dessen Glanz keine Beschreibung erreichen, und keine Dichtkunst erhöhen kann.

Karl selbst floh, ohne vom Pferde zu kommen, bis auf Morsee, und weiter über das Gebirge in Franche-Comte. Sein erschlagenes Heer war aus allen Nationen zusammen gelesen; — daher fanden sich sogar Mohren und Mißgeburten auf der Wahlstatt. Die Beutbegierde der Sieger war wieder so groß, und das Ansehen ihrer Hauptleute so gering, daß der gemeine Mann das Geld mit den Hüthen theilte, in den bekannten gezimmerten Pavillon hineinbrach, den man aus Achtung dem Herzog von Lothringen einräumte, und seine Habschaft für gute Burgundische Beute erklärte. Sie begehrten nicht tiefer in des Herzogen Land einzudringen, sondern schränkten sich nur auf eine schändliche Plünderung der Waat ein: Doch beförderte dieser Schrecken, den sie der ganzen Nachbarschaft einjagten, einen nützlichen Vergleich mit Savoyen.

Ludwig der Eilfte betrachtete schon seit einigen Monaten zu Lyon das Spiel, welches unter gehöriger Aufsicht mit seinem Todfeind getrieben wurde, um sich desto besser nach dem Ausgang desselben zu rich-

ten. Schon vor der letzten Schlacht bathen die Berner den König, nicht länger zuzusehen, wie seine Neffen und ihre Mitbürger die Prinzen von Savoyen in augenscheinlicher Gefahr stünden, die Opfer des Leichtsinns ihrer Mutter zu werden. Ludwig fand nicht gut, den vornehmsten Zunder des fortgesetzten, und den Karl den Kühnen immer mehr schwächenden burgundischen Kriegs zu löschen. Indessen war es doch sehr unklug von dieser Fürstin, seiner Parthey zu folgen; hätte Karl die Schweizer überwunden, so würde sein Ehrgeiz noch nicht befridigt worden seyn, sondern er hätte seinen bekannten Eroberungsplan noch weiter gegen die Küsten des mittelländischen Meers fortgesezt, und wahrscheinlich Savoyen nicht übergangen; sie suchte den Herzog mit ihrer ganzen Familie auf, um ihn über den neuen Verlust zu trösten. Aber Karl, der izt in eine tiefe Melancholie gestürzt war, sah in diesem Augenblick eben diese Verbindung mit dem Hause Savoyen für die erste Quelle seiner widrigen Wirkungen und Schicksale an, und fürchtete, die Herzogin möchte ihn endlich, wie seine übrigen Verbündeten, im Unglück verlassen. Er ließ sie und ihre Kinder auf ihrer Rückreise aufheben; treue Diener retteten den jungen Herzog aus der Gefahr; bald nachher wurden auch seine Mutter und Geschwisterte durch die, Ludwig des Eilften, ihres Verhafts entledigt. Er söhnte sich mit ihr, als seiner Schwester aus (die er vorher spottsweise Madame la Bourguignone nannte) und trachtete weiter, sie aus der noch größern Verlegenheit zu ziehen, worein sie ihr Bruch mit den Eidsgenossen gestürzt hatte. Durch

diesen Vergleich zwischen dem Hause Savoyen und den Eidsgenossen, erhielt Karl noch den letzten Stoß, und die einzige Hilfe, die er erwarten konnte. Auf einer Tagleistung zu Freyburg brachte Ludwig auch dieses Kunststück zu Stande: Bern und Freyburg begehrten anfänglich, neben Abtrag der Kriegsköstem, ihre sämtlichen Eroberungen zu behalten. Endlich aber thaten die verordneten Schiedrichter den Ausspruch: Daß, Murten und einige andere Plätze ausgenommen, welche diesen beyden Ständen eigenthümlich verbleiben sollten, die Waat gegen Erlegung von 50000 Gl. an Savoyen abgetreten; nimmermehr von dem herzoglichen Hause entfremdet, und bis auf Erlegung obiger Summe den Kantonen zum Pfand bleiben solle. Genf mußte noch einen unbezahlten Brandschatz von 24000 Gl., und Savoyen eine andere Schuld von 25000 Gl. an Freyburg abtragen. Diese Herrschaft wurde also für ihren genommenen Antheil an den burgundischen Kriegen mit Geld gebüßt. Niemand konnte mehr Ansprache auf Vortheile machen, als der von Karl erniedrigte, und hernach mit der Eidsgenößischen Parthey vereinigte Renat von Lothringen. Alles stritt für diesen Fürsten; alles Zutrauen, alles Mitleiden lenkte sich nur auf seine Seite: Was ihm aber noch am meisten die Gunst der Eidsgenossen erwarb, war der Antheil, den der Herzog von Lothringen in so kurzer Zeit, da er sich unter ihnen aufhielt, an ihren Angelegenheiten nahm, und besonders sein auserlesener Heldenmuth vor Murten. Er warb eben auf diesen Tag zu Freyburg um den Beystand der Nation gegen den Usurpator seines Her-

zogthums. Die Kantone, ungeachtet ihres glückli=chen Siegs, und der Entkräftung des Karls von Burgund, fürchteten sich sehr vor ihm, und waren daher noch unschlüßig, was sie thun wollten — Aber Renat wollte eine gelegene Zeit nicht verlieren, und wagte es aus eigenen Kräften mit einem kleinen zu=sammen geraften Heer, in sein eigen Land einzufallen. Nachdem sich die Eidsgenossen entschlossen hatten, den Herzog Renat zu unterstützen, schickten die mei=sten Kantone Bothen an den König von Frankreich, unter denen sich Herr von Bubenberg, und ein Herr von Diesbach aus Bern vorzüglich auszeichneten; diese begehrten von ihm, vermöge ihrer Verträge, Geld, und erhielten von ihm auf die freundschaftlich=ste Art 24000 Gl. Die Berner hatten zwar in diesem Krieg ungleich größere Kösten gehabt: Um aber den andern Kantonen ihre Unpartheylichkeit und Uneigen=nützigkeit zu zeigen, und sie aufzumuntern, den Muth nie sinken zu lassen, theilten sie dieses Geld unter alle gleich aus.

Der König gab diesen 12 Bothen oder Gesand=ten noch 20 Mark verarbeitetes Silber, und für die Reise 1000 Kronen; dem Herrn von Bubenberg gab er noch über alles aus 100 Mark Silber.

Indessen Karl zu Riviere in Burgund sehr krank lag, eröfneten sich viele Plätze, und die Hauptstadt selbst, dem siegenden Herzog von Lothringen. Als Bievres, der burgundische Gouverneur von Nancy, ihm entgegen kam, umarmte ihn der Herzog, dankte ihm für die gute Behandlung, welche seine Unter=thanen unter ihnen genossen. Bievres, von diesem

Edelmuth gerührt, antwortete mit Thränen im Auge: „Nun bin ich gewiß, daß sich das Unglück meines Herrn von Burgund mit seinem Leben endigen wird.“ Sobald Karl diesen glücklichen Fortgang der lothringischen Waffen vernahm, raft er sich auf, und erschien schon am zweyten Tage nach der Uebergabe von Nancy vor den Thoren dieser Stadt. Aber schon diese Trümmer der burgundischen Macht konnten den Renat so erschrecken, daß er keinen Schritt weiter wagen durfte: Er begnügte sich einmal damit, in die eingenommene Plätze Besatzung zu legen, und indessen wieder Hilfe bey den Eidsgenossen zu suchen. Er kömmt selbst auf Bern, erzehlt den Räth und Bürgern von Bern auf eine sehr dringende Art, wie er sein Herzogthum wieder eingenommen, und Nancy mit treuen und tapfern Leuten besezt habe; wie izt aber der Herzog von Burgund mit Gewalt und Macht wieder dahin gezogen, und vor Nancy ein großes Lager aufgeschlagen, und vor Rache schnaube, die ganze Besatzung ums Leben zu bringen; er ersuche daher Bern, ihn in dieser dringenden Noth zu unterstützen, die guten Leute von Nancy zu entsetzen, und sich der treuen Dienste vor Murten mit Dank zu erinnern: Wenn dieß nicht bald geschähe, müßten sie Hunger sterben, indem sie izt schon anfiengen Pferde, und andere der menschlichen Natur widrige Speisen zu essen. Auf diese dringende Vorstellung hin wurden alle äußerst gerührt; man gab ihm zu Bern die beste Antwort, ein Begleit auf Luzern, und empfahl ihn da den versammelten Eidsgenößischen Räthen. Die von Bern riethen zuerst dort an, man soll den Herzog nicht ver-

lassen: Da es aber sehr kalt war, waren noch nicht alle Eidsgenossen darmit zufrieden; anfänglich schickte erst Bern eine große Anzahl Volk aus, und die Eidsgenossen bewilligten dem Herzog freye Werbung in der Schweiz. In kurzer Zeit zogen 8000 Eidsgenossen um Brod und mäßigen Sold für den Helden: Der Herzog Renat eilte also mit 20000 Mann, die sich unterwegs zu seinen Fahnen versammelt hatten, zum Entsatz seiner Hauptstadt, deren Besatzung sich nur aus Enthusiasmus für ihren geliebten Fürsten vor der Uebergabe wehren wollte. Bey dem Auszug der lothringischen Uebermacht riethen dem Herzog Karl seine treuesten Diener, die Belagerung für einmal aufzuheben, eine Verstärkung zu erwarten, und besonders ein Treffen auszuweichen. Er konnte ihren Gründen nichts entgegen setzen, als seinen unverzeihlichen Eigensinn, an dem nichts auszurichten war. Er sprach: „Eher werde ich allein fechten, als vor diesen Knaben fliehen. Ihr seyd alle Lothringer!„ Darauf nimmt die Schlacht vor Nancy ihren Anfang. Die Eidsgenossen ließen sich durch die burgundische Artillerie, aus der man Steine so groß wie ein Mannskopf schießen konnte, nicht irre machen. Karl selbst focht mit außerordentlicher Tapferkeit; begieng aber ungefähr die gleichen Fehler, wie vor Murten und Grandson.

Die zaghaften burgundischen Schaaren bebeten vor dem gräßlichen Klang des Uri-Horns, das sie aus vorigen Niederlagen schon kannten, und verwickelten den Herzog in ihre Flucht, auf der er unerkannt den 7. Jenner 1477 getödet wurde. Erst nach zwey

Tagen ward sein Körper nackend, von Koth entstellt, aus dem gefrornen Schnee hervorgezogen, und nur an einer Narbe erkannt. Renat zog mit seinen Mitsiegern in Nancy durch einen Triumphbogen ein, der aus den Skeleten von Pferden und Hunden erbauet war, welche in den letzten Tagen der Belagerung seinem Volk zur Speise dienten. Eben dahin ließ er den Herzog bringen, und begraben.

Gerade vor der Schlacht bey Nancy zeichneten sich die Eidsgenossen wieder durch eine sehr schöne und uneigennützige Handlung aus. Ein savoyischer Graf, Campo-Basso, wurde dem Herzog von Burgund untreu. Als er in dem Lager vor Nancy die Ankunft der Eidsgenossen vernahm, zog er heimlicher Weise mit zwey Söhnen und 200 Pferden von seinem Herrn weg, und kam vor der Schlacht zu Herzog Renat, both sich an, auf seine Seite zu treten. Renat wollte dieses nicht ohne den Rath der Eidsgenossen unternehmen; diese riethen ihm: Es sey in allen ihren Schlachten gegen ihre Grundsätze gewesen, treulose Ueberläufer anzunehmen, der Graf thue dieses aus Feigherzigkeit, und sey ein Meineidiger; einen solchen leiden sie nicht unter sich, sie könnten nachher durch ihn ebenfalls verrathen werden. Der Herzog von Lothringen folgt ihrem Rath, und weißt den Grafen ab. Aber der Graf reitet mit den Seinigen von da weg, begiebt sich auf die Straßen, wo der Herzog von Burgund und die Seinigen flohen, nahm einige Anhänger Karls selbst gefangen, und führte sie weg. Ungeachtet Karl vor Nancy sein Leben eingebüßt, behauptete man doch

noch lange in Teutschen und in Welschen Landen, er wäre nicht todt, sondern in einem Kloster verborgen.

In diesem Treffen vor Nancy kamen viele von der burgundischen Armee ums Leben. — Ich habe schon oben gesagt, daß Karl der Kühne nur eine einzige Tochter gehabt, Maria von Burgund, um die viele große Fürsten buhlten: Also starb mit Karl dem Kühnen der Mannsstamm aus, und Maria bekam eine verworrene Erbschaft weitschichtiger Provinzen. Am meisten strebte Ludwig der Eilfte nach einer Verbindung mit Ihr: Denn sein Vater Karl der Siebente fand schon hier eine gute Gelegenheit, den französischen Adel zu unterdrücken, und die Lehen nach und nach mit der Monarchie zu vereinigen. Sobald sich diese Gelegenheit der burgundischen Erblassenschaft zeigte, suchte sein Sohn Ludwig alle günstigen Mittel aus, um seine Ansprachen zu unterstützen. Nach einem alten Gesetz, das man das Salische nennt, und das eben heut zu Tage noch üblich ist, darf keine Tochter aus dem königlichen Geblüte, ohne die Einwilligung des obersten Lehenherrn, sich verheyrathen; Maria war eben eine solche Kronvasallin, und da auch keine selbst ihre Länder regieren darf, so fiel ein großer Theil der burgundischen Provinzen nach Karls Tode wieder an die Krone Frankreichs, die ehedem durch das erbliche Lehenrecht von der Monarchie abgerissen worden, und zwar ungefähr zu der Zeit, da König Johann von Frankreich seinem jüngsten Sohn, Philipp, der ein geschickter Krieger war, Ao. 1363 das Herzogthum Burgund schenkte.

Dieses erweiterte er noch, weil er durch eine Heyrath auch die Grafschaft Artois, die französischen und östreichischen Niederlande erhielt. Von diesem entsprang in der dritten Generation der berühmte Karl der Kühne.

Ludwig der Eilfte erhielt die Nachricht von der vor Nancy durch die Post, die er kurz vorher in allen seinen Staaten eingeführt hatte. Mit seiner gewohnten List und Schnelligkeit, und seiner eigenthümlich glücklichen Gabe, die guten Augenblicke zu benutzen, machte er sich den Schrecken der Maria zu Nutze, und wagte, unter dem Schein sie zu schützen, heimliche Angriffe auf alle ihre Staaten. Er warf zuerst seine Blicke auf Franche-Comte, oder Ober-Burgund, wo sich der Krieg eröfnete, weil es an den Gränzen der Schweiz lag. Die Einwohner dieses Landes waren der Herrschaft eines drückenden Fürsten überdrüßig, und wollten, nach dem Beyspiel der Schweizer, unabhängig werden. Die Eidsgenossen maßten sich in diesem Lande das Recht der Eroberung an, da sie es verwüstet hatten. Der Kaiser machte im Namen des auch Ansprache darauf. Die Einwohner dieser Provinz fürchteten sich vor nichts so sehr, als unter die Hände des französischen Königs Ludwig des Eilften zu fallen: Sie bothen den Eidsgenossen große Summen an, wenn sie könnten in ihren Bund aufgenommen werden; sie versprachen zur Sicherstellung ihrer Freyheit eine Anzahl Eidsgenößischer Völker um ihren Sold zu erhalten. Als aber diese Vorschläge kein Gehör fanden, so verlangten sie, entweder von den Eidsgenossen allein, oder

gemeinschaftlich mit Savoyen, in eine Art von Schutzherrschaft, mit Vorbehalt ihrer verjährten Freyheit, aufgenommen zu werden. Aber auch dieser Antrag wurde verworfen. Die Kantone ergriffen einen Mittelweg, und bewilligten diesen Bewohnern der Freygrafschaft einen ewigen Frieden um 100000 Rheinische Gulden, wofür sie diese Provinz ihrem eigenen Schicksal überlassen wollten: Nur die Berner hatten eine eigene Meynung; eine Verbindung mit dieser benachbarten Provinz, oder gar die Oberherrschaft darüber, würde den Eidsgenößischen Bund den Nachbarn noch furchtbarer machen; und wegen dem vielen Salz, das man aus Burgund ziehen müsse, ein Produkt für unser Land eigen machen, das man bis dahin habe entbehren müssen. Da man aber die Gedanken der Berner, und ihr eigennütziges Betragen schon aus vorhergehender Erfahrung kannte, so gab man ihnen kein Gehör; um so mehr, weil die Berner und Freyburger die Plätze in der Waat eigenmächtig für sich behielten. Insonderheit setzten sich die demokratischen Stände gegen dieses Verlangen von Bern: und als eben davon vor ihren Volksversammlungen die Rede war, kamen die jungen Leute auf den Gedanken zu fragen: Wie es um die 24000 Gl. der Genfer stehe? Um selbst zur Sache zu sehen, zog ein muthwilliger Länderpöbel von allerley Rang und Stand, worunter auch einige Züricher und Luzerner waren, selbst auf Genf, um diesen Brandschatz einzuholen. 700 Mann zogen an einer Faßnacht von Zug aus, über Luzern bis Burgdorf, wo sie noch mehr Freywillige fanden. Bey der Nachricht dieses Anzugs

legten die Berner eine Besatzung von 3000 Mann in dieses Städtchen, und schickten Abgeordnete vom Rath an diese Leute, welche mit Bitten und Drohungen dieselben heimzuschicken versuchen sollten: Allein diese wollten nicht als Rebellen, sondern als Eidsgenossen behandelt seyn; die Berner mußten also in diesen Durchzug willigen, und sie noch durch köstliche Bewirthung in guter Laune behalten. Als sie auf Freyburg kamen, war diese Gesellschaft auf 2000 Mann angewachsen: Schon wollten sie weiter nach Genf fortrücken, als Abgeordnete dieser erschrockenen Stadt herbeyzulaufen kamen, um ernstlichere Folgen zu verhüten. Nach vielen Tagleistungen kam endlich zu Freyburg folgender Vergleich zu Stande: Die Genfer zahlten, neben den Kösten dieser ganzen Unterhandlung, den Gesellen an ihre Kriegsausgaben 2 Gl. auf den Kopf, und der ganzen Rotte etliche Fässer Wein. Die 24000 Gl. wurden aufs neue mit bestimmten Zahlungsterminen verschrieben, und dafür Geißel in die vier demokratischen Orte genommen. Und nun zog die Rotte friedfertig wieder heim. Als Genf auf Ostern die erste Zahlung nicht machen konnte, und eine neue Gefahr befürchtete, trug die Herzogin von Savoyen an, ihre Kleinodien dafür zu hinterlegen. Die Kantone willigten unter der Bedingung darein, daß dieses Gold und Silber kein Kirchengut sey; diese Schwierigkeit wurde auch gehoben. Aber die Waat, Bern und Freyburg, lößten bald diese Faustpfande mit der von Strasburg entlehnten Bezahlung des ganzen Brandschatzes aus, und bestätigten dieser beyden Kantone Bündnisse mit dem Hause Savoyen.

Gerade nach der Schlacht bey Murten hatte die Stadt Freyburg auf Anrathen der Berner die savoyischen Wappen an ihren Thoren ausgetilgt, und dafür den Reichsadler aufgesteckt; von diesem Tage an wollte Freyburg in den Schweizerbund aufgenommen werden, und Bern unterstüzte sie aus Dankbarkeit wegen der im burgundischen Krieg geleisteten Hilfe in ihrem Begehren.

Nun eröfnen sich neue Auftritte wegen dem Ober-Burgund, oder dem Franche-Comte; die anbedungenen 100000 Gl. wurden nicht bezahlt, entweder aus Unvermögen, oder, weil der Prinz von Orange, das Haupt der französischen Parthey, dieses zu hintertreiben wußte, um Frankreich bey dieser Gelegenheit einen Vortheil einzuräumen. Ludwig der Eilfte benuzt diesen günstigen Augenblick, läßt durch verschiedene Gesandte, besonders aber durch einen gebohrnen Luzerner Jost von Silenen, der Probst zu Münster im Aergäu, und Administrator des Bisthums Grenoble war, den Kantonen anbiethen, das Franche-Comte mit ihnen zu theilen, oder aber, wenn sie ihm dieses Land gänzlich überlassen wollten, für die Burgunder die ganze Summe von 100000 Gl. zu übergeben. Er sendet ihnen zugleich 50000 Gl. rückständige Pensionen, und fordert die unbedungene Bundshilfe von 6000 Mann.

Dieses Unternehmen hatte für Frankreich den besten Erfolg. Man wendet sich zuerst an den Stand Bern, welcher seine Hofnung schon aufgegeben hatte, die Kantone zu bereden, Burgund ihrer Bothmäßigkeit zu unterwerfen: Dieser Stadt suchte da-

her dem König zum Gefallen zu leben, und nahm einen Entschluß zu Gunsten Frankreichs. Allen andern Ständen war es gleich viel, aus welchen Händen sie dieses Geld empfangen würden: Sie genehmigten also diesen Vorschlag. Die burgundischen Landsstände huldigten Frankreich, um ein größeres Uebel zu verhüten. Ludwig hatte sehr wichtige Gründe, die Schweizer in einem guten Vernehmen mit sich zu erhalten. Verschiedene Umstände zerstörten seinen Entwurf, den Dauphin mit der Erbin von Burgund zu vermählen; er mußte, um eine größere Gefahr auszuweichen, selbst darein willigen, daß eines der vornehmsten Häuser von Europa in den Besitz der burgundischen Erbschaft trete, da der Sohn Kaiser Friedrichs des Dritten, Maximilian, sich mit Maria von Burgund verheyrathete.

Dieses gab dem Franche-Comte wieder eine andere Gestalt; sie erhielt einen neuen Oberherrn, und mit ihr faßten auch alle übrigen Landsstände Muth, sich der französischen Herrschaft zu entziehen. Die Hauptsache dabey war, die Eidsgenossen, die sich schon so weit mit Frankreich eingelassen hatten, wieder davon abwendig zu machen, Die Ausschüsse der Freygrafschaft kamen wieder nach Bern, um den Schirm der Kantone zu verlangen: sie wurden von einem Ort zu dem andern gewiesen, und fanden nirgends thätigen Beystand; denn es zeigten sich bald wieder ganz andere Nebenbuhler, die die Träume der Landstände von Freyheit ganz vereitelten. Die mächtigsten Fürsten von Europa legen den Schweizer Kantonen Ansprüche auf das Franche-Comte vor, und

erwarten ihre gültige Entscheidung. Der Erzherzog Maximilian will der Eidsgenossen Beystand, oder auch nur ihre Neutralität mit schwerem Geld erkaufen. Sein Vater Friedrich mahnt sie auch dazu auf, die Freundschaft mit Frankreich ihrer Reichspflicht aufzuopfern: Aber sie schlagen dieses reizende Anerbiethen großmüthig aus. Ludwig kannte die Eidsgenossen wohl, und stellte ihnen nach seiner gewöhnlichen schlauen Art vor, daß der Kaiser, als ein Erbfeind der Nation, ihren Untergang suche, und Maximilian den Tod seines Schwähervaters, Karls, rächen wolle: Franche-Comte und die meiste Erblassenschaft Karls des Kühnen gehöre Frankreich. In Franche-Comte waren viele Partheyen; eine dem König, eine andere der Maria, eine dritte dem Kaiser anhängig; noch eine suchte den Beystand von Engelland, und eine will endlich unabhängig seyn. Ludwig ließ den Eidsgenossen anzeigen, daß alle diese ihre Freundschaft mit ihm stören wollen, und bath sie, weder mit den burgundischen Landständen, noch mit den übrigen Feinden des Königs in eine Unterhandlung einzutreten, die seiner Krone nachtheilig, und den Bünden mit ihm, und ihrer Verzicht auf die Freygrafschaft nachtheilig wären: Wenn ihnen diese Bedinge noch nicht vortheilhaft genug wären, so wolle ihnen Frankreich aus der eroberten Provinz Salz verschaffen, oder sogar in gewöhnlichen Pensionen auf die Kothen zu Salins versichern.

Nun stund das Schicksal dieser Grafschaft durch die Eifersucht des Hauses Oestreich und Valois noch einmal in der Hand der Kantone. Bern schien wie-

der geneigt für Frankreich; eine andere Parthey behauptete, der Verzicht auf Franche-Comte wäre ungültig, da er noch nicht besiegelt sey: Aber die Französischgesinnten fanden, man müsse dem König Wort halten; und sein Geld sey leichter zu theilen, als erobertes Land und Leute.

Diese Uneinigkeit der Kantone hatte schlimme Folgen. Indem sich Frankreich rüstet, den Besitz der Freygrafschaft mit den Waffen zu behaupten, und die Landstände sich in Gegenverfassung setzen, warben beyde Theile freywillige Schweizer an. Die Eidsgenossen wandten alle Mittel an, sie zurück zu behalten, aber sie konnten zu Hause ihr Ansehen nicht gelten machen. Es fanden sich da zum Erstenmal Schweizer gegen Schweizer, unter zwey gegeneinander streitenden Herrn. Sie waren nach diesem Beruf lüstern geworden, weil sie durch das Kriegshandwerk reich zu werden glaubten.

Die Lage der Kantone ward immer kitzlichter: Ihr Staatskörper wurde durch viele Unordnungen zerrüttet; sie konnten die Hände nicht von Frankreich abziehen, um so weniger, da die französischen Bothschafter die Eidsgenossen zum Allianzmäßigen Volksaufbruch bereden wollten, und Geld unter Große und Geringe auswarfen. Ihr Betragen gegen Franche-Comte brachte sie in den Ruf, man könnte sich weder auf ihren Beystand, noch ihre Neutralität verlassen. In dieser Lage faßten sie zu spät den guten Entschluß, durch ihr Ansehen unter den nebenbuhlenden Mächten einen Vergleich zu bewürken, und dadurch sich selbst, und die Freygrafschaft, auf ein-

mal in Ruhe zu setzen. Daher wurden Waldmann von Zürich, Bubenberg von Bern, Imhof von Zug an den Feldherrn Kraon in Burgund, nachher an den König abgeschickt. Bey dem erstern fanden sie, weil er den Worten von Frankreich und ihrer Verbündeten gar nicht traute, kein Gehör, worauf sie zu dem König giengen; sie wurden von einer Stadt zur andern gewiesen: Denn Ludwig schöpfte auch Verdacht gegen die Eidsgenossen, als er durch seine Bothschafter vernahm, daß sie ziemlich wankend und saumselig in Verabfolgung bundsmäßiger Hilfe, und unschlüßig wegen dem Verzicht auf Burgund seyen. Man fand sie so kaltsinnig, daß es wirklich in die Frage kam: Ob man den Schweizern weiter die Pensionen geben wolle? Indessen wollte der König seine Verbindung mit ihnen nicht gänzlich aufheben, und noch warten, um noch solche Abänderungen zu treffen, bis er Meister von Franche-Comte geworden wäre. Indessen schrieben die Gesandten nach Hause, daß sie nichts am Hofe ausrichten können.

Erzherzog Sigmund von Oestreich macht sich den ersten Unwillen gegen Frankreich zu Nutze, und schließt mit den Ständen Zürich, Bern, Luzern, Uri und Solothurn die Erbvereinigung, welche eine Aehnlichkeit mit dem 1474 mit Frankreich geschlossenen ewigen Frieden hat. Der Herzog suchte dadurch die vorder-östreichischen Lande vor der Annäherung der französischen Waffen gegen Teutschland sicher zu stellen.

Bald hernach wagen die auf Frankreich eifersüchtigen Mächte einen vereinigten Versuch, die

Kantone

Kantone vollends von dieser Krone abwendig zu machen. Daher hielt man 1478 eine glänzende Tagleistung zu Zürich, auf welcher päbstliche und kaiserliche Gesandten, und die des Herzogs von Oestreich erschienen, so auch Renat von Lothringen, der Erzbischof von Besanson im Namen der Franche=Comte, die Bothen der Kantone, und aller Kantone des ehemaligen Niedervereins von der einen Seite; und die einzelnen französischen Bothschafter, mit Zutrauen in ihren unveränderlichen Einfluß auf die Eidsgenossen, von der andern, nebst einer Menge Vornehmer und Gemeiner, die sich nach den damaligen Begriffen von Recht und Ordnung sogar unterstanden sich, in öffentliche Berathschlagungen einzulassen. Unter diesen Zuschauern waren auch Aufwiegler, welche den Aufsehern alles Ansehen raubten: Bern verboth daher allen seinen Angehörigen bey 10 Pf. Buße, während dieser Zeit auf Zürich zu reisen. Man that von Seite Frankreichs den Eidsgenossen die größten Anerbiethungen, um Verzicht auf die Freygrafschaft zu erhalten. Der Erzbischof von Besançon stritt darwider, und suchte durch die rührensten Vorstellungen sie zu bewegen, daß sie nicht möchten verlassen werden. Renat von Lothringen, und die niedern Bundsgenossen, klagten laut, daß sie von den Eidsgenossen verlassen wären, denen sie doch gegen Karl so treue Dienste geleistet hätten. Der Kaiser both den Kantonen an, ihre Reichsfreyheiten zu bestätigen, warum sie ihn schon Jahrelang ersucht hatten. Auch der Pabst mischte sich mit geistlichen Vorstellungen darein. Von beyden Seiten floß Geld; und eine Parthey in der Schweiz,

vornämlich die Berner, wünschten Frankreich einmal ihre Ungnade empfinden zu lassen. Alle Kantone, Luzern ausgenommen, konnten so vielen Eindrücken nicht widerstehen; sie forderten aufs neue von den burgundischen Landständen 150000 Rheinische Gulden, um ihnen die Freyheit zu verschaffen; verlängerten ihr Bündniß mit dem Niederverein auf 15 Jahre; und es wurde durch den König und Erzherzog Maximilian auf eine Zeitlang ein Stillstand in Absicht auf die burgundischen Angelegenheiten geschlossen.

Diesen Zeitpunkt benuzt Pabst Sixt der Vierte, diesen handelsüchtigen Geist der Nation auf neue Gegenstände zu bringen: Er vertheidigt eine Verschwörung gegen das damals herrschende Haus Medici von Florenz. Julian von Medicis ward mit seinem Vorwissen während der Messe getödtet, welches ihn und seinen Bruder Lorenz vergötterte; der letzte entrann seinen Mördern, und ward von Frankreich, Mayland und Venedig gegen den Pabst in Schutz genommen. Der Pabst beklagt sich bey dem Kaiser gegen Ludwig den Eilften, der das Interesse eines Wucherers (denn Lorenz war ein Kaufmann) gegen die Ehre der Kirche in den Schutz nehme. Der Pabst hezt also die Eidsgenossen aufs neue gegen Frankreich und Mayland auf, gegen welch letztere Herrschaft die Eidsgenossen ohnedem Klagen führten: Daß die Roßhändler von Schweiz, und die Sennen auf den Urner-Alpen, nie von den mayländischen Märkten zurück kämen, ohne sich über Betrügereyen ihrer Kundleute, und Chikane der Gerichtshöfe zu beklagen, die wohl begründt

waren. Alle Tagsatzungen wurden diese Klagen wiederholt, und die mayländischen Schriftsteller sagen selbst, sie seyn begründt gewesen. Schon zu mehrern Malen droheten die Kläger, auch wieder einmal über die Alpen zu ziehen, um den Mayländern den wahren Sinn der Traktaten auszulegen. Die Regierung von Mayland mußte oft, um ärgers zu verhüten, die klagenden Kantone, und einzeln Partheyen, mit schweren Geldsummen erkaufen. Diese Streitigkeiten ruheten während den burgundischen Kriegen, wurden aber izt mit doppeltem Eifer betrieben, da man wußte, daß Mayland, wie alle welschen Staaten, Karl dem Kühnen Werbungen gegen die Schweizer gestattet, und seine Truppen mit Waffen und Proviant versehen hätte.

Der Sohn des Herzogs, Galeaz, der wegen seinem schlechten und ausschweifenden Leben zulezt noch gewalthätig umgebracht worden, suchte, um sicher auf seinem Throne zu seyn, die Gunst der Eidsgenossen um 30000 Gl. zu erkaufen. Aber Sixtus der Vierte kam dazwischen, ließ den Kantonen durch einen heimlichen Legaten weiß machen, daß sich viele Herren im Mayländischen verbunden hätten, diesen Staat von der Herrschaft des Hauses Sforzia zu befreyen: Er verhieß ihnen 24000 Gl. ewige Pensionen, wenn sie dem römischen Stuhl eine Anzahl stehender Fußtruppen bewilligten; er sandte ihnen eine bemahlte geweihte Fahne, und versprach allen denen, die sich darunter versammeln würden, gewissen Sieg. Die Fahne geht unterwegs verloren, und die Eidsgenossen verlangen keine andere mehr. In-

zwischen verwirft man die påbstlichen Bundsvorschlåge für einmal. Doch benutzten die Urner diese Gelegenheit, mit Mayland einen alten Streit wegen Waldungen im Livenerthal aufzuwårmen. Sie lauffen in unordentlichen Haufen über den St. Gotthard, lagern sich vor Bellenz, einem wichtigen Grånzplatz, auf den sie schon lange ihr Augenmerk richteten; sie mahnen die übrigen Stånde als Bundsgenossen zur Hilfe auf, und wirklich schicken die meisten Kantone dem Herzog ihre Absagsbriefe. Die Eidsgenossen ziehen mit ihren Kontingenten auf Bellenz; Zürich schickt 1000 Mann unter Anführung des Ritter Waldmanns: Bern allein widersezt sich für einmal dieser Unfuge, obgleich es ehedem gut mit dem rômischen Hofe gestanden; dieser Kanton schickt also, nebst Freyburg und Solothurn, Gesandten auf Bellenz, um da den Frieden zu mitteln. Mit Noth erhielten sie von den Vôlkern der übrigen Kantone das benôthigte Geleit in die Stadt. Als sie daselbst beschåftiget waren, ihren Brüdern Genugthuung zu verschaffen, rüsteten sich die leztern zu einem Sturm. Das Volk zu Bellenz sah die Friedensbothen für Betrüger an; sie konnten sich kaum noch ins Eidsgenôßische Lager retten, und würden noch als ungebethene Stôrer ihres gerechten Eifers gescholten. Dieser Beschimpfung ungeachtet wafnen sich izt auch die Berner, und ließen 3000 Mann schleunig über den Gotthard rücken, und zwar wahrscheinlich auf Anrathen des Stadtschreiber Frickhards, der die påbstliche Parthey unterstüzte; also standen 10000 Mann vor Bellenz, welches sich gegen diese Macht

nicht lange halten konnte; aber die schlechte Disziplin des gemeinen Soldaten, und die Uneinigkeit der Anführer rettete die Stadt. Bellenz war ein Speditionsplaz; etliche Vornehme im Heer hatten Kaufmannsgüter darinnen, welche sie zu verlieren fürchteten. Nach wenigen Tagen nöthigten Kälte und Mangel an Mundvorrath, die Belagerung aufzuheben. Bey dem Rückzuge über die Berge gieng eine Menge unwilliger Bursche in einer Schneelauwe zu Grunde, die sie durch ihr lautes Geschrey losgemacht hatten. Waldmann, der die Belagerer zum Sturm anführen wollte, kam, als er nachgab, in den Verdacht, daß er wegen einem geheimen Verständniß mit dem Feind dessen plözlichen Aufbruch beschleuniget hätte. Die Urner, die im künftigen Frühjahr einen neuen Feldzug eröffnen wollten, ließen unter der Anführung des Frischhanns Theilings, eines jungen Luzerners 600 Mann zurücke, um den engen Paß bey Jrnis an den Gränzen des Livenerthals zu verwachen. Bald darauf hielt diese Besatzung einen Angriff von 14000 Lombarden aus, und jagte sie mit Verlust des 10ten Manns zurücke; dieser Sieg beförderte den Frieden.

Die Kantone waren schon wieder zum Krieg gerüstet, als Ludwig der Eilfte mittelte, der dadurch neue Gunst bey der Nation suchte, und ihre Truppen lieber in Burgund als vor Bellenz haben wollte. Anfangs waren die Eidgenossen spröde, foderten 100000 Dukaten für den Frieden mit Mayland, begnügten sich aber zulezt mit 24000 Gl.

und fanden auch, es könne Niemand besser Mitteln, als Frankreich; man machte neue Verträge mit Mayland, aber in einem Kücdenlatein, das bald wieder Uneinigkeiten veranlaßte. — Dieses neue Kapitulat gab Versicherung des ewigen Friedens; Uri erhielt den ruhigen Besitz von Livenen. Die jährliche Rekognition von vier Habichten und einem Armbrust an den Herzog, welches den Stand sehr ärgerte, wurde in drey Pfund Wachs, abzugeben an das Domstift zu Mayland als dem eigentlichen Lehnsherrn des Thals, verwandelt. Mayland wurde vom Zoll bey Irnis befreyt; hingegen blieben zu Gunsten der Eidsgenossen und der Stadt St. Gallen die alten Zollbefreyungen bis an die Graben der Stadt in Kräften. — — — In Ansehung des vergangenen Kriegs wurde auch festgesezt, daß die während demselbigen, in einigen ennetbirgischen Thälern beraubten und flüchtigen Einwohnern keine andere Restitution erhalten sollen, als daß sie ihre liegende Gründe von den itzigen Besitzern lösen mögen.

Sixt der Vierte wollte nun auch seinen Schritt gegen die Eidsgenossen nicht umsonst gethan haben. Er nimmt den Einfall der Türken in Deutschland und Italien zum Vorwand, um sie durch den Probst von Luzern bereden zu lassen, ein Schutz-Bündniß gegen Gläubige und Ungläubige mit ihm zu schließen. Dieß ist also der erste Bund unsrer Nation mit dem römischen Stuhle, vermöge dessen die Eidsgenossen versprechen, den Kirchenstaat mit ihrem Volk zu schützen, das aber nie getheilt, oder

über das Meer geschickt werden soll. Der Probst bezahlt alljährlich, so lange ein Feldzug dauert, jedem Stand 1000 Ducati Romani; ein Fußknecht erhält 5 Gl. Monatsold, ein Reuter doppelt so viel. Hauptmann Waldmann und der Leutpriester Höring wurden von Zürich nach Rom geschickt, um den Bund zu besiegeln.

Wir sehen wieder einen neuen Beweiß, welchen Ruhm die Eidsgenossen durch ihre Tapferkeit auch in den entferntesten Gegenden erworben; Friderich der Dritte zitterte damals vor dem König von Ungarn Matthias Korvinus. Dieser Prinz suchte die Freundschaft der Kantone: Er ließ durch eigene Botschafter bitten, hinwieder Gesandte zu ihm nach Ofen zu schicken. Thomas Schaub von Zürich, und Melchior Rüß von Luzern giengen dahin. Ich will einen eigenen Ritter in der Schweiz um den Sold haben, sprach der König. Ruß nahm die Ritterschaft an: Matthias errichtete mit den Acht Orten einen eilfjährigen Frieden: Zwey Jahre nachher verbanden sie sich noch näher mit ihm durch ein Schuz-Bündniß gegen den deutschen Kaiser. Die Händel wegen der Burgundischen Erblassenschaft dauerten noch immer fort: Ludwig und Maximilian brachen Waffenstillstände; Frankreich unterstüzte seine Parthey durch einen Grafen von Chaumont, der das Kommando erhielt. So strengte auch die Parthey der Freyheit ihre lezten Kräfte an. — Der holländische Prinz von Orange wagt den Versuch, Ludwig den Eilften mit

Gift aus dem Weg zu räumen. Die Eidsgenossen erhielten von den Landständen nie die verheißene Summe; zogen daher Hausenweise unter französische und österreichische Fahnen, und wohnten da verschiedenen Schlachten bey, die mit abwechselndem Glück geführt worden; Aber nun leisteten sie mehr schlimme als gute Dienste. Dole, ein reicher und fester Kaufmannsplatz erfuhr es zu seinem Schaden; Bey der Besatzung in der Stadt, die einen Berner zum Anführer hatte, und ein französisches Lager voraußen, befand sich ein solches meistens aus Schweizern zusammengelesenes Gesindel. Die erstern durch den Herrn Chaumont bestochen, vereinigten sich endlich mit den letztern, diesen Platz mit Feuer, und die ausgeplünderten Einwohner mit dem Schwert zu vertilgen. Während dem dieß Unternehmen ausgeführt worden, partheyten sich ihre Herren für Frankreich. Sie nahmen Herrn von Chaumont zu einem Eidsgenossen an; eine Ehre die damals dem gemeinsten Schwaben für ein paar Gulden vergönnet wurde. Ludwig stieg täglich mehr in der Achtung der Kantone; — Er tröstete sie immer mit Geld, und brauchte Ränke. Zulezt gab er ihnen sogar 200000 Gl. für ihren Verzicht auf Burgund. Ein neuer Bund wurde zwischen Frankreich und der Schweiz im Jahr 1479 geschlossen, und 6000 Mann versprochen. Der Kaiser, und die Erzherzoge Maximilian und Sigmund protestierten dagegen, indem diese Verbindung nicht mit der Oesterreichischen bestehen könnte. Als endlich die französische Bundsfrüchte auf 16 Maulthieren in der Schweiz an-

langten, drangen die Berner in ihre Mitstände, dem König einmal Wort zu halten. Die Kontingente waren sehr ungleich; Zürich und Bern lieferten jedes 1000. Freyburg und Solothurn zusammen eben soviel. Luzern 800, alle übrigen Orte nebst den Zugewandten 2200 Mann. Diese 6000 Mann kamen aber nur auf Challons, wo sie wieder abgedankt wurden, weil Ludwig und Maximilian einen neuen Waffenstillstand geschlossen hatten. Der König gewann die Herzen aller Eidsgenossen, da er ihnen für die drey Wochen geleisteten Dienste drey Monatsold auszahlen ließ; Auf dem Rückzug begiengen sie viele Unfugen. Einige behielt Ludwig zur Leibwache seines Dauphins, der nachher unter dem Namen Karl des Achten vorkommt, zurück, und ein Jahr hernach schenkte er denen, die sich in seinem Dienste verehlichten, und in seinem Reiche niederließen, alle Freyheiten der Einwohner, und befreyte sie überdem von allen Taxen, sogar von Kriegsabgaben; Durch dieses Mittel wurden die Schweizer Frankreich immer anhänglicher und lüstern gemacht, ihm zu dienen.

Ludwig und Maximilian täuschten einander oft durch gebrochene Waffenstillstände, vereinigten sich aber 1482 bey einem unerwarteten Zufall, da nämlich die Erzherzogin Maria, Gemahlin Maximilians, auf der Jagd zu tode fiel: Beyde Fürsten wünschten einmal Ruhe. Aus Haß gegen Ludwig den Eilften hatten die flandrischen Stände fünf Jahre vorher den Erzherzog zu ihrem Souverain gemacht. Sie betrogen sich in ihrer Erwartung von ihm;

straften ihn mit ihrer Verachtung, und zwangen ihn, die Tochter aus dieser Ehe, Margaretha, an den Dauphin zu verloben, und vermöge eines zu Arras geschlossenen Friedens erhielt die Braut die freye Grafschaft Burgund zur Mitgift.

Ludwig der seinen Fehler einsah, wandte alle Mittel an, diese Heyrath zu Stande zu bringen.

Diese Geschichte der burgundischen Kriege, und ihrer Folgen zeigt uns in den Zehn Jahren von 1470—80 eine Menge merkwürdiger Begebenheiten; und reicht uns Stof zu verschiedenen Bemerkungen. Sie zeigt uns selbst unser Vaterland in einem vortheilhaften, und in einem nachtheiligen Lichte. Der unersättliche Ehrgeiz Karl des Kühnen, zeigt uns, wie gefährlich schädliche Leidenschaften seyn, und wie sie gar zu schnell auch andere anstecken und verderben.

Der Stolz, oder Ehrgeiz dieses Herzogen reizte die Eidgenossen zum Zorn, hernach zur Rache; und seine großen erbeuteten Reichthümer machte sie geldgierig und blutdürstiger. Dieses alles ward durch Karl veranlasset.

Karl der Kühne, der mit den Kantonen Freyburg und Bern verbündet war, sezte alle diese heiligen Verpflichtungen einer engern Freundschaft auf die Seite, und brach selbst den Bund, um seinem Ehrgeiz zu schmeicheln; und hätten die Eidsgenossen aus politischem Interesse von Frankreich und Oestereich nicht Unterstützung erhalten, so wären wahr-

scheinlich alle Kantone unter die burgundische Bothmäsigkeit gekommen; Aber alles ist in der Schöpfung so weise eingerichtet, daß der Starke nie seine Kräfte mißbrauchen kann, und daß er, wann er sie nur zu seinem eigenen Vortheil, oder zum Schaden anderer anwendet, gedemüthiget, und geschwächet wird; so gieng es auch Karln. Wir sehen in ihm einen außerordentlich rohen, stolzen, und selbstsüchtigen Charakter, dessen Augenmerk nur sein gigener Vortheil, nur die Erweiterung seiner Macht war. Allein diese Eigenschaften und die Treulosigkeit, mit der er gegen die Eidsgenossen handelte, raubten ihm die Achtung und die Liebe aller andern; Sein eigennütziges Wesen entzog ihm alle Freundschaft; auch sogar seine Höflinge haßten ihn im Herzen, und hintergiengen ihn zu seinem Schaden. Also erwerben uns nur Menschenliebe, Uneigennützigkeit, Bescheidenheit und Redlichkeit in allen unsern Reden und Handlungen die Liebe und Achtung anderer.

Herzog Sigmund von Oestreich unterstützte ihn anfänglich noch, und bediente sich des niederträchtigsten Mittels, der Verläumdung, das Ansehn der Eidsgenossen am französischen Hofe zu schwächen. Solche Mittel bedient sich nur der Ehrgeizige, der immer die andern an Größe übertreffen möchte, und sie daher zu schwächen sucht; Der Neidische, der den Ruhm und die Vorzüge anderer nicht vertragen mag, und weil er seine eigene Schwäche fühlt, glaubt, er müsse anderer Vorzüge verdunkeln, um seine geringern auszuzeichnen; oder der Schmeichler, der,

um die Vorzüge seiner Gönner hervorzuziehen, anderer Verdienste herab setzt; Aber selten bleiben solche böse Anschläge verborgen; die Thaten wiederlegen ihre falsche Reden, und wer seinen Nächsten unpartheyisch beurtheilen will, der muß die Thaten seiner Nebenmenschen prüfen, und nach diesen sein Urtheil fällen. Frankreich kannte die Treue und Tapferkeit der Eidgenossen aus Erfahrung, und ließ sich daher nicht abwendig machen; Gewiß ein nachahmungswürdiges Beyspiel!

Derjenige, der aus niedrigen Absichten die Freundschaft mit andern brechen will, findet immer Gelegenheit dazu, um so eher, weil er den geraden Weg verläßt, und sich dazu schiefer Mittel bedient —; so reizte Karl die Eidsgenossen, theils durch seinen Bundbruch, theils auch durch die ungerechten Landvögte Heudorf und Hagenbach zum Zorn. Durch dieses schlechte Betragen fügte er sich selbst am meisten Schaden zu, in dem das Sund- und Brisgäu und Elsaß, ja zulezt auch der Erzherzog Sigmund von Oestreich von ihm abfielen; Niemand traute ihm mehr, weil man sah, daß alle seine Handlungen nur eigenen Vortheil bezahlten. Nichts ist gefährlicher für einen Staat, als wann der Regent ungerechte und gewaltthätige Beamtete beschüzt, indem diese ihren eigenen Wohlstand zu erhöhen, die Ruhe und den Wohlstand der Unterthanen schwächen, und durch sklavische Furcht, die sie ihnen einjagen, ihren Trieb zur Thätigkeit ersticken. Die Folge davon ist allemal entweder

innere Zerrüttung und Zwistigkeit, oder eine gänzliche Erschlafung aller Kräften.

Was für harte Mittel brauchte nicht Hagenbach und Heudorf, die Kaufleute ihrer Waaren zu berauben, und die Müllhauser mit Gewalt unter ihre Herrschaft zu bringen? Diese ungerechten Schritte wagten sie ungescheut, weil sie ihr ehrgeizig- und unempfindlicher Regent in Handlungen billigte, die alle redlichgesinnten verabscheuten.

Wir sehen von Karls Betragen gegen die Eidsgenossen wieder die gleichen Folgen, die wir schon von gegenseitigen spröden, hizigen und eifersüchtigen Betragen des Stüßi, Reding und Tschudi im Züricher-Krieg gesehen hatten. Jemehr Karl die Eidsgenossen durch harte Ausdrücke beleidigte, desto abgeneigter wurden sie ihm. Sanftes Betragen kann die abgeneigtesten Gemüther vereinigen — aber Stolz und Unempfindlichkeit, Rohheit des Herzens, entfernt die Menschen von einander.

Der Herzog von Mayland, der die Eidsgenossen mit verstellten süßen Worten an sich ziehen wollte, um sie desto leichter dem Herzog von Burgund in die Hände zu liefern, zeiget uns, wie viele Erfahrung, Klugheit und Beobachtung es brauche, um dem Würdigen nicht das Zutrauen zu entziehen, aber auch nicht den Unwürdigen zu schenken, um nicht zu offenherzig, aber auch nicht zu mißtrauisch zu seyn. Schmeichler und Neider verbergen ihre giftigen Dolche zur Unterdrückung anderer unter einem dich-

ten Schleier, sie ziehen uns an und blenden uns mit ihren süßen Worten: Doch kann man sie erkennen, wann man darauf achtet. Ich für mich folge der Regel, nicht zu offenherzig gegen die Leute zu seyn, bis ich sie geprüft habe, zu sehen, ob sie sich überall gleich sind, oder ob sie sich oft in ihren Grundsätzen wiedersprechen; ob Reden und Handlungen gegen einander streiten; ob sie gute Handlungen gern befördern, oder alles Gute, das wieder ihr eigen Intresse lauft, unterdrücken; ob ihre Rede aus edlem Herzen quillt, oder ob sie nur Spiegelfechterey und Pralerey ist — ob sie wirklich auch Gutes ausrichten. Solchen, die durch ihre Handlungen beweisen, daß sie nur das Gute suchen, darf ich mich, wann meine Absichten auch gut sind, ungescheut vertrauen, diese werden mit vereinigten Kräften mir treu und thätig beystehen. Wie der Herzog von Mayland den Eidsgenossen Geld und Leute anerboth, und sie durch glänzende Verheißungen verführte, eben solcher Mittel bedienen sich die Schmeichler und Neider, unsre Güte zu mißbrauchen, und Geheimnisse unserer Herzen zu unserm Schaden aus uns zu locken. Man sehe zu, wem man traue. Bis man Erfahrung genug hat, und bis wir Kräfte genug haben, richtiger die Herzen anderer zu entfalten, ist es weit sicherer, ohne Kaltsinn und ungefallig gegen andere zu seyn, den Charakter solcher, die uns suchen, und an sich ziehen wollen, durch den Rath älterer, treuer und erfahrner Menschen kennen zu lernen: Durch den Rath guter Menschen werden wir nie irre geführt, das Zutrauen zu

ihnen macht uns offener, gewöhnt uns, nach Ueberzeugung zu reden, und erweckt in uns die Kraft auch andern wieder auf diese Weise zu helfen.

Das Beispiel solcher, die uns treu zu unserm Besten leiten, lehrt uns, den Werth warmer treuer Freundschaft fühlen, und belebt in uns diesen edlen Trieb. Alle Ungerechtigkeiten nehmen zulezt ein Ende, und der, der sein Leben zum Schaden und Druck seiner Mitmenschen verwendet, wird dafür gestraft, allemal noch ehe er die Menschheit ganz unterdrücken kann. So ward auch zulezt noch Hagenbach gefangen genommen, und enthauptet; Gewiß war dieses schon in dem Plan einer weisen Vorsehung, um Gelegenheit zu verschaffen, endlich einmal die den Nachbarn so gefährliche Macht des Herzogs Karls nach und nach zu schwächen, und ihnen zulezt gar zu nehmen: Denn er gerieth ja darüber in eine solche Bestürzung, daß er vor Rache schnaubte, und sogleich in das Sundgäu einfiel.

Wie sehr uns heftige Leidenschaften blenden, sehen wir an Karl, der, um sie zu befriedigen, keine Gefahr achtete; denn hätte er die Sache mit ruhiger Ueberlegung angesehen, so hätte er nothwendig einsehen müssen, daß seine Macht auch vereinigt mit der der Herzogin von Savoyen, zu geringe sey, um der Macht der Eidsgenossen, eines großen Theils der deutschen Staaten, des Hauses Oestereich, und der Krone Frankreich zu wiederstehen, um so mehr, da die Eidsgenossen sich einen allgemeinen Ruhm der

Tapferkeit erworben hatten. Der charakterische Zug der Uneigennützigkeit der Eidsgenossen zeigt, wie unverdorben sie noch vor den burgundischen Kriegen waren, indem sie sich auf einer Tagleistung zu Luzern verabredeten, das Eroberte erst nach der Schlacht zu theilen, und den, der vorher rauben wollte, zu erstechen, und alle Verbindungen von Räubern zu verbiethen.

Wir wissen schon aus der Geschichte, daß sich Karl zuerst vor Neuß im Köllnischen lagerte, und dann nachher das Kriegstheater auf ganz andere Seiten wendete; Zuerst in die Waat, in das der Herzogin von Savoyen zugehörendes Land, und nachher in Lothringen, dessen Herzog auch auf der Eidsgenossen Seite war, weil Karl ihm sein Land mit Gewalt wegnehmen wollte. Wir betrachteten die Haupttreffen vor Grandson, Murten, Nancy. Auch diese sind voll der merkwürdigsten Begebenheiten, die den Sinn unserer Landesleute nach und nach ganz umänderten.

Die Eidsgenossen sahen in den damaligen Zeiten noch gar wohl ein, wie nöthig einem Staat, der sich durch seine eigenen Kräfte erhalten soll, die Harmonie sey; die Berner zeigten es durch ihr Betragen gegen die Luzerner, daß dieß ihr Augenmerk sey, da sie diese so frundschaftlich zu Bern auf ihrer Rückreise von dem belagerten Grandson aufnahmen, und sich diese dadurch so verpflichtet hatten, daß es zu einem Denkmal für die Nachkommenschaft schriftlich aufbewahrt worden.

Die Herzogin von Savoyen giebt sich zwar alle Mühe, die verbündeten Schweizer, insonderheit aber Bern von dem übrigen helvetischen Körper, zu trennen; sie bedient sich glänzender Mittel, die die Eidsgenossen auch nicht täuschen konnten, weil sie in ihrem Hirtenstand noch nicht so geldgierig waren. Nach den burgundischen Kriegen hätten sie wahrscheinlich durch solche Verheißungen leichter können gelocket werden: Und da Graf Romont auf eine schlaue Art die Berner verführen wollte, kündigen diese mit den Freyburgern zugleich der Herzogin den Krieg an. Beynahe die ganze Waat wird von ihnen unter der Anführung des Herrn Schultheiß von Scharnachthal bis auf Genf besezt. Karl zieht auf Grandson, und lagert sich da; ich beschrieb den Hofstaat schon, wie wir es in der Geschichte der Schlacht vor Grandson gesehen; doch zeichnet sich noch das eint und andere aus. Erstens sehen wir aus denen ungeheuren Schätzen, die Karl in diesem Lager spiegelte, und den ausgelassenen Sitten, die die schweizerischen Soldaten, von den Burgundischen annahmen, wie leicht Verführung zur Pracht und Schwelgerey ist: Sie hat immeret was glänzendes und reizendes an sich; Zuerst ist ihr Genuß froh, aber zu späte kommt bittere Nachreue. Karl ward durch seine Reichthümer, durch seine weitläufigen Besitzungen zu einer unersättlichen Begierde nach Macht und Reichthum geführt, und diese die die Schranken überstieg, verführten ihn bald zu seinem Untergang. Sein schlimmes Beyspiel steckte die noch unverdorbnen Eidsgenossen an; Ihre reinen Sitten schlugen aus der Art. Karl,

der die Eidsgenossen bis auf das Mark drückte, ließ, als er in der Waat das Städtlein Grandson wieder erobert hatte, die Belagerten aufhängen; Aber bald rächten sich auch die Schweizer durch eine fürchterliche Niederlage der burgundischen Armee. Die Eroberung von Grandson machte zwar den unersättlichen Karl immer begieriger; er war voll Wuth und Rache gegen die Eidsgenossen. Allein je mehr man von der Leidenschaft beherschet wird, desto schwächer ist man ihr zu wiederstehen. Daher wollte er sich nichts einreden lassen, er war starrsinnig, und verwarf alle guten Räthe. Eben dieser Karl zeigt uns, wie gefährlich es ist, heftige Leidenschaften vor andern blicken zu lassen. Seine heftigsten waren Ehrgeiz und Stolz. Der Stolze giebt Schmeichlern gern Gehör; daher bedienen sich des Herzogs Räthe, da sie von dem König in Frankreich bestochen waren, seiner schwächsten Seite, um ihn zu bereden, daß er die Schweizer angreife: Sie stellten ihm seine Uebermacht vor, sie malten ihm sein Bild in dem vortheilhaftesten Licht, und gewannen sein Herz, indem sie ihn mit Lob überhäuften. Die Folge davon war also so schädlich für ihn; er mußte das schon eingenommene Städtlein Grandson fahren lassen, und ward da auf eine sehr empfindliche Art geschlagen; so daß er vor dem Feinde, den er so verachtete, fliehen mußte. Jeder Feind, wann wir ihn für noch so geringe ansehen, kann uns beleidigen, jeder dem wir Wehe thun, uns wieder schmerzen. Wie die kleine Wespe den stärksten Mann verwunden kann, eben so kann auch uns der geringste Mensch zuwie-

der seyn und Schaden zufügen. Daher erfordern unsre Klugheit, und unsere in uns gepflanzte Begriffe der Nächstenliebe, niemand gering zu schätzen, sondern einen jeden einzeln oder in einem vereinigten Körper genommen, eben die Kräfte zur Gegenwehr zuzutrauen, die wir in uns selbst fühlen. Immer müssen auch zugleich unschuldige Unterthanen, oder Mitverbündete büßen, was der blutdurstige Regent mit Unrecht erzwungen hat. Des burgundischen Herzogs Unterthanen wurden eben so grausam hingerichtet, wie vorher die Eidsgenossen. Karl war noch nicht genug gedemüthiget, noch die Herzogin von Savoyen seiner Ohnmacht müde. Alles eilt wieder zusammen, um den großen Verlurst an Mannschaft, Geld, und Geräthe zu ersetzen. Alles verdoppelt seine Kräfte, und rüstet sich zu einem neuen Zug gegen die Feinde, und der Herzog schlägt wieder in der Waat vor Murten ein neues Lager auf, das durch Unterstützung der Herzogin von Savoyen, der Venetianer, und des Herzogs von Mayland noch weit glänzender und prächtiger war als das erste, und in seiner Pracht den noch unverwöhnten Eidsgenossen einzig in seiner Art vorkam.

Als Karl sein Augenmerk auf Murten richtete, zogen sich auch die Berner unter der Anführung des Herrn von Bubenberg dahin; Freyburger und andere schweizerische Bundsgenossen blieben auch nicht zurück; Dieser Herr von Bubenberg, ein durch Tugend und Rechtschaffenheit sich auszeichnender Mann, wurde vorher unschuldiger Weise aus dem Lande

verwiesen, und bey dieser Gelegenheit zurückberufen. Er hatte unter seinen 1500 Männern keinen schlechten. Nie muß man, auch nicht bey den widrigsten Schicksalen verzagen: Als Murten ganz umlägert, als die Mauren beynahe eingeschossen waren, und die Burgunder glaubten, die ganze Besatzung in Murten auf einen Tag vertilgen zu können, hatte doch Bubenberg Muth genug, auch seinen Untergebenen immer neuen Muth einzuflößen, und alle Ungehorsamen und Zaghaften von den andern zu söndern, damit sie nicht etwa eine Verwirrung anrichten, und da sie beynahe kein Mittel zur Rettung mehr vor sich sahen, kamen Hilfstruppen von allen Verbündeten, unter denen sich unsere Zürcher auf eben die Art auszeichneten, wie sie sich auch noch heut zu Tage in jeder dringenden Gefahr verhalten, daß sie alsdann keine Ermattung, auch so gar das Leben nichts achten, wann sie andere retten können: denn kaum waren sie angelanget, so wollten sie keinen Augenblick zum Angriff versäumen, obgleich sie von Mattigkeit niedergedrückt waren. Die Eidsgenossen mit völliger Ueberzeugung, daß nicht ihre menschliche Kunst sondern eine höhere Macht den guten Ausgang der Schlacht segnen könne, knieen nieder und bethen; Vielen machen sie dadurch Muth, daß sie einige zu Rittern schlagen, und so fallen sie dann mit ihrem gewohnten fürchterlichen Geschrey den Herzog an, und jagen ihn mit seinen Truppen zurück, so daß viele in dem Murter-See ertrinken, und dieser Tag dem Herzog ein Verlust von 20000 Angehörigen war; wovon das heut zu Tag noch

stehende Beinhaus in Murten ein immerwährendes Denkmal bleibt.

Karl, der wegen seinem stolzen, ehrgeizigen und herrschsüchtigen Charakter wenig Anhänger, und wenig Freunde in Europa hatte, mußte natürlicher Weise, um dem Feind eine große Macht entgegenzustellen, auch aus andern Welttheilen Leute in seinen Dienst nehmen; Allein diese Ungleichheit der Leute, die meistens Landläufer waren, hinderte Disziplin und Harmonie in der Armee: Dieß gereichte seinen Feinden zum Vortheil. Wie der menschliche Körper geschwächt, ja sogar unthätig wird, wenn ein einziges Glied daran verwundet ist, eben so wird der größte Staats-Körper geschwächet und zerstöret, wann nicht seine Erhaltung zum allgemeinen Interesse wird. Wie konnten die damals noch gar wilden und ungesitteten Afrikaner, wie die nördlich- und südlichen Bewohner in eine Harmonie, in eine so nöthige Kriegsdisziplin gebracht werden, da der Eine gar keine, der Andere diese, und ein Dritter jene Begriffe davon hatte, da alle nur um das Geld fochten, und der Herr, für den gestritten worden, nicht geliebt wurde. Durch den geraden und einfachen Weg wird weit mehr gewürket, als durch die aus gesuchteste Kunst: Konnte ein einfaches Mittel erdacht werden, den Feind zu verwirren, und zu verjagen, als das Urner Horn, und das Geschrey der Eidsgenossen?

Dieser neue Sieg der Schweizer war ein starker Schritt zur Ungebundenheit und zur Geldgier:

sie fanden so viel Geld, daß sie es mit den Hüten theilen konnten. Sie wollten zwar nicht tiefer in des Herzogen Land eindringen, aber sie raubten alles in der Waat.

Karl, dessen Unternehmungen niemal einen guten Zweck hatten, der nur durch die Leidenschaft, nie durch Vernunft und Ueberlegung geleitet worden, erfährt das Schicksal aller derjenigen, die auf diese Weise handeln: Er weißt sich in seiner Verlegenheit nicht zu helfen, er verfällt in Melancholie, da im Gegentheil der, der seine Thaten überlegt, immer wieder Hilfsmittel findt: jener wird unthätig —: So geht es denjenigen, die nicht nach geradem Sinn, nicht nach den natürlichen, und göttlichen Gesezen der Gerechtigkeit und Billigkeit handeln, wann ihm seine schiefen Anschläge zum Schaden anderer und guter Menschen mißlingen, so werden seine Scheinkräfte, die so viele Leute getäuscht, geschwächt, und er verfällt in Ohmacht.

Auch der größte Bösewicht, wann er noch so lange unter einem Mantel der Tugend und Menschenliebe, die Welt hintergangen, wann er noch so lange andere gekränket, und Unschuldige angegriffen, muß, wann sein Maaß voll ist, Schritte thun, die ihn auf einmal, oder nach und nach stürzen, und seine Wirkungskraft hemmen. Eben so mußte die Herzogin durch Aussöhnung mit ihrem Bruder, König Ludwig dem Eilften, Karl von Burgund ihre Freundschaft entziehen, um dadurch seine gänzliche Niederlage und sein Ende zu beschleunigen —. So

sind alle Schritte der Menschen mit einander verbunden, den Weltbürger entweder zu erhöhen, oder zu vertilgen.

Selbst Herzog Renat von Lothringen mußte noch dazu beytragen, daß Karl an dem ihm von der Vorsehung bestimmten Ort das Leben verlor. Renat muß sich durch Treue und Standhaftigkeit das Zutrauen und die Liebe der Eidsgenossen erwerben: Dieses muntert ihn auf, in sein eigen Land einzufallen. Ludwig unterstützet, um die Sache zu beschleunigen, und Karls Ende zu befördern, die Eidsgenossen mit Geld. Aber Bern ergriff da den klügsten Weg. Schon lange herrscht unter den Eidsgenossen ein leises Murmeln, und das gefährliche Feuer von Feindschaft und Rachgier gegen Bern; sie hatten bey andern Gelegenheiten immer den Kürzern gezogen, und bey allen Leuten, den kleinsten Theil erhalten. Bern sucht sich daher gegen diese bösen Verläumdungen zu rechtfertigen, indem es die von Frankreich erhaltenen Subsidiengelder zu gleichen Theilen ausschenket; Der so verläumdet wird, handelt W e i s e, wann er seine U n s c h u l d durch entgegengesetzte H a n d l u n g e n an Tag giebt.

Karl, der auf Nancy rückte, und da noch immer Versuche wagt, seine ehrgeizigen Gelüste zu befriedigen, verliert da sein Leben; ein einziger Flintenschuß vertilget diesen mächtigen Fürst. Wie lehrreich ist nur dieser geringe Umstand. Ein Mann, mit dem sich ganz Europa beschäftigte, in

einem Augenblick todt, und ein nichts! Das darf ich ungescheut sagen, daß es äußerst schwach ist, stolz auf eitle Macht und Vorzüge zu seyn; mit dem letzten Lebenshauch ist alles dahin. Nur geistige Vorzüge führen in ein beßeres Leben hinüber.

Wir thun daher wohl, wenn wir diese suchen zu veredeln, und nicht auf den Beyfall anderer, sondern die unsers eigenen Gewissens sehen. Der Kluge und Rechtschaffene wird diese innere Stimme, die sicherste Führerin zu einem guten Leben, nie unterdrücken; denn wann sie gewaltsam zurück gehalten wird, so eilt der Mensch dem Elend zu, weil er an seinen moralischen Fehlern so blind, wie der physisch-Blinde gegen äußere Gegenstände des Gesichts ist.

Karls einzige Tochter, und Erbin Maria, wird um ihre vielen Erbschaften beneidet, und stärkere Regenten wollen ihre Länder an sich reißen. Die Einwohner von Oberburgund aber wollen unabhängig werden. Dieß ist eine sehr natürliche Folge von dem harten Druck unter Karls Regierung: Der Sklav schmachtet nach Freyheit. Bern will diese Provinz in den Schweizer-Bund aufnehmen, findt aber bey den andern Ständen kein Gehör, weil es vorher eigennützig handelte, und daher das Zutrauen seiner Miteidsgenossen verloren. Ein neuer Beweiß, wie man untüchtig wird, auf andere zu wirken, anderer Wohlfahrt zu befördern, wenn man die schwache Seite der Eigennützigkeit blos giebt: Einem solchen niederträchtigen Menschen traut man nicht; denn die Erfahrung lehrt uns täglich mehr,

daß der Eigennützige kein Bedenken trägt, andern Schaden zuzufügen, um sein eigen Gut durch den Schaden anderer zu äufnen. Der eigennützige Mensch fühlt nicht den Werth der Menschheit, ist nicht werth ein Mitglied menschlicher Gesellschaft zu seyn, der um geringer eigener Vortheilen willen im Stande ist anderer Glück zu untergraben, der lieber von andern gehaßt, und zu allem Guten untüchtig gemacht wird, als weniger Gut zu besitzen, und hingegen ein wirksames Glied der menschlichen Gesellschaft zu seyn. Wer wahre Menschenliebe besitzt, wer großmüthig handeln will, der vergißt bey seinen Handlungen sich selbst um anderer willen; hingegen der Menschenfeind, der Egoist, der Stolze, Eigennützige, Ehr- und Geldgeizige regiert seine Mitmenschen um seiner selbst willen.

Die schädlichen Folgen, die die burgundischen Kriege auf die Sitten der Eidsgenossen hatten, geben uns eins der unwiederleglichsten Beyspiele, wie sehr der Geiz den Menschen erniedrigen kann. Die edeln, einfachen, unverdorbenen Eidsgenossen wurden durch die von Karl eroberten Schätze so lüstern darnach gemacht, daß mit Hülfe des Gelds viele auswärtige Mächte, Frankreich, Oesterreich, der Pabst, ihr Spiel mit der Schwäche jener treiben konnten. Die Schweizer werden unbeständig, untreu, verkaufen ihr Leben um Geld, und wann sie nur etwas gewinnen können, so stehen Brüder gegen Brüder im Felde, wie z. B. um die Freye Grafschaft oder Oberburgund gestritten worden: Sie

errichteten nicht nur das Bündniß mit Frankreich, sondern auch die Erbvereinigung und den päbstlichen Bund, und alles ward mit Geld erkauft.

Der geringste Zufall kann oft die wichtigsten Revolutionen stillen, und der Sache eine günstigere Wendung geben. Der Tod Mariä machet allen diesen blutigen Kriegen und Streitigkeiten, die beynahe das halbe Europa verwirren, ein Ende, durch die Heyrath ihrer Tochter mit dem Delphin von Frankreich. — Wunderbar sind die Schicksale in einander verwebt: so hängt alles an einer Kette, und zerreißt ein Ring darvon, der sie trennt, so muß sie wieder an diesem zusammengemacht werden. Ludwig der Eilfte und Maximilian waren Gleiche der großen aneinander hängenden Staats Kette. Karl und seine hinterlassene Tochter Maria zerrissen sie; aber die Tochter Maria ist bestimmt, die getrennten Theile durch eine Heyrath wieder zu vereinigen; sie stellt wieder für eine Zeitlang Friede und Ruhe her. Um diese Geschichte der burgundischen Kriege nachzulesen, verweise ich Euch, meine Lieben, auf Bullinger, Rahn, Schillings Burgunderkriege, und die neueste fürtrefliche Beschreibung derselben von Herrn Rathsherrn Füeßli.

# Zweytes Stück.

## Waldmann.

Bürgermeister Waldmann von Blickenstorf, ward Burger zu Zürich A. 1452. Vide Dürstelers Stemmatographia, Leu, Bluntschli, Füeßli, Meister. A. 1460 Stadtfähndrich: Als Diessenhofen belagert worden, Hauptmann über 350 Mann im Allgäu, wider den Abt von Kempten; A. 1452. Oberster Hauptmann über 2000. Freye Eidsgenossen in Diensten Pfalzgraf Friedrichs, die ihm in der Schlacht bey Ladenburg wider Würtemberg, Baden und Maynz treu beygestanden; A. 1464. Fürstlich-Einsiedlerischer Amtmann; A. 1468. Spieß-Hauptmann, in dem Zug auf das Ochsenfeld. Er hielt sich tapfer vor dem Schloß Lansern und Horn, zu Waldshut; A. 1469. kaufte er Dübelstein, samt den Gerichten Dubendorf, Rieden, und Dietlikon; A. 1473. Zunftmeister zum Kameel; A. 1475. zogen unter seiner Anführung 1500 Züricher nebst andern Eidsgenossen den Bernern in die Waat zu Hilf; A. 1476. ward er Bauherr: Unter seiner Verwaltung ward die Wasserkirche gebauet; A. 1476. Hauptmann nach Freyburg im Uechtland; im Merz gleichen Jahrs Oberster Hauptmann über 1000 Mann bey Grandson. — Den 16. Juni zogen 3000 Zürcher auf Murten, wo sie mit ihren Eids- und Bundsgenossen, den Herzog Karl den Kühnen in die Flucht schlugen, und wo die Burgunder 30000

Mann verloren: Den 23. Oktober ward er auf das Begehren König Ludwigs des Eilften als vorderster Gesandter nach Frankreich geschickt. In allen Schlachten zeichnete er sich durch Tapferkeit aus, und ward daher von Herzog Rheinhard von Lothringen vor Murten zum Ritter geschlagen; A. 1477 führte er dem Herzog Rheinhard 1500 Mann zu, und ward erster Feldhauptmann über 8000 freywillige Eidsgenossen, und Lothringer, welche den Herzog Karl in seinem wohlverschanzten Lager vor Nancy angriffen, ihn selbst samt 7000 Mann erschlugen; und sein Lager eroberten; A. 1478. ward er savoyischer Hofrath, A. 1480 Oberster-Meister, und abermals Hauptmann über 1000 Mann zu Diensten Ludwig des Eilften nach Chalons und Troyes in Champagne; A. 1478 Hauptmann über 1000 Mann Urnern zu Hilfe, wegen Bellenz: Bey dieser Gelegenheit kam seine Ehrlichkeit bey den Feinden in Verdacht, wegen seiner Retraite am Ende des Dez. unter Vorwand der Saison und des Mangels an Proviant; A. 1479 ward er Gesandter an Ihro päbstliche Heiligkeit nach Rom, kam aber wegen Anfall eines Fiebers nur bis nach Mayland; A. 1484. unterzeichnete er als Gesandter von Zürich das in diesem Jahr mit Karl dem Achten König in Frankreich geschlossene Bündniß, wozu er vieles beygetragen; A. 1483 ward er Buergermeister der Stadt Zürich; A. 1487 gab er der Stadt die Dörfer Dübendorf, Rieden, und Dietlikon um fl. 832 (Rhein-Gulden) zu kaufen. Er war auch eine Haupturſache der Erbvereinigung zwischen Maximilian dem Ersten und den sieben Kantons im Jahr 14 87.

Unter seiner Regierung entstand der sogenannte Waldmannische Auflauf, der in unsrer vaterländischen Geschichte so viel Aufsehen gemacht, und von Herrn Rathsherr Füeßli so treffend ist geschildert worden. Waldmann ward dem Schicksal ausgesezt, welches oft die größten Männer auszustehen haben; oder dem Unfall, der oft denjenigen; die eine größere Laufbahn zu betreten scheinen, wiederfährt; wer sich vor andern auszeichnet, der steht auch auf einem desto gefährlichern Plaz zu glitschen. Die einen beneiden ihn, weil sie nie einen solchen Grad erreichen mögen: andere, weil er ihrem Fleiß durch Glück und in guten Eigenschaften des Charakters zuvorgekommen ist, und sie durch seinen Fleiß beschämt hat; dieß können sie nicht vertragen, und suchen daher dann durch die wiedrigen Wege der Verläumdung seinen guten Namen, und sein Ansehen zu schwächen. Der Waldmann, der so viele Schlachten gewonnen, so viel Verkehr mit auswärtigen Mächten hatte, um die Ruhe und den Frieden seines Vaterlandes zu befestigen. Dieser Waldmann, wurde statt dessen, daß er die Triumphbögen eines Cicero Pompei, &c. — verdienet hätte, mit dem Schwert hingerichtet. So führt die niedrige Leidenschaft des Ehrgeizes zum Neid, zur Verläumdung, zum Mißtrauen, und endlich zu der zügellosesten Raserey. Waldmann ward beneidet wegen seiner Beredsamkeit, seinem einnehmenden Wesen, seinem auswärtigen Ruhm, seinem durch große Geschenke erworbenen Vermögen, seiner ausgezeichneten Tapferkeit, und seinem wohlgewachsenen

und schöngestalteten Körper, und noch über dieß wegen seinen schnellen Ehrenbeförderungen. Dadurch gährte in vielen Gemüthern der so unaustilgbare Neid, der nur trachtet, diejenigen zu stürzen, gegen die er gehegt wird, der statt das Glück des andern zu befördern, es hindert und untergräbt. Da aber die Gemüthter so gegen Waldmann eingenommen waren, so brauchte es eine geringe Veranlassung, ein kleines Vergehen, um ihn gänzlich zu stürzen. Man verkehrte in Hauptverbrechen, was nur den geringsten Anschein darzu hatte; man beurtheilte als gewisse Thatsachen, was nur durch äußere Zufälligkeiten einen schwachen Anstrich erhielt; man dachte nicht, wie jeder Unpartheyische denken sollte, daß Waldmann, um das Ansehen seines Landes außert der Schweiz zu erhalten, zu vermehren, zu befestigen, den mächtigern Fürsten ein wenig zu gefallen leben, und reden mußte, daß er das auch in seinem Lande thun mußte, um seinen guten Willen, den er hatte zu behaupten; Waldmann hatte sich viele Feinde, besonders aber vön dem Adel zugezogen, die es gar nicht vertragen konnten, ein als Bürger eingekaufter Landmann, so weit und so schnell in den Staatswürden fortgerückt; und insonderheit eine alte adeliche Familie, das göldlische Haus, ganz gestürzt. (Vide Füeßlins Waldmann p. 46—119) Das sich früher oder später wieder erheben, und seine Rache an ihm ausüben konnte; Seine Absicht gieng insonderheit dahin, dem ganzen Adel sein Ansehen und seine Gewalt zu schwächen; Daher verband er sich auf

das engste mit den Zunftmeistern, und deswegen hatte er auch die Bürgerschaft auf seiner Seite; Er war ein strenger Sittenrichter, und ob er gleich selbst Liebhaber von Mahlzeiten, und andern sinnlichen Vergnügen war, so ließ er doch ein Mandat ausgehen, vermöge dessen alle überflüßigen Hochzeit- und Kindstaufmäler, kostbare Kleider, öffentliche Schießent, und andere unschuldige Vergnügen verbothen wurden, und auf dem Lande dem Salzkauf, dem schädlichen Salzhandel, und den großen Hunden Einhalt gethan worden; Er suchte dadurch seine Macht täglich mehr zu erweitern, daß er viele Handwerksmänner an die Regierung hervor zog. Wenn man alle diese Umstände zusammen nimmt, wird man sich nicht wundern, daß der waldmannische Auflauf entstanden, wobey Waldmann zulezt noch sein Leben, mit Schmach verlieren mußte.

Göldli, der alle Mittel wagte, seinen Gegner zu stürzen, sah die Unmöglichkeit ein, es durch gelindere Wege zu thun; Jemehr er die Schwierigkeiten einsah, seinen Zweck zu erreichen, desto mehr erbitterte, und entzündete sich der Geist seiner Rache, und ward gleichsam bis zur Wuth gebracht; er faßte den beherzten Entschluß, Kopf an Kopf zu wagen, und Leib und Leben und Ehre mit dem neuen Bürgermeister auf das Spiel zu setzen. (Vide Füeßlin p. 130.) Seine Hauptabsicht war, Waldmann des Ansehens und Zutrauens auf öffentlichen Tagleistungen, und der Liebe und Hochachtung seines Volkes zu berauben. Wann Neid und Verläumdungssucht unsre Zunge schärfen, und

der Geist der Rache unsre Kräfte spannet, so können wir zulezt den Mächtigsten überwältigen. Davon erleben wir täglich noch Beyspiele. Göldli ritt daher, unter dem Vorwand einer Kur, den Tagsatzungen in Baden nach, fand da seine ehemals trauten Freunde, aus Städten und Ländern, klagte ihnen sein Unglück, hörte ihre Beschwerden über Waldmann mit dem Kummer eines alten Eidsgenossen an, setzte einen Wurm in ihr Ohr, und kam mit verdächtigen Anekdoten beladen nach Hause, wo er sie um seinen Geist zu kühlen zum Schaden Waldmanns auskramte.

In der Stadt waren die vornehmsten Feinde Waldmanns nebst Göldlin und seinem Neffen, die Ritter Heinrich Escher, Konrad Schwend, Hans und Gerold, die Mayer von Knonau, Vater und Sohn, alle des Raths; Die besten Köpfe seiner Gegenparthey die mit ihm zu dem wichtigsten öffentlichen Geschäften gebraucht worden. Dieser hatte oft heimliche Zusammenkünfte, um sich über seinen Untergang zu bereden, bald seine guten Anstalten zu hindern, bald seinen Verbesserungsgeist öffentlich zu unterstützen, und heimlich anzuschwärzen. Kurz sie ergriffen alle Mittel und Wege, ihn zu stürzen; und wann ein einziger Feind so viel vermag, was können dann wohl sechs ausrichten. Der Geist der Harmonie ist oft, nur um eine böse Sache auszuführen, in dem Augenblick des Rathschlusses groß, obgleich um solcher Günrde willen geschlossene Freundschaften auch bald wieder getrennet werden. Die auf einen fremden

Gegen=

Gegenstand concentrirte Leidenschaft, wann sie befriediget ist, wird gewöhnlich dann gegen Verbündete selbst genährt, und an ihnen ausgeübt, und das ist dann gewöhnlich der Feind zum Untergang solcher Gesellschaften. Alle Stände, alle Alter wurden gegen Waldmann aufgebracht. Göldli war als Pensionair von Ludwig dem Eilften der anti= östereichischen Parthey zugethan, daher war das oben erwähnte Erbvereinigungsgeschäft zwischen Maximilian dem Ersten und den Sieben Kantons ein vorzüglich erwünschter Schauplatz für seinen Eifer.

Um den Kredit Waldmanns nach und nach zu untergraben, wurde sein bekanntes Polizeysystem vor die Hand genommen, und ausgefeilt, um gelegentlich, ihm die Lücken zu zeigen, die sein Eifer allein ausfüllen könnte. (Durch das Zureden der Bettelmönche sowohl, als aber auch des Adels, wurde dieser Plan unterstützt.) Landleute, Landjunker, und Landsäßen, legten ihm Gebrechen ihrer besondern Distrikte, oder gar Privatklagen vor, und lokten ihm dadurch irgend eine wohlgemeinte, oft übereilte Verordnung ab, z. E. ein Verboth wegen Frefel im jungen Tannholze, (Särlen) zur Befriedigung ihrer Güter, wie aber Waldmann bey Abschaffung dieses Mißbrauchs zuerst fragen mußte, was Särlen seyn, weil er doch nicht völlig bewandert war in der Forstsprache des Fischenthals, Aus den Rathsmanualen, die unter Waldmanns Konsullat eingeführt worden, sieht man, daß einzelne Gemeine und Partikularen

aus verschiedenen Herrschaften von Zeit zu Zeit um Abschaffung oder Milderung solcher neuen Verordnungen bathen, und zwar mit dem Schein einer Bescheidenheit, die guten Eindruck machen mußte. Waldmann wollte anfänglich seinen Despotismus durch neue Beweise seiner Macht erhärten. Nur 1487 scheint es, als wollte er den Folgen der Verläumdung und Eifersucht, die ihm in der ganzen Eidsgenossenschaft nachstellten, durch, ein paar Schritte wenigstens in seiner Heimath ausweichen; In diesem Jahr gab er seine herrschaftlichen Rechte über Dübendorf größtentheils zu kaufen, und testamentierte sein ganzes Vermögen, nach damaliger Landesgewohnheit, seinem Neffen, Hans Werner, und würde der Neffe ohne Kinder sterben, so solle seine Verlassenschaft alsdann dem Spital- und Siechenhaus an der Spannwind zufallen, lezteres für einen, und ersteres für zwey Drittheile des Guts; Dieß vergrößerte noch die Mißgunst, weil durch diese Schritte seine Glücksumstände aufgedeckt wurden.

Ao. 1488 wurden insonderheit viele wichtige und minder wichtige neue Satzungen gemacht, und alle Satzungen aufgewärmt, z. E. Daß niemand als Edelleute und Obervögte Dauben haben, in der Stadt 5 auf dem Lande 10 Paar; daß die größte Glocke zum Münster niemand einheimischen nach seinem Tode geläutet werde, ausgenommen einer Aebtißin, und einem Probste, auch neuen und alten Bürgermeisteren, und ihren Weibern. Wichtiger war das Gütermandat, auf Mittwoch nach Mittefasten

gestellt, daß niemand Güter in dem Land kaufe, als was er bewerben mag, oder andern um einen billigen Zins verleihet, um sie zu bauen; und daß alle Höfe, so zu Sennhöfen oder Waiden geworden, innert Jahresfrist wieder an Nuzung gebracht und verliehen werden. Alle Amtleute sollen diesem gemäß Leben, bey 10 Mark Silber Buß. (Vide Füeßli.) So ließ er im November dieses Jahrs ein allgemeines Sittenmandat für Stadt und Land ergehen, von dem ich oben geredet, und das uns Herr Rathsher Füeßli sehr bestimmt und deutlich beschreibet, welches, nach der Absicht Waldmanns, Feinden wirkte, und ihn zu ihrer Rache reif machte. — Ao. 1489 ward ihm von einem Herrliberger Kleineichely geklagt, daß die großen Hunde auf dem Lande, die der gemeine Mann zur Sicherheit ihrer Güter, vor dem Gewild hielten, großen Schaden in den Reben verursachten, und man diese also nicht nur wie bis dahin in den Häusern behalten, sondern überall abschaffen mögte. Dieser schöne Rath kam von dem Adel, dem diese Dorfruden die Haasen abhielten, und erst neulich einen Hirsch zerrissen, den hierauf etliche Bauren miteinander aufgezehrt hatten. Waldmann wollte es zwar anfänglich aufschieben, und fürchtete sich vor einem so gewaltigen Schritte; ließ sich aber doch zulezt dazu bereden, und wahrscheinlich hatte sein größter Feind Göldlin dieses Looszeichen den Bauren und seinen Mithaften auf der Landschaft zu einem allgemeinem Baurenauflauf verabredet; in diesem Tag wurden nur in den Dörfern am See, gewaltthätig über 80 Hunde erschlagen: Des

folgenden Tags ritt man nach Hongg und Affoltern, wo alle Hunde desselben Tags auf einen Haufen gebracht, und erschlagen wurden: Dieses erbitterte die Bauren sehr gegen Waldmann: das Feuer brach in dem ganzen Land aus, weil dieser Befehl in dem ganzen Land vollzogen wurde. Die aus dem Knonauer-Amt, wollten ihrer Klage halber, wegen dem Verfahren mit den Hunden ein Verhör vor Rath haben; aber Waldmann schlug es ihnen ab, und both sich nur an, ihnen diejenigen zu nennen, die durch ihre Klagen den Rath zu dieser Verordnung bewogen hätten. So fiel bey dieser Gelegenheit der ganze Haß auf Waldmann: Denn so bald die Bauren von dem Abschlag eines Verhörs gehört hatten, so klagten die Seebauren nicht nur über dieses, sondern auch über das Sittenmandat vom November; Das darinn enthaltene Verboth tumultuoser Schenken, wurde seither ganz ordentlich gehalten, so daß bey einem solchen Anlaß zu Kilchberg kein Mensch aus den benachbarten Gegenden, und Gemeinden erschien. Als aber izt die Faßnacht vor der Thür war, und der Weber Nellstab von Meilen um diese Zeit seinem Sohn eine Schenke hielt, so faßten ganz Meilen und Herrliberg den Anschlag, ein Faß auf den Stäg zwischen beyden Gemeinden zu legen; und jeder Theil sollte den Wein von seiner Seite ausleeren. — Schlechte Witterung vereitelte den Spaß. Anstatt dessen verabredeten sich 15 Bursche von Meilen, in alle und jede Schenken zu gehen, und weder Verboth noch Strafe zu achten. Diese Zusamkunft zu Ehrlibach, wo 400 Mann beysammen wa-

ren, ward in wenig Stunden eine förmliche Meuterey. Alle Anwesenden versprechen sich mit einander zu sterben, oder von der vermeinten Knechtschaft zu genesen; und da man einen jeden, der nicht dieser Meynung sey, sich entfernen hieß, so schwören sie körperlich ihr Schicksal zu theilen. Sie verordneten etliche in die Stadt, um wie die Freyämter Verhör vor Rath zu begehren. Waldmann versagte es ihnen mit Gründen, er dörfte sie nicht vor Rath lassen, da das Mandat es selbst ihm verbiethe. Das Relatum der Abgeordneten in den Gemeinden brachte so viel zuwege, daß die ganze Gegend verabredete, nächsten Sonntag in noch weit größerer Anzahl auf Meilen zu ziehen, und Pfaffen-Faßnacht zu feyren. Fünfzehnhundert Seebauren kamen daselbst zusammen; einer unterwieß den andern im Ungehorsam. Am nämlichen Sonntag sandten sie noch etliche auf Zürch, und ließen sachte den Rath um Milderung der Neuerungen bitten; sie bathen um eine freundschaftliche Zusammenkunft einiger Herren auf ihre Faßnacht zu Meilen. Die Einladung ward angenommen. Einige Freunde Waldmanns giengen hin; unter andern Bürgermeister Roist, und auch Gerold Meyer, von dem oben geredet. Da ward eine Gemeinde versammlet. Den Gemeinden ward ein Verhör zugesagt, und einige der Gemeinden waren dazu abgeordnet. Da aber Waldmann und sein Anhang, nur eine Gemeine nach der andern verhören wollte, und seine Meynung durchgedrungen, so gab dieß neuen Zunder zur Unruhe. Die Ausschüße wollten sich nicht söndern lassen, und eine unver-

sichtige Rede Waldmanns erbitterte die Aufrührer noch vollends. Der Rath hatte, um die Stadt zu bewachen, treue Leute gegen 300 an der Zahl, aus den vier Wachten, Rieden und Wiedikon geworben, und Waldmann sagte, er getraue sich mit diesen das Seevolk zu übermeistern. Sie rückten den 4. Merz am Aeschermittwochen von der Morgenseite des Sees in völliger Rüstung gegen die Stadt an; es stiessen noch 4—600 Mann von Grüningen, Greiffensee, und der Enden dazu. Man ließ ihre Abgeordnete vor den großen Rath treten; aber Waldmanns harte Anrede an sie, und seine harten Drohungen wegen ihrem Betragen, verbitterte ihre Gemüther noch mehr: Täglich stießen mehr Leute zu ihnen, aus dem Freyamt, und aus andern Herrschaften, auch die nächsten von denen, die in der Stadt zur Besatzung lagen, wurden unwillig, und giengen zu dem Seevolk über. Man wartete lange, bis man noch auswärtige Hilfe sandte: Erst am Morgen vor dem Aeschermittwochen, da das Volk zu Küßnacht sich schon in der Empörung festgesetzt hatte, wurden Abgeordnete meistens von Waldmanns Anhang, an die Orte geschickt. Bald waren die Gesandte von Zug da; und Leute des Grafen von Sulz, aus dem Klettgäu — waren ganz gerüstet, der Stadt zur Hilf zu eilen. Die Bothen der Sechs übrigen Alten Orte rückten auch an, hernach kamen die von Freyburg, Solothurn, Basel, vom Bischof und der Stadt Konstanz, und St. Gallen. Die Stände des innern Vereins, sogar Gesandte von dem schwäbischen Bund und dem Grafen von Mont-

fort. Endlich die Aebte von St. Gallen, Wettingen und Rüti in eigener Person. Alle nahmen sich der Sachen ernstlich an, besonders aber die Bothen der Sieben Orte; aber niemanden ward vergönnet, in dem Geschäft ausdrücklich zu handeln, als den Sieben Kantons, und dem Freund des Adels, Abt Schampertli von St. Gallen. Diese ritten selbst zu den Aufrührern hinaus, wo auf die Klagen von versagtem Verhör, geschlossen wurde, die Gemeinden sollen den Handel in Eidsgenößischen Schooß werfen; was nicht gütlich geschehe, darüber wollten die Orte selbst recht sprechen. Dardurch ward so viel erhalten, daß die Tagherren am Zürichsee und ihre Helfer, kurz das ganze Seevolk wieder zurückzogen. Nun glaubte man in der Stadt, den Sieg gewonnen zu haben; Aber wann einmal das Ziel der Gewalt eines Regenten gesetzt ist, und er das Zutrauen seiner Unterthanen verloren hat, so müssen alle Umstände schnell zusammen treffen um ihn zu stürzen. Wir sehen überall, daß Waldmanns unkluges und heftiges Betragen, und seine unbesonnenen Reden, eine wichtige Ursache seines Falls waren.

Die Eidsgenossen setzten ihr Mittleramt fleißig fort. Man gab Ihnen einen Ausschuß von sechs Räthen zu, unter welchen Waldmann selbst, und zwey von seinen Zunftmeistern Oeheim und Widmer waren. Die meisten Verordnungen Waldmanns wurden abgethan, den Aufrührern hingegen alle ihre Anmaßungen bewilliget, und nur nachfolgende Punkten von ihnen gefordert. — 1) Sollen sie schwören,

ihrem Herrn künftig in allen Dingen gehorsam und gewärtig zu seyn. 2) Steuer und Bräuche zu geben, wie von Alters her; — 3) sich ferner in der Stadt zu behalten.

Dieß war Waldmanns Meynung; man ließ diesen Bericht durch Stadtschreiber Amman, in allzuglimpflichen Worten für das Landvolk abfassen, und als er vor Rath verlesen wurde, begehrte Waldmann unbesonnener Weise, es sollte stehen: Sie hätten um Gottes Willen gebethen, daß man ihnen verzeihen, und sie für Biederleute halten möchte; Dafür wollen sie Bürgermeister und Rath, als ihre gnädige Obrigkeit, hochachten, und beständige Besserung anloben: Das diene zur letzterer Ehre. Ammann schrieb dieß auf seinen Befehl; Noch unbesonnener war es von dem Bürgemeister, da er vor den klein- und großen Räthen erkennen ließ, diesen Bericht vor den Zünften vorzulesen, und mit seiner Tribunen Beyfall, einige zweideutige Stellen desselben dem gemeinen Mann, nach des Bürgermeisters Sinn, zu erklären. Einige Zunftmeister trieben es so weit, daß sie sagten: Die Seeleute hätten auf den Knien um Pardon gebethen. Den Eidsgenossen stellte der Stadtschreiber ganz verkehrte Abscheide des gemachten Berichtes zu. Dieses verursachte einen Briefwechsel mit den Sieben Orten, der nur von verdrüßlichen Folgen war.

Waldmann, der glaubte, es sey nun alles wieder ruhig, fuhr mit etlichen biederlichen Brüdern nach Baden, wo er unbesonnen in der Gesell-

schaft sagte, daß diese Aufruhr einen ältern Vater, als sein Sittenmandat, und einen breitern Fuß, als das Seevolk hätte. Er stieß Drohungen über seine Feinde aus, redete von Kopfabschlagen u. dgl. Er und Zunftmeister Götze schrieben so gar dergleichen Briefe auf Zürich, die auf der Chorherren- und den Zunftstuben verlesen wurden, und seine Feinde noch mehr verbitterten. Die Eidsgenossen beschuldigte er, sie hätten der Stadt ihr Mittleramt aufgedrungen, und, ohne einen solchen Rücken, hätten die Bauren ihre Foderungen einmal so hoch gespannt.

Indessen wurde man überall die Falschheit des vorgelesenen Briefs inne: Das Seevolk zog zuerst ihre Tagherren zur Rechenschaft; sobald aber diese ihre Unschuld erweisen konnten, fiel der ganze Grimm auf den Bürgermeister. In der Hitze wollte man ihn mit Gewalt abholen lassen; das ward aber verhintert. Doch ward er von einigen seiner Geschöpfe davon benachrichtiget. Er kam bald und ganz bestürzt zurück. — Man sandte in alle Herrschaften Abgeordnete, welche neue Ausschüsse begehrten, unter dem Titel: Die angefangene glückliche Unterhandlung völlig mit ihnen zu schließen. Das Seevolk setzte seine 50 Tagherren aufs neue in ihr Amt ein. Dieselben klagten vor dem großen Rath über den Bericht, und begehrten die lügenhaften Briefe, zum Zerreißen und Verbrennen, und daß ihnen auch die drey vorbehaltenen Artikel nachgelassen würden. Man schlug ihnen das ab, und sie schnurrten das

letztemal gerade von dem Rathhaus aus der Stadt weg, sandten sogleich aus ihrem Mittel Bothschafter an alle Stände, und wollten den Abschied sehen, der verfälscht worden. Unter den sieben Orten beschützte die Stadt Bern allein die gedrängte Stadt: Denn sie rieth den Bothschaftern, sich nicht durch unbedachtsame Schritte die Ungnade gemeiner Eidsgenossen auf den Hals zu laden, sondern die Vollstreckung des Berichts von ihrer klugen und gerechten Oberkeit geziemend zu erwarten. Zugleich schrieb dieser Stand an den Unserigen, nach seiner Weisheit, und Gestalt der Sachen, diesem bedenklichen Handel mit Demuth und Güte zu begegnen, auch für einmal etwas Schadens zu leiden, um einem größern vorzukommen; Schickte seine vorigen Rathsbothen auf Zürich, und gab ihnen den Stadtschreiber Frikhart, Waldmanns bekannten Freund, zu. Dieser Zug machte es wahrscheinlich, daß Bern allein die gekränkte Stadt begünstigte; aber alles war vergeblich: Täglich ward das Landvolk mehr in Hitze gebracht; die Aufrührer schickten in alle Herrschaften aus, um die Wohlgesinnten zu einem Landsturm nach Küßnacht auf den 19. Merz einzuladen, und damit niemand sich irre, verabredete man bis auf die bestimmte Stunde durch das ganze Land keine Glocke anzuziehen.

Als die Obgedachten Rathsausschüsse am Samstag ihren Tour anfangen wollten, wurden sie schon zu Zollikon abgewiesen, und das erste was sie hören mußten, war: Der Rath sollte ihnen die Brie-

se heraus geben, oder sie holten diese mit Gewalt. Man that noch einen Versuch; allein es war zu spät. Das Seevolk, Grüningen, Greiffensee, und Freyamt flossen zusammen, als die Räthe zu Küßnacht anlangten. Konrad Schwend, Heinrich Escher, und etliche andere wagten sich in den dichtesten Haufen. Ersterer stellte sich auf einen Weinzüber; die Summe seines Vortrags war —: Alles außer den drey Artikeln (derer wahrer und gemeinnütziger Sinn er ihnen erklärte) sollte ihnen sicher nachgelassen seyn. Dieses erhitzte aber die Aufrührer noch mehr, sie stießen harte Worte aus, droheten den Schwend herunter zu reißen, wann er nicht schweige. In dieser Lage der Sachen, blieb der Rath der CC. fast ununterbrochen beysammen. Noch am gleichem Sonntag wurden aus den Zünften Besatzungen auf die Schlösser geschickt; aber Grüningen wurde schon von den Aufrührern eingenommen. Wädenschweil wurde, als die Besatzung kaum eingezogen war, von den Einwohnern angelaufen, und da zwey Schüsse unter sie geschahen, vermehrte dieses ihre Wuth so sehr, daß der Schaffner Ulrich Schwend abziehen mußte: denn sie droheten bey fernerm Wiederstand, das Schloß zu bestürmen, und ihn über die Mauern zu werfen. Kyburg nebst den vier Wachten, Wiedikon, und Rieden allein blieben ihrem Herrn durchaus und unveränderlich getreu. Die Stadt wurde aufs neue durch eine Burgerwache an allen Thoren verhütet, und etliche Stadtbüchsen an die gefährlichsten Posten gestellt. Der Bürgermeister selbst und seine Stadtbedienten waren

zu seiner Sicherheit, stets bewaffnet, des Nachts lag Er auf dem Rathhaus, wo ihn seine vertrauten bewachten —; oft um Mitternacht ließ er die EE. berufen. Staats- Civil- und Polizeygeschäfte standen hingegen überall stille. Um den gemeinen Mann williger zum Widerstand gegen die Aufrührer zu machen, waren verschiedne anstößige Gesetze auf den Zünften abgeschaft: Allein auch die meisten Bürger waren gegen den Bürgermeister aufgebracht. Diese begehrten vom Rath schleunige Mittel, die Bauren von dem Hals zu bringen, wo nicht, so werden sie ungeachtet aller Gefahr in eine Gemeinde mit der Landschaft zusammen treten, und eine Aussöhnung erzielen müssen. Waldmanns Stadtknecht, Schneevogel, sagte auf offener Straße: Es wohnen in Zürich böse Christen; die Stadt dörfte sich ungescheuter durch Schwaben, als durch Bürger bewachen lassen: u. dgl. Man vermuthete, diese Gesinnungen und Reden kämen von einem höhern Ort; wirklich verlor er durch seine Unbesonnenheit eines Tags auf der Brücke sein Leben, indem ihn einige Bürger mit Dolchen niederstachen.

Dieser Zufall hätte Waldmann ein Wink seyn können, an seine eigene unsichere Lage zu denken; aber sein Starrsinn und die falschen Worte seiner Schmeichler machten ihn täglich noch unbiegsamer; Er glaubte immer noch Meister zu werden. Er ließ auf den folgenden Tag die Zünfte versammlen, um sie zur Treue für das Vaterland aufzumuntern. Allein seine Widersächer erfuhren seine Absichten

noch am Abend vorher, und in der Nacht traten die Häupter der Verschwörung zusammen, diesen entscheidenden Schritt zu hintertreiben. Folgenden Tags fieng der Bürgermeister frühe seine Tour an; als er bereits seinen Vortrag auf drey Zünften nicht ohne Erfolg vollendet hatte, und weiter gehen wollte, stießen einige Bürger auf ihn, und begehrten schleunig im Namen der Gemeine Verhör vor großem Rath. Waldmann willigte dieß ein, wann man zehn oder zwölf Männer ausschießen wollte. Indem er da redete, wurde die große Raths Glocke angezogen. Er erschrack, lauft aufs Rathhaus, frägt die Stadtbedienten, wer ihnen befohlen hätte zu läuten: Aber niemand will etwas wissen. Unterdessen giengen die Zünfte, die vergebens auf Waldmann warteten, auseinander. Auf einmal erscheint der obenerwähnte Feind; Lazarus Göldlin mit seinen Mithaften. Göldli erklärt auf der Brücke: Das einzige Mittel, die öffentliche Ruhe wieder herzustellen, und die Stadt vor dem Untergang zu verwahren, sey, daß man den Rath bitte und zwinge, sich mit dem fürchterlichen Seevolk auszusöhnen. Dieses fand Beyfall; die Gegenwärtigen wählten einen Ausschuß von drey Personen, Göldlin, Heinrich Schwend, und Hans Hertli. Göldlin entlarvte sich nun, und ordnete den ganzen Auflauf an. Eigenmächtig wählt er sich nebst den andern Zweyen, noch aus jeder Zunft einen Mann, hieß die übrigen sich daheim waffnen, und ihn wieder vor dem Rathhaus erwarten. Er und seine Leute klopften vor der Rathsstube an, und begehrten

eingelassen zu werden —; Man läßt sie herein treten. Er begehrte in aller übrigen Namen, und in Namen der ganzen Gemeinde: Die EE. sollten einen Ausschuß wählen, so werde die Gemeinde eine gleiche Anzahl dazu ordnen, welche dann trachten werde, die Unruhen beyzulegen. Das ward ihnen bewilliget; Aber anstatt dessen erschien Göldlin bald an der Spitze von mehr als 500 Mann, fremden und eimheimischen, die alle bewaffnet waren; Es war ein fürchterlicher Lerm; und die härtesten Reden wurden über Waldmann ausgestoßen. Hätten die eidsgenößischen Gesandten nicht ihre Arme an die Thür des Rathhauses gestemmt, so wären sie von — den Wildesten aufgesprengt, und der Rath wahrscheinlich auf der Stelle niedergemetzelt worden; Schultheiß Seiler von Luzern stillte endlich ihre Wuth, indem er ihnen versprach, Waldmann zuerst, die drey Oberstenmeister Oeheim, Götze, und Widmer, die Zunftmeister Bieger und Rigler, den Stadtschreiber, den obersten Rathsdiener, und den Thürhüter als gefangen auszuliefern. Er wiederholte die Frage mehrere Malen; Fast alle Rathsglieder wurden genannt; und so ward Waldmaun, und mit ihm seine Konsorten in den Wellenberg gebracht; — Kaum war er in dem Verhaft, so stießen Bosheit und Unverstand viele Lügen über ihn aus: z. E. Er habe die Stadt dem Kaiser verrathen, um aus derselben die ganze Eidsgenossenschaft zu bekriegen, und dafür sollte er Graf von Kyburg werden; — Nachmittags waren noch viele von dem großen Rath entsetzt, und es ward ein neues Interimsregiment

angeordnet, dem man wegen seinen Verdiensten in wenigen Wochen den Namen des Hörnenen Raths beylegte. Göldlins Parthey wollte dadurch nur den Waldmann und seinen Mitgefangenen einen durchaus wiederwärtigen Blutrath setzen. —

Waldmann ist nun in Gefängniß; sein Haus wird geplündert. Dübelstein von den Aufrührern in Verwahrung genommen. Er wurde durch einen Ausschuß von Bürgern und Landleuten verhört. Als er keine Beschuldigungen eingestehen wollte, wurde er in die Tortur geschlagen. Gegen alles aber habe er sich als ein weiser und standhafter Mann vertheidigt, und anerbothen, mit seinen Klägern vor den Eidsgenossen, oder einer ganzen Gemeine ins Recht zu stehen. Allein das ward von seinen Feinden wegen der äußersten Gefahr nicht angenommen. — Es gelang ihnen in Ermanglung seines Bekenntnisses, geschworne Kundschaften gegen ihn aufzubringen, und nebst dem Meisterbuch, wo seine unbesonnenen Entwürfe aufgeschrieben standen, auch die geheimsten Falten seines häuslichen und bürgerlichen Lebens durchzuwühlen. Seine Richter beschleunigten aus guten Gründen sein Schicksal. Bald darauf ward er in das schlimmste Loch im Thurn gebracht, worin er vormals manchen Biedermann gestoßen hatte. Den 6. April ward er zum Schwert verurtheilt: Ich gehe sein Urtheil vorüber, es wäre zu weitläufig, und ist in Füeßlins Waldmanns, auch wie alles andere, enthalten. Alle Thüren waren, wärend seiner Hin-

richtung, beschlossen. Er hatte wohl 10000 Zuschauer seines Todes; Er bath alle Umstehenden, die Eidsgenossen, und insonderheit den Reichsvogt Gerold Meyer, um Verzeihung. Der Blick der Zuschauer war ganz auf ihn geheftet. Weiber und Töchter weinten überlaut. Endlich kniete er mit vielem Anstand nieder, erhob noch einmal sein Haupt gegen die Stadt, und sagte: „Gott wolle! daß dir kein Leid wiederfahre, du liebes Zürich!„ Als er noch bethete, geschah der Streich.

So weit geht nun meine Geschichte dieses großen Manns, die ich nur aus der fürtreflichen **Beschreibung unsers theuersten Herrn Rathsherr Füeßlins gezogen habe.** Es sey mir vergönnet noch einige Gedanken beyzufügen.

So vortrefliche Eigenschaften Waldmann besaß, so hatte er hingegen auch seine schwache Seite, die ihn von der höchsten Würde unsers Vaterlands zu einem schmählichen Tode führte.

Waldmann hatte einen sehr thätigen, einen entschlossenen Geist; Mit dem Feuer einer seltsamen Beredsamkeit konnte er sich durch viele schlüpfrige Wege lange durch setzen. Oft zeigte er eine Klugheit in seinem Betragen, die eine Folge seiner feinen Politik und seines Ehrgeizes war, oft war er aber auch sehr unbesonnen in seinen Reden und Handlungen, und zu starrsinnig: Dieß mag wohl von seinem despotischen Geist hergerührt haben; der,

weil

weil er zu schnell gestiegen, die andern allzusehr übersehen wollte, und glaubte, alles nur nach seinem Willen leiten zu können. Waldmanns Ehrgeiz machte ihn zu einem Geist des Wiederspruches: sein Eigensinn machte ihn hart gegen seine Unterthanen, und verleitete ihn, daß er die Schranken eines klugen republikanischen Regenten überschritt. Wir sehen hier ein weites Feld zu Bemerkungen vor uns, wie leichte es uns irre führen kann, wann wir weit über unsern Stand erhoben werden, wie leicht sich dann Leidenschaften äußern, und wie gefährlich es ist, aus Ehrgeiz eine starke Gegenparthey zu unterdrücken, da die göldlische Parthey den Waldmann stürzte; der Schwache, wann er mächtig wird, fühlt seine Stärke, aber weißt sie nicht zu regieren, und dann sinkt er. Besser ist es in einem angesehenen Mittelstand zu leben. Wir sahen wie viel Klugheit und Menschenkenntniß es erfordert, um Regent zu seyn, und wie viel schwerer und empfindlicher der Fall eines Hochgestiegenen sey, als selbst die Mühe, hinan zu glimmen. Waldmann war ein guter Kriegsheld, ein entschlossener, aber kein kluger Staatsmann. So kann der unvollkommene Mensch nicht in allen Sachen hervor stehen; jeder hat seine eigene Gabe.

Der Waldmannische Auflauf macht eine so wichtige Epoche unsrer Geschichte, und Waldmann zeichnet sich so sehr unter unsern Regenten aus, daß ich glaube, es lohne sich wohl der Mühe, noch ein wenig bey ihnen zu verweilen, und noch einige Be-

merkungen, die aus seinem günstigen, und ungünstigen Schicksal fließen zu machen.

Waldmann, der Unsprünglich nur ein Handwerksmann war, hatte zwo Eigenschaften, die unumgänglich mit einander müssen verbunden seyn, um sich aus dem niedern Stand empor zuschwingen, Muth und Entschlossenheit.

Jeder Mensch hat in sich einen gewissen Trieb, der ihn zu guten Handlungen leitet; oft wird dieser Trieb erstickt, wenn er in eine Lage kömmt, in welcher ihre Ausübung verhindert wird; oft verdunkeln sich die schönsten Anlagen, die größten Kräfte erschlafen, wann wir sie nicht täglich im Guten üben, sondern durch ein flüchtiges unthätiges Leben einschläfern. Eine unglaubliche Schnellkraft führt den Menschen oft aus einem niedern und dunkeln Stande auf eine hohe Stuffe, wann er dem guten Trieb, der ihn führen will, folgt; in einer solchen Lage sehen wir unsern Waldmann: Wir sehen ihn bey verschiedenen Auftritten.

Um die größte Rolle zu spielen, mußte er vor allem andern aus das Bürgerrecht in Zürich erhalten; das erste Zeichen von Zutrauen in seine Einsichten schenkte man ihm, als er bey der Belagerung von Diessenhofen Stadtfähndrich war. — Dieses Städtlein war von den acht alten Orten belagert, als die Eidsgenossen mit Herzog Sigismund von Oesterreich im Streit waren, welcher der

Stadt Diessenhofen Zoll, Steuer und Vogtey, um 6210 Rhein-Gulden pfandweise versetzet hatte, und da es zu kriegerischen Thätigkeiten kam, 200 Mann Besatzung darein legte: worauf die acht alten Orte die Stadt belagert, und eingenommen haben: Sie ergab sich, und die Stadt wurde bey allen ihren Freyheiten erhalten. Von da an stieg Waldmann in seinen militärischen Bedienungen immer höher, und bald verband er militärisch- und politische Geschäfte mit einander. Freylich mußte er sich nach dem Geldeswerth der damaligen Zeiten schon ein beträchtliches Vermögen gesammelt haben: denn neun Jahre, nachdem er unsrer Vaterstadt seine Dienste im Krieg anerbothen, war er schon bemittelt genug, um einen Freysitz zu kaufen. Er half den Bernern die Waat einnehmen, als sie wieder Graf Romont auszogen, und Murten, Peterlingen, Goudrefin, Montenach, Lausanne, Yverdon, Morsee, Romont rc. einnahmen, weil jener den Herzog Karl von Burgund in seinen Kriegen gegen die Eidsgenossen unterstützte, und auch seines Bruders Wittwe, die Herzogin von Savoyen zu Feindseligkeiten gegen die Städte Bern und Freyburg aufwiegelte, so daß 8 Männer von Bern und Freyburg in der Waat erstochen wurden. Wann der Weg dazu gebahnet ist, um sich immer höher zu schwingen, so treffen alle Umstände zusammen, um Ansehen und Zutrauen, in seinem Vaterland zu vermehren. Da Waldmann in der Schlacht bey Grandson, Murten glücklich beygestanden, so ward er als Gesandter an den französischen Hof begehrt, und vor

Murten zum Richter gemacht; er erhielt das Zutrauen von seinen Miteidsgenossen, und auch von Auswärtigen. Er ward fürstl. savoyischer Hofrath; Ein einiges Mal, unter so vielen Gelegenheiten, Kriegsdienste zu thun, machte er seine Ehrlichkeit verdächtig, in dem er nämlich sich zurückgezogen, mit dem Vorwand, die Witterung sey zu roh; (Eine schlechte Entschuldigung für einen Kriegshelden!) und es mangle an Proviant. Indessen stieg er auch in der Regierung seiner Vaterstadt immer höher, bis zur Konsulatswürde. — Zu auswärtigen Geschäften, zu Errichtung von Bündnissen, war er außerordentlich geschickt; Ueberall sehen wir in ihm einen äußerst thätigen und warmen Geist, der zugleich durch einen gewissen Grad von Ehrgeiz geleitet wurde. — Die Bündnisse mit Frankreich errichtete er Ao. 1476 unter Ludwig dem Eilften und 1484 unter Karl dem Achten; zwischen ihm und den 10 ältesten Kantons war die Erbvereinigung mit Oestereich, unter dem Kaiser Maximilian dem Ersten zu Stande gebracht, und enthält das gegenseitige Betragen der Oestereicher und Eidsgenossen in Kriegs- und Friedenszeiten.

Ein so geschickter Staatsmann und Feldherr, der vom Glück so gesegnet wird, daß er von dem Handwerkerstand, bis zur höchsten Würde im Staat und im Feld steigt, wird auch nicht selten beneidet, noch um so viel mehr, wenn ihn sein hohes Ansehen stolz und starrsinnig macht: denn mit Stolz und Starrsinn ist zugleich eine Unempfindlichkeit ver-

bunden, die viele beleidiget; wer bey solchen Fällen von Leidenschaften hingerissen wird, ist verblendet; Vernunft und Ueberlegung weichen.

Freylich konnte Waldmann dieses erwarten, da er das große göldlische Haus gestürzt hatte, und dem Adel, einer dazumal mächtigen Parthey, so feind war: Unparteyisch zu urtheilen, möchten auch da Ehrgeiz und Neid geheime Triebfedern gewesen seyn, die ihn anspannten, sein Ansehn zur rechten Zeit zu benutzen, und dem Adel allen Gewalt aus den Händen zu reißen: Wer aber so etwas durchsetzen, und seinen guten Namen doch behaupten will, muß durchaus untadelhaft seyn, und seinen Grundsätzen überall treu bleiben, um Neid und Verläumdung keine Gelegenheit zu geben, sich entgegenstellen zu können.

Allein Göldlin benutzte jede Gelegenheit seine von Waldmann erhaltenen Beleidigungen zu rächen, und Waldmann zu stürzen. Welche Mittel brauchte er, sein Zutrauen, und sein Ansehen zu schwächen, und zwar sowohl inn- als außert dem Lande? Konnte er dieses durch die Wahrheit thun? Verächter und Verfolger des Guten finden immer noch zu viel Gehör und Unterstützung; so fand es auch Göldlin.

So schnell das Ansehen eines vorher unbekannten, durch gewisse Veranlassungen steigen kann, so schnell kann es, wann Mißtrauen unter einzelnen Gliedern, des stärksten Anhangs sich einschleicht, wieder sinken. Schnell erhebt man denjenigen, für den man ein

gutes Vorurtheil hat; aber noch schneller stürzte man ihn, wenn sich das gute Vorurtheil vermindert, und das gute Zutrauen verliert; gewöhnlich ergreift man seine schwächste Seite, und zeigt diese in einem weit stärkern Licht, als sie wirklich ist: Der Neid, diese häßliche Leidenschaft, die alles Gute untergräbt, weißt die Dinge so vorzustellen, daß das unwahrhafte einen Anstrich der Wahrheit erhält; der Neid ist desto gefährlicher, weil er zu einem noch weit gröbern Laster, zu der Verläumdung führt; derjenige welcher niederträchtig genug ist, seinen Nächsten zu beneiden, kann es auch seyn, ihn zu verläumden.

Bald war der Neid auf alle Gegenden, wo Waldmann wirken sollte, so wirksam, daß er seine Kraft zu wirken hemmte; seine Feinde begehrten, daß die von ihm gemachten Verordnungen gemildert würden; und Waldmann beschleunigte seinen Fall durch einen allzu heftigen Starrsinn, der seinen Häßern erwünscht war; denn ich glaube, die größte Beschämung für Feinde sey, ihren Fallstricken zu entgehen, oder ihre Uebelthaten mit Großmuth zu vergelten.

Waldmann wollte freylich seine patriotischen Gesinnungen durch schöne Geschenke in öffentlichen Krankenhäusern zeigen: Aber wenn sich einmal der Neid in andern Herzen entflammet hat, so sind sie nicht mehr für gute Eindrücke empfänglich, und die beßten Handlungen lassen sich alsdann schief ausdeuten.

Waldmann machte da viele strenge Verordnungen, die nur zum Vortheil einiger wenigen ausfielen. Alles dieses mußte seinen Fall beschläunigen: Nur Edelleuten und Landvögten Dauben bewilligen, nur den vornehmsten Geistlichen, und Konsuln das Geläute nach dem Tode gestatten, Landleuten den Güterankauf so sehr erschweren, das strenge Sittenmandat mußte nicht nur alle Adelichen, die es um anderer Ursachen willen schon waren, sondern auch die andern Stände gegen ihn erbittern, und denen schon im Herzen glimmenden Leidenschaften, dem Neid und der Rache einen leichten Ausbruch verschaffen. Dieses Betragen Waldmanns war gar nicht klug; und es ist, als wäre er in diesen drückenden Verfolgungen beynahe wahnsinnig geworden; insonderheit damals, als er den Bauren die Hunde erschlagen ließ. Wie blind mußte er gegen die von seinen Feinden ihm gelegten Fallstricke seyn, wie oft sich noch durch Schmeichelenen einnehmen lassen, daß er um dem Adel, seinem ersten und größten Feind, zu gefallen, diese Verordnung machte, und den Bauren deswegen das Verhör abschlug.

Hat einer die höchste Stuffe seines Ansehns erreichet, hat er in diesem Kreise genug gewirket, und muß er nun sinken, so werden alle Umstände zu seinem Nachtheil zusammen treffen. So half auch die Unbesonnenheit Waldmanns dazu, daß, als die Eidsgenossen den Frieden gemittelt, und der Vergleich aufgesetzet worden war, der Bürgermeister vor

Rath begehrte, man sollte hinschreiben, die Landsleute hätten um Gottes willen um Verzeihung gebethen: Daß er alles nach seinem Sinn ausdeuten, und erklären wollte: Daß er so unbesonnen zu Baden über seine Feinde redete. Dieß mußte die schon Erbitterten, in eine völlige Raserey bringen, und kostete unserm Waldmann das Leben.

Noch ein paar Bemerkungen. Diese Geschichte kann uns lehren, wie gefährlich Ehrgeiz und Neid selbst denen, die sie hegen, seyn. Das Zutrauen, und die Liebe andrer soll man nie zu seinem eigenen Vortheil mißbrauchen, sondern dieses Glück eher dazu anwenden, das Gute um des guten Willen zu thun, in seiner Größe auch seine Schwäche zu fühlen, und sich niemals von Stolz und Starrsinn bemeistern zu lassen, seine Größe niemals zu mißbrauchen, und sich wohl zu hüten, sein Ansehen nur zur Rache gegen ehemalige Feinde geltend zu machen. Jeder Mensch hat seine Feinde, und der Angesehenste hat oft am wenigsten im Herzen ihm treu-ergebene Freunde. Aber die edelste Eigenschaft des Menschen, die beste Uebung im Guten ist, die Beleidigungen seiner ärgsten Feinde großmüthig und kaltblütig zu ertragen, und darauf zu denken, wie man ihnen wohlthun, und zu ihrem Glück beytragen wolle. Ihr seydt, meine Freunde, in dem Alter, in welchem Ihr Euch mit schnellen Schritten demjenigen Zeitpunkt euers Lebens nähert, wo Ihr Euch durch Euch selbst, Zutrauen und Liebe anderer erwerben müßt; — Ein reines Herz, und ein

thätiger Eifer für das Gute erwerben Euch gewiß am leichtesten die Achtung und Liebe wohldenkender Menschen, und dieser Beyfall soll Euch genug seyn; Lasset Euch aber alsdann nicht durch Stolz, und allzugroßes Zutrauen, in Eurer Stärke irre führen; lasset Euch gerne von gutgesinnten Freunden belehren. Der beßte Mensch ist zu kurzsichtig, als daß er sich nicht oft auf seinem Weg verirre; daher bedarf ein Jeder treue und erfahrne Freunde. Aber hütet euch auch zugleich, daß ihr nie süßen Schmeicheleyen Gehör gebet, die Ihr leicht an der Art erkennen werdet, wie man sie anbringt. Alle Schmeichler sind gefährlich; sie führen entweder durch gute Wege, um zulezt, auf verirrliche Abwege zu leiten, oder sie verbergen uns wenigstens, um unsre Gunst zu erwerben, unsere Fehler, und erheben unsere Tugenden mehr, als sie wirklich sind, und verblenden uns dadurch. Eigennutz und Neid sind ihre Triebfedern, Eure Güter, oder Eure Offenheit zu Eurem Schaden zu mißbrauchen. Seydt entschlossen, dasjenige Gute, von dessen Werth Ihr überzeugt seyd, durchzusetzen; so bald Ihr den Nutzen einer guten Sache einsehet, sollen Euch keine Urtheile anderer Menschen wankend machen, die oft schief sind, um das Gute zu hintertreiben; aber doch seyd dabey auch klug, und nachgebend: Unternehmet nichts, was Ihr nicht ausführen könnet. Aber, wann Ihr sehet, daß durch Starrsinn, eher Euer guter Wirkungskreis gehemmet wird, als daß Ihr Eure guten Absichten ausführen könntet, so gebet nach. Man muß nicht ängstlich und unentschlossen

seyn, aber auch nicht zu starken Widerstand in einer Sache thun, die viele Schwierigkeiten findet; sonst verliert man Zutrauen und Liebe, und auch dadurch Gelegenheit gutes zu wirken. Der sanfte, der nachgebende, der bescheidene und aufrichtige, der alle Guten ohne Unterscheid liebt, und dieß aus der reinen Quelle der edelsten Thaten, aus Menschenliebe, thut, der zu seiner Zeit redet, zu seiner Zeit schweiget, der wohl überlegt, was er thut, und bey seinen Handlungen einen guten Zweck hat, der wird, bey andern in ihrer guten Meynung, immer mehr gewinnen, als verlieren, immer weiter im Guten kommen, und immer mehr sich vervollkommnen. Und dieß ist ja der eigentliche Zweck des menschlichen Lebens. Dieses, meine Freunde! sey ein warnender bestgemeinter Wink, um Euch zu ermuntern, Euren zum Guten in Eure Herzen gestreuten Saamen nach und nach zu Eurer eigenen Vervollkommnung, und zur Gemeinnützigkeit zu entwickeln. Wenn Ihr meinen Worten nachdenket, werdet Ihr empfinden, daß ich es allein zu Eurem Beßten gesagt habe.

## Anhang.

Da Waldmann nun sein Leben in dem Dienste seines Vaterlandes vorloren hatte, wurden seine Güter eingezogen, und verschwendet, und verschiedene seiner Freunde mit in sein Schicksal verwickelt. Darauf entstand eine Anarchie. Wir werden bald sehen, daß der Blutrath, oder hörnene Rath er-

wählt, und Lazarus Göldlin zu seinem Vorsteher gemacht worden. Diese Anarchie dauerte ungefähr acht Wochen. Bürgermeister Waldmann war, als sein Ansehen auf das höchste gestiegen, nicht mit dem Fall eines einzigen Hauses zufrieden gewesen, und so begnügte sich nun auch, nach dessen Tode, der triumphirende Adel noch nicht mit seinem Blut. Es lebten noch Zunftmeister, denen Waldmanns Geist eigen war, und die sich gar leicht an seinen und ihren Feinden hätten rächen können. Da gerade nach Waldmanns Tode die Meisterbücher als Zeugen der Waldmannischen Oligarchie jedermann vor Augen lagen, da die Pensionenbriefe des römischen Königs von Hand zu Hand gebothen wurden, da am ersten oder andern Abend nach dem Waldmannischen Auflauf in der Stadt Feuer ausbrach, und die Brandhörner auf den Thürmen an eine Wurst gedruckt waren, so stieg natürlicher Weise der Verdacht des gemeinen Manns zur völligen Gewißheit, daß Waldmann und seine Tribunen entweder fremden Schuz erwartet haben, oder sonst einen verrätherischen Anschlag im Busen brüteten.

Daher geschah es mit allgemeinem Beyfall, daß der Rath einen angesehenen Mann nach dem andern auf die Schlachtbank lieferte. Oeheim und Göz wurden auch enthauptet, die Stadt nahm einen Theil des Vermögens von Göz auch zu ihren Handen. An dem Abend ihrer Enthauptung griffen die Bürger in einem neuen Auflauf, zu allen Zunft-

meistern, die bis dahin verschont geblieben waren. Vorher verschloß man alle Thore, und damit ja kein Opfer entrinnen mögte, bewachte man die Kirchen. Grebel, Stäpfer, und Binder. Die vorher gewarnet worden, flüchteten sich, die andern wußten das Verhalten auch, blieben aber da, weil sie sich auf ihren Kredit, und ihre Unschuld verließen; aber keines von beyden rettete sie. Am Palmsonntag Abend, an welchem dieser Auflauf ausgebrochen, wurden sie gefänglich eingesetzet: sie wurden durch die Folter zu unbegründeten Geständnissen genöthiget: Rigler wird enthauptet, Riß und Biegler werden eingemaurt, und die Sentenz sagt; sie sollen so verwahrt werden, „Daß sie Sonn und Mond ihr Lebtag nicht mehr sehen können, und kein Luftloch, als daß Speiß und Trank hinein mögen.“ Rißens Güter fielen ganz, der andren ihre zum Theil dem Fiscus zu. Ihre Weiber bezogen das Zugebrachte. Das Publikum nannte sich selbst in allen dießfälligen Urkunden Waldmanns und seiner Mitschuldigen Erben; darum muß Riglers Frau sogar den Zins in dem Haus ihres hingerichteten Manns bezahlen, und seinem Kind, wanns ohne Leibes-Erben abstirbt, sind schon gemeine Stadt- und die Spannweid substituirt. Zunftmeister Räuchlin muß sein Urtheil auf dem öffentlichen Fischmarkt verlesen hören; er wird aller Ehren entsezt, lebenslänglich in sein Haus verwiesen, und zahlt fl. 500 Buße. Haab und Weiß sind für etliche Jahre unfähig, und zahlen der eine 1000, der andere fl. 500 Buße, sie müssen dafür Bürgen stellen. Haab hat 9,

meistens Pfister und Müller, seine Zünfter. Schaub entkömmt ohne Geldbuße, aber drey Jahr kann er nicht in Rath und Gericht kommen, sieben Personen mußten für ihn mit fl. 400 vertrösten, daß er sich nicht rächen wolle. Bald wurde er würdig geschäzt in Ungarn zu gehen, und für sich und die Stadt Pensionen von dem König Matthias abzuholen. Der Stadtschreiber Ammann mußte für einmal in das Haus verwiesen werden. Nachdem so viele Unschuldige, Opfer der Rache worden, wurde endlich auch das Mitleiden rege, man sah viele Köpfe springen, aber ein jeder zitterte für sein eigenes Leben. Lange dauerte das nicht: der Rath hieng alle Civil- und Polizeygeschäfte an den Nagel, und der Scharfrichter selbst brauchte zu seinem eigenen Vortheil Intrigues, um von Zeit zu Zeit einige Glieder der menschlichen Gesellschaft springen zu machen, und den Tod mit seiner Hippe schwingen zu lassen. Da um die gleiche Zeit eine neue Konföderation oder Vereinigung der schwäbischen Städte mit der ganzen Schweiz, unter dem Namen des stählernen Bundes, verhandelt worden, so erfand eben auch zu gleicher Zeit der Züricherische Wiz ad imitationem jenes Bundes für ihre Regierung den Titel eines hörnenen Raths. Die Mitglieder derselben waren sehr unwissend, aber äußerst strenge, und eben das machte einen widrigen Kontrast: Wenn ein Röst, Schwend, Escher, Göldlin, und Rordorf nicht zugegen waren, so stand die Maschine still. Die andern Eidsgenossen kühlten bey dieser Gelegenheit auch ihren Muth an dieser Stadt z. E. Mel-

chior Ruß von Luzern sagte: Meine Herren von Zürich tödten gerne biderbe Leute, warun hängen sie nicht auch gerne biderbe Leute mehr, z. E. den Stadtschreiber? Und so spottete man aller Orten über diese Regierung.

Neben dem peinlichen Verhör, und unüberlegten oft sehr unbilligen Executionen, machte eben das Wühlen in der Waldmannischen Erbschaft eines der wichtigsten Regierungsgeschäfte aus. Schon wenige Wochen nach seinem Tode, ward Waldmanns liegendes und fahrendes Gut auf fl. 24000 geschätzet; aber durch fleißiges Nachsuchen stieg es in einer Jahresfrist noch höher, da einige Kommittierten seine Einkünfte auf fl. 1592 gebracht, so macht dieß ein Kapital von fl. 30000, und Ao. 1467 belief sich sein ganzes Vermögen nur auf 1750 fl. Also — vermehrte er es innert 12 Jahren wohl 23mal, — wozu fl. 500 Standeseinkünfte, und fl. 1500 Pensionen vieles beytrugen; obgleich Waldmann einen solchen Aufwand hatte, daß einer heut zu Tag gegen eine Million besitzen müßte, um ihn zu bestreiten: z. E. Sein silbernes und vergoldtes Halsband wog 27 Loth, seine Kleider waren von Silberstoffen, Sammet und Atlas, mit Pelz gefüttert, in den Kammern hatte er 9 aufgerüstete Bettstatten, mit von Seiden genäheten Decken.

Man verkaufte alle Fahrniß um fl. 2000; sie war aber 5mal soviel werth.

Während dem, daß man sich so mit dem Ver-

mögen des Waldmanns beschäftigte, erfolgte ein ganz unerwarteter Auftritt in der Stadt. Verschiedene Vorfälle überzeugten die damals in Zürich anwesenden eidsgenößischen Bothen, die auf gegenwärtige Weise eingerichtete Regierung sey untauglich: Vielleicht betrieb es der Rath selbst, der sah wie locker der Grund sey, worauf Waldmann zu stehen kam. Man berief das ganze Volk in die Wasserkirche, und fragte es: Ob es die Regierung beybehalten oder abändern wolle. Die ersten Tage durch war der größere Theil für die Beybehaltung geneigt, aber die auswärtigen Mittler wurden durch nicht irre gemacht; sie kannten und stimmten die wankelmüthigen Gemeinen, beriefen solche am folgenden Tag wieder zusammen, und erhielten die Mehrheit. Sogleich wurden von Constafel und jeder Zunft zwey Mann, der eine vom Rath, der andere von gemeinen Bürgern ausgeschossen, welche eine neue Konstitution entwerfen sollten. — Die Häupter dieser Kommittierten waren die Ritter Göldlin und Schwend. Und nun muß man sich entsetzen, wie Waldmanns bitterste Feinde, seiner Asche, seiner Ehre, und der Wahrheit Zeugniß geben mußten. Sie wollen das alte Zunftregiment, das sie acht Wochen vorher auf den Kopf gestellt hatten, beybehalten; rathen nur einige nammhafte Veränderungen und Verbesserungen an, von denen die erste und wichtigste schon der hingerichtete Bürgermeister unternommen hatte, die ihm aber als ein Staatsverbrechen ausgelegt worden ist.

Ao. 1393 erhielt die Constafel das Vorrecht, die Hälfte des Raths aus ihrem Mittel zu besetzen. Dieses gab natürlicher Weise dem Adel das Uebergewicht, und war dem Geist einer freyen Verfassung ganz zu wider: Anstatt eines Despoten waren viele zugleich. Waldmann glaubte diesem schädlichen Mißbrauch Schranken setzen zu wollen, und machte, daß die adeliche Zunft in Zukunft höchstens 6 Glieder in den Rath geben sollte. Dieses nebst andern Gründen kostete ihm den Kopf. Und nun gehen Göldlin und seine Mit-Kommittierten noch weiter, mäßigen die damalige aristokratische Verfassung noch mehr, und richten die itzige Form der Räthe ein, indem sie die 12 Zunft-Rathsherren verordneten, und sechs der freyen Wahl überließen; dem Adel aber zwey einzige Pläze anwiesen. Zweytens machten sie die bestimmte Abtheilung des großen Raths nach den Zünften, welche zum Entzweck hatte, daß die Constafel auch in dieser höchsten Souveranität nicht das Uebergewicht hätte. Der Adel behielt das einzige Vorrecht, dem kleinen Rath die doppelte Zahl, dem großen aber die Hälfte mehr Mitglieder zu geben, als die andern Zünfte: In Zukunft sollen auch die Zünfte ihre abgegangenen Mitglieder selbst ersetzen. Diese neue Einrichtung wird im Jahr 1490 gemacht; Wahrscheinlich stand vorher die Wahl bey dem ganzen Korps der CC. und hingegen itzt wurde sie verschiedenen einzeln Dikasterien ausgetheilt.

Die Uebermacht der Constafel war also auf diese Weise gehoben; aber nun mußte man auch

darauf

darauf denken, es hintern wolle, daß die Zunftmeister-Gewalt, das Gleichgewicht in der ausübenden Gewalt, nicht mehr durch eigenmächtige Unternehmungen stören könne; wozu der geschworne Brief von Ao. 1493 vieles half; aus dieser Vorsorge entstand das Dikasterium der 24 Zunftmeister, so wie es heut zu Tag noch ist. Man schafte es zu einem Handwerks-Tribunal um, welches die Rechtshändel der Zünfte untereinander, oder zwischen einzelnen Personen und den Zünften, in Sachen, die Gewerbe und Handwerke betreffen, entscheiden soll; doch mit dem Vorbehalt, daß, wenn eine Zunft, etwas anzubringen habe, das unsre Stadt und Bürger betreffe, daß es dann die Zunftmeister nicht allein für sich nehmen, und darüber absprechen, sondern Bürgermeister klein- und große Räthe darüber absprechen sollen.

Den drey obersten Meistern steht die Gewalt zu, die Tribunen allein, in oberwähnten Fällen zu versammlen. Der Vorderste aus ihnen hat das Prokonsulat, und alle drey sollen zugleich die Verpflichtung auf sich haben, darüber zu wachen, daß billig und recht gerichtet werde, und daß alles, woraus Schade und Nachtheil entstehen könnte, durch sie sebst vor Rath oder die CC. gebracht werde, oder die regierenden Bürgermeister von ihnen gebethen werden, es vorzutragen. Es geschahen bey Gelegenheit dieses Auflaufs noch einige mindere wichtige Abänderungen, die endlich zu dem Dritten geschwornen Brief von Ao. 1498 führten.

Dieser Brief gedenkt keiner Kaufleuten mehr, und die beyden Zünfte der Woll- und Leinweber schmelzen in eine zusammen. Ein Beweis von dem damaligen ökonomischen Verfall unsrer Stadt. Wahrscheinlich eiferte die vereinte Bürgerschaft bitterer als jemals für die geringste Quelle ihrer Nahrung, und nöthigte daher den Rath Ao. 1490 die bekannten Richtbriefe, die Sönderungs- oder Marchenbriefe zustellen, welche nachher gegen die Absicht des Gesetzgebers zu ausgezeichneten Mißbräuchen Stoff gaben, und von denen izt die 24 Zunftmeister gesetzmäßige Ausleger sind. Auch der geheime Rath entstand von diesem waldmannischen Auflauf: Man findet darinn Spuren in dem Manual von Ao. 1490: „Herr Bürgermeister und 6 Räthe sollen sich für einmal in Geschäften, wo es unnöthig wäre, den ganzen Rath zu versammeln, besonders versammeln. Noch deutlicher steht es in den ersten sogenannten halbjährigen Satzungen von Ao. 1498, nämlich „Die Bürgermeister und Obristmeister sollen die Stadt treu verwalten; auch sollen beyde Bürgermeister, und die drey obersten Meister in allen Gefahren der Stadt zuerst unter ihnen rathen, und nach Bewandniß der Sache sie vor die CC. bringen.

Am Auffahrts-Abend brachten die Kommittierten die Sache für die Gemeine, und sie ward einmüthig genehmigt. Die Gelassenheit, womit der Rath diese öffentliche und plötzliche Revolution erträgt, ist ein Beweis seiner damaligen Schwäche. Die Wahl der neuen Regierung, welche das Volk

auf der Stelle vernahm, war mit größter Sorgfalt so eingerichtet, daß keine Parthey wieder den Kopf gestoßen wurde, sondern, wo möglich, jede wohl zufrieden wäre. Ritter Schwend ward Bürgermeister, ungeachtet das Gerücht von ihm sagte, daß er mit dem Zunftmeister Wiedmer in seiner Freyheit Umgang gepflogen. Schon dadurch verdiente er diese Ehre, daß er auf dem Weinfaß zu Küßnacht unverrückt stand. Waldmanns größte Feinde waren nach seinem Hinscheid dem Staat unentbehrliche Leute: Darum stehen sie auch bey dieser Regimentsbesatzung wieder an der Spize der Regierung. Die Hälfte der kurz vorher entsetzten Rathsherren kamen wieder an das Steuer: Einige wurden in den großen Rath relegirt; noch andere aber, die es bey Waldmanns Leben am meißten mit ihm und mit seinen Tribunen hielten, entfernt: z. E. Bürgermeister Roist, und Seckelmeister Edlibach; Alle diese vakanten Stellen wurden mit den tauglichsten Gliedern des hörnenen Raths ersetzt: z. E. Ein Hans Hutmacher, ein Fremdling, von leibeigner Geburt, der itzt Rathsherr von der freyen Wahl geworden, ein Nikolaus Mönch, der hernach seine Rathsstelle mit einem Kanonikat vertauscht; ein Lazarus Göldlin. Von den 24 Zunftmeistern des waldmannischen Regiments kam für einmal kein einziger in die Regierung; daß Volk wählte seine Tribunen theils aus dem Rath, theils den CC. theils seinem eigenen Mittel. Der große Rath blieb ungefähr nur, was er vorher war.

Folgenden Morgens, an der Auffahrt, schwur die Bürgerschaft den Eid der Treue; des Nachmittags ward auf dem Lindenhof eine Schenke gehalten, bey welcher auch über 1000 Landleute erschienen. Waldmanns Gut bezahlte alles. Die Bauren waren nicht so willig, da man die folgende Woche auch auf dem Land die Huldigung einnehmen wollte, und, nebst den eidsgenößischen Bothen! zu diesem End, hin ein Rathsausschuß auf Meilen kam, wo sich das ganze Seevolk versammelt hatte. Man zog nach gemeinschaftlichem Mahl auf eine gewisse Matte, wo anfänglich alles gut gieng; als man aber unter anderm den Versammelten vorlas, daß sie der Gemeinde Rüschlikon den ausgetrunkenen Wein bezahlen sollten, rieth Konrad Mönch von Ehrlenbach an, daß man die Huldigung nicht leiste, ehe man diese Worte auskraze, und in ihre Lücke andere hinsetze: z. E. Die Landschaft in Zukunft mit keinen solchen Neuerungen zu beschweren. Nach diesem schönen Rath stand Landammann Reding von seinem Siz auf, sprach: Lebet wohl! Morgens frühe, wollen wir nach Hause, und Euren Eidsgenossen sagen, wie ihr mit Ihnen umgeht; so bald uns aber der Stand beruft, sind wir zu einem bundesmäßigen Zuzug bereit. Er gieng aus der Versammlung, alle andere Bothen folgten ihm, und fuhren in die Stadt. Des folgenden Tags war der Streit verglichen, daß man das Seevolk des Weins entlassen wollte, und da ward die Huldigung vorgenommen. Nirgends gieng es schwieriger, als in Greiffensee, und in Grüningen. Die sieben Orte verhielten sich

in ihrer Mediation klug und treu, sie wurden über die ganze Zeit gastfrey gehalten, jeder empfieng fl. 10 Gratifikation, und ihre Bediente einen neuen Thaler; und so ritten sie wieder heim. Obgleich die Regierung schon zum Theil abgeändert worden, so bestand sie doch meistens noch aus Waldmanns größten Feinden, und war daher meistens noch für eine Weile ein hörnerner Rath. Ihr erstes Dekret war: Der Stadt-Kornmeister soll etlichen den Kernen verkaufen, nach dem Fruchtschlag auf dem Kornmarkt, da sie doch Geld haben müßen: denn Johanni war vor der Thür. Zunftmeister Wiedmer, ein 80 jähriger Greis, der 50 Jahre dem Stand gedienet hatte, wagte sich aus seiner Freyheit; er wird eingezogen, und, wie sein Vetter nachher öffentlich behauptete, Siebenmal gefoltert. An dem Tag seines End-Urtheils wollte niemand über ihn richten. Der große Rath erkennt, daß Alle richten sollen, diejenigen ausgenommen, die mit ihm wenigstens im vierten Grad gefreundt wären: Ungeachtet dieser guten Aussicht, wird der gute Greis zum Schwert verurtheilt. Von seinem Gut zieht man fl. 200 ein; das übrige kömmt seinen Enkeln zu. Man wußte dem Verurtheilten nichts zur Last zu legen, als daß man dem kaiserl. königl. Bothschafter, als er die Erbvereinigung in Zürich negotierte, fl. 800 aus dem Standesseckel geliehen. Alle mitleidigen Gemüther empörten sich über dieses Urtheil; vielleicht war die Regierung daher zur Verordnung genöthiget, alle von dem hörnenen Rath aufgelegten, aber noch nicht eingezogenen Bußen, abzuthun; eben dieß

war vielleicht auch die Ursache, warum den eingemauerten Riß und Bieger ihr Schicksal erleichtert wurden. Riß kaufte man aus dem Vorschlag seiner Verhaftsunkösten eine Oberpfrunde im Spital; Bieger mußte in sein Haus verwiesen werden, doch so, daß er als Weber an den Markt- und Freytägen wieder in seinem Marktstand seyn durfte. Viele, die nie aus der Stadt gewichen waren, wurden meistens auf Bürgschaft, ihres Verhaftes entlassen; entweder von Stund an, oder nach bestimmten Terminen der Ehren fähig erklärt, und von fl. 10-100 gebüßt, oder sie mußten sie vielmehr zurück geben: Es war ihr erster Portiunkel östereichischer Pensionen. Anderer Verbrechen, bestand wieder darinn, daß sie Waldmann geholfen hatten, die Tribunenstelle permanent zu machen. Stapfer und Grebel empfiengen ungefähr die gleiche Strafe. Stadtschreiber Ammann, den man nicht entbehren konnte, kömmt auf ganz freyen Fuß: doch wollte man ihm auch eine geringe Strafe anthun, und man urtheilte, bis nach St. Johanni sollte man ihn weder auf- noch absetzen; alsdann möge er wieder nebst andern um seine Stelle anhalten. Auf dieses hin ward er wieder erwählt. Bürgermeister Roist, der aus Ueberzeugung oder aus Partheylichkeit der waldmannischen Parthey zugethan war, wurde um fl. 500 gebüßt. Bern und andere Kantone legten sich für ihn in das Mittel; Bern that es effektive, indem es allein Gesandte auf Zürich schickte, um Roist zu helfen. Dieses war von so gutem Erfolg, daß Roist bald wieder Ao. 1492 zum Konsulat erhoben worden ist. Göldlin

hingegen blieb für immer von dieser Würde ausgeschlossen, und begnügte sich mit vortheilhaften Gesandschaften. In dem Sommer dieses Jahrs kam auf einer eidsgenößischen Tagleistung der durch den Aufl auf zu Zürich veranlaßte Pensionair-Brief zu Stande. —

Dieser war folgenden substanzlichen Inhalts; daß keiner solche Mieth nehme, unter welchem Titel es immer wäre: Was man nehme, werde geachtet, als ob man es gestohlen hätte; doch könne in der Eidsgenossenschaft ein Verwandter dem andern geben, was ihn gut dünke. Gesandte an fremde Höfe dürfen Geschenke annehmen, aber bey der Rückkunft, sollen sie es dem Souverain einhändigen, und sich mit dem begnügen, was ihm dieser lasse, es sey wenig oder viel. Noch ausstehende Pensionen dörfe man eintreiben, und der Oberkeit überlassen, was sie davon in den Standessäckel thun wolle. Der Uebertreter soll an Leib und Gut gestraft werden.

Eine andere Beschäftigung der neuen Regierung war, verschiedene geist- und weltliche Kommunen sowohl als Partikularen zu verhören, welche mit verschiedenen Klagen über Waldmanns sel. bösen Gewalt angestochen kamen; so sprach das Chorherren-Stift ein Recht an, welches ihm wahrscheinlich Waldmann verkürzt hat, nämlich das Krimi-nalrecht. Das Stift Embrach, und Fraumünster führten ähnliche Klagen, Waldmann habe dem Gotts-Haus seine Forst- und Münzrechte beschnitten; und der Aebtißin Siegel und Schlüssel genommen.

Gegen das Ende drückte Fruchttheure den ganzen Kanton; daher wurde dem Kornmeister Befehl gegeben, der Stadt Korn auszutheilen, in der Stadt und vor der Stadt dem armen Mann einen halben Mütt, aber dem Müller und Becker nichts: Den Mütt soll er um einen Schilling wohlfeiler geben, als auf dem Markt. Ueber diese Verordnung sagte Einer: Dürften wir das Rathhaus bestürmen, so dürfen wir auch das Kornhaus. Es herrschte in allen Schenken und Gesellschaften ein mißvergnügter Ton. Als einige Sentenzen des hörnenen Raths gemildert worden, hörte man überall sagen, das sey in Abwesenheit des Göldlins und Schwends von den gemachten Zwölfern geschehen. Beym Spiel und Wein zankten viele bis aufs Blut über den Werth und Unwerth der neuen Staatsveränderung. Die einen glaubten es gieng beßer, wenn Waldmann noch wäre; andere aber behaupteten, sie nähmen kein Geld dafür, daß er noch da wäre. Es war ein neuer Auflauf zu befürchten, und einige Bauren ließen sich verlauten, man hätte die Stadt innert drey Tagen erobert.

Da man ein Fischer- und Jäger- Mandat zu Gunsten des Junkers von Breiten-Landenberg, Schwagers des Bürgermeister Schwend erneuern ließ, sagte ein gewisser Fugmann aus: „Ich bin kein Jäger und Fischer gewesen, will aber einer werden. Zürich ist die liebloseste Stadt auf Erde, der neue Gewalt ist böser, dann der alte, unsre Briefe und Siegel sind schon wieder geschwächet, wir müssen noch ein-

mal katzenbalgen, und Schlösser und Städte zwischen beyden Seen niederreißen. Fugmann wurde verrathen, und als er sich in der Privataudienz gegen Herrn Schwend unnüz machte, und dieser im Unwillen sagte, man werde ihm für altes und neues den Lohn geben, verdrehte Fugmann die Worte so, als ob darunter die 50 Tagherren gemeynet wären, und brachte dadurch abermals den ganzen Kanton in Gährung. Der erzürnte Bürgermeister klagte auf des Verläumders Leib und Gut, und brachte es dahin, daß er an den Pranger gestellt wurde. Die zwey vornehmsten Redelsführer des ganzen Baurenauflaufs erscheinen noch einmal auf folgende Weise: Weber Rellstab sagte, als es um die Frag zu thun war, ob man das Seevolk anhalten wollte, der Gemeine Kilchberg den ausgetrunkenen Wein zu bezahlen: Ob er gleich ein gebohrner Rüschlikommer sey, und zu Kilchberg getauft worden, müße er doch gestehen, die Kilchberger seyn alle meineidige Schelmen. Jakob von Muggen versuchte noch ein paarmal giftigen Saamen auszustreuen, der nicht aufwachsen konnte, gieng nach Zug, wo er Burger ward, und bis an sein Ende blieb.

Gegen den Winter zettelte sich in der Stadt ein neues Komplot gegen die Regierung an. Klaulis Haß, der tyrannische Mörder des waldmannischen Stadtbedienten, verdiente durch diese Heldenthat, Mitglied des hörnenen Raths zu werden, und mit dem zugleich Schlüßler im Wellenberg: Bald aber entsezte man ihn wieder. Izt stellt er sich an

die Spitze der mißvergnügten; diese suchen den Urheber des ganzen waldmannischen Auflaufs auf. Zu ihnen gesellten sich noch die erbitterten Verwandten und Freunde der gestraften Zunftmeistern; Sie spielten aber ihre Intriguen auf eine so unfeine Art, daß man bald und frühe genug die Häupter, die keine Ritter waren, ergreifen konnte. Haß wurde auf dem Fischmarkt enthauptet; kein ehrlicher Mann bedaurte ihn. Für einige andere intercedierten 200 Bürger vor Rath: Sie wurden um Geld gebüßt, und mußten ein Jahr lang einen abgebrochenen Degen tragen. Das Mißvergnügen verbreitete sich schon auch auf dem Lande. Die damals zu Luzern versammelten Kantone fanden es bedenklich, daß seit geraumer Zeit ein jeder in der Schweiz seinen eigenen Willen haben wollte: sie verordneten neue Gesandte auf Zürich: Diese sollten in die Herrschaften reiten, mit jeder Gemeine besonders reden, nichts gegen ihre Obern zu unternehmen; denn wenn sie dieses thäten, würden alle Stände der Stadt Zürich gegen die Ungehorsamen helfen.

Endlich sollte Ritter Hartmann Rordorf die Rechnung von dem eingezogenen Gut öffentlich ablegen: Da kam keine schöne Seite von ihm zum Vorschein, in dem er und seine Mitgesellen, in kurzer Zeit, der Stadt, die vorher keines Hellers werth schuldig war, fl. 11600 Schulden aufzunehmen, im Stande waren. Ein Theil der Bußen ward zwar den Zünften mit dem ausdrücklichen Anhang vergönnt, solches nicht zu vertheilen, sondern in ihre

Reisbüchsen zu legen, welche noch heut zu Tage, unter dem Namen Reisgelder, bekannt sind, und, wie es scheint, Waldmann ihren Ursprung zu danken hatten.

---

Ao. 1489 bey Gelegenheit dieses Auflaufs, war der geschworne Brief erneuert. Zufolge desselben sollen die Constafel 18 Mann in den großen Rath geben, und jede der andern Zünfte 12 Mann. Die Wahl soll bey dem Eid geschehen, und vor dem großen Rath bestätiget werden.

Jede Zunft soll zwey Zunftmeister, und einen Rathsherrn haben. Die Constafel vier Constafelherren und zwey Rathsherren. — Ferner sollen sechs Rathsherren von der freyen Wahl seyn; in allem 50 Mann, aus denen der kleine Rath besteht. Die Statthalter oder Oberzunftmeister sollen wachen gegen Gewalt, und unbilliges Betragen, oder ungerechte Klagen; Es mögen nicht zween dergleichen auf einer Zunft seyn —; Laut diesem erneuerten Briefe, sollen Angelegenheiten, welche die Stadt und die Gemeine betreffen, nicht mehr von den Zunftmeistern allein, sondern von dem großen Rath beygelegt werden.

Zween kleine Räthe mögen ein Geschäft für den Großen weisen.

Der große Rath ist die höchste vollstreckende gesetzgebende Gewalt.

Ao. 1498 ward dieser Brief noch näher bestimmt, laut dessen die ganze Bürgergemeine das Recht begehrt, Grund-Gesetze zu ändern, und sich daher als gesetzgebende Gewalt zu vereinigen.

Die Wahl der großen Räthe kommt den kleinen und großen Räthen auf jeder Zunft zu.

Die kleinen Rathsglieder sollen theils aus dem großen Rath, theils aus den Zünften erwählt werden; Rathsherren immer aus den zwölf Gliedern des großen Raths einer Zunft, ausgenommen die sechs Rathsherren, deren Wahl frey ist.

Zunftmeister werden von ihren Zünften gewählt, die Obersten-Meister von dem großen Rath. Leztere richten mit den andern Zunftmeistern über Handwerks-Zwiste, doch mit Vorbehalt, daß, wann eine Zunft, eine oder mehrere Streitigkeiten hätten, die die Stadt und Bürgerschaft gemeinschaftlich beträfen, daß dann die Zunftmeister über dieses nicht allein sprechen mögen, sondern es für die CC. gebracht werde.

# Geschichte des schwäbischen Kriegs, von Ao. 1497 —— 1499. ꝛc.

Der schwäbische Krieg macht das Ende der Geschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts aus, und kann wohl auch einen Plaz unsrer Geschichte einnehmen. Obgleich derselbe eine natürliche Folge der damaligen Lage, und Verbindung Helvetiens mit auswärtigen Mächten war, so war er dennoch auch zugleich eine von dem Eroberungs-Geist, der unsere Eidsgenossen beseelte, und dem Ehrgeiz, der sie bey dem glücklichen Fortgang ihrer Waffen kizelte. Unter der Regierung Maximilians des Ersten brach dieser Krieg aus.

Die erste Veranlassung dazu war, (wie Schmidt in seiner Geschichte sagt,) eine Gränzstreitigkeit zwischen den Tyrolern und Graubündtnern; Ob aber dieß so völlig begründet sey, daß nur das dazu beygetragen, ist zweifelhaft, und werden wir bald sehen; es giengen noch einige einzelne merkwürdige Auftritte vor, die ich unmöglich übergehen konnte; denn eilf Jahre wurden gebraucht um endlich das Kriegstheater gänzlich zu eröffnen.

Ao. 1488 kam der wichtige für die Eidsgenoßschaft aber gefährliche schwäbische Bund zu Stande.

Kaiser Friedrich wandte schon lange alle erdenklichen Mittel an, um ihn zu Stand zu bringen. Er schrieb daher auf einen Tag alle schwäbischen Stände, und Städte, nach Eßlingen einer Reichsstadt im Schwäbischen aus. — Da aber dieser Landtag nicht vor sich gehen konnte, so ward er zu Augsburg gehalten. Auf diesem wurde der Bund verabredet, schriftlich verfaßt, und auf zehn Jahre gestellt; diesen nannte man den Schwäbischen oder den der Gesellschaft des St. Geörgen Schilds, weil jeder Churfürst, Fürst, Graf, Ritter, Prälat, wie auch die Städte, die darinnen begriffen waren, den St. Geörgen Schild tragen müßte. Birkheimer, der selbst ein Bundsgenoß war, und selbst den Feldzügen dieses Kriegs beywohnte, ist der sicherste und glaubwürdigste Schriftsteller dieses Kriegs. Er ist um soviel wichtiger, und verdient desto eher gelesen zu werden, weil er in seinem Stiel völlig Julium Cæsarem nachgeahmet, und seinen schwäbischen Krieg so treu beschrieben, wie Câsar den Gallischen. Diese Gesellschaft hatte eine Abtheilung in vier Bundsorte, deren jeder wie die Städte, die den fünften Ort ausmachten, einen Ritter zum Hauptmann, alle fünfe aber den Graf Hugo von Werdenberg zum Oberhaupt hatten. — Das erste war am Bodensee; dessen Hauptmann war Jakob von Bodmen; das zweyte am Kocher hatte den Albrecht Schenk von Limburg, das dritte, das am Neckar- und Schwarzwald war, den Geörg von Ezingen, das vierte an der Donau, den Ulrich von Fronsberg.

Die Städte hatten zu ihrem Hauptmann den Hauptmann Ulrich Beſſern von Ulm; Kaiſer Friedrich bekräftiget dieſen Bund, und machet ſich zu ſeinem Oberhaupt: Die erſte Abſicht dieſes Bunds ſoll dahin gegangen ſeyn, die Sicherheit in dem deutſchen Reich wieder herzuſtellen, und die Räuber, die ſich gar zu häufig zuſammen rotteten, auszutilgen, und Kaiſer Friedrich wollte die vorderöſtereichiſchen Lande gegen die Eidsgenoſſen ſichern; denn die Eidsgenoſſen hatten, da der Kaiſer von König Matthias in Ungarn, mit dem ſie ein Bündniß errichtet hatten, ſehr in die Enge getrieben worden, und auch die Stadt Wien von ihm beſetzet war, die vorderöſtereichiſchen Lande leicht einnehmen konnten.

Die Eidsgenoſſen wurden durch Herzog Sigmund und ſeine Mitverbündeten mit in den Bund eingeladen, unter dem täuſchenden Vorwand, er ſey, wie der Ihrige, nur auf Erhaltung und Schuz des Friedens und der Freyheit der Länder, Städte, und Obrigkeiten angeſehen, und ſie hoffen, dadurch den alten Schweizer-Bund aufzulöſen. Die Eidsgenoſſen ſuchten dieſe Ehre, ſo ſchmeichelhaft ſie war, am wenigſten, bathen ſich theils Bedenkzeit aus, theils machten ſie zur Bedingniß, daß der neue Bund Ihnen keinen Schaden zufüge. Bald hernach aber ſah man aus welcher Abſicht die ſchwäbiſchen Ritter und Städte in dieſen Bund getreten: denn bald darauf äußerten ſie beleidigende und verächtliche Reden gegen die Eidsgenoſſen, die-

ser Bund sey errichtet worden um zu machen, daß die Bauren bald nicht mehr werden Herren seyn. Sie machten es auf eine so empfindliche Art, daß die Häupter der Eidsgenossen genöthiget waren, an Kaiser Maximilian und an die Häupter des Bundes zu schreiben, diesen Schimpfreden Einhalt zu thun: Obgleich dieses nun versprochen war, wurden dennoch die Reden immer fortgesetzet, bis sie endlich eilf Jahre hernach zu einem blutigen Krieg Gelegenheit gaben. Freilich kamen die waldmannischen Unruhen und andere mehr im Bernerischen und Luzernerischen dazwischen, welche den Ausbruch desselben auf einige Jahre weiter hinaus geschoben hatten; endlich nahm an dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der schwäbische Krieg zwischen dem schwäbischen Bund und römischen König einer, und den Eidsgenossen anderseits den Anfang, er dauerte nicht lange, war aber ungeachtet dessen der Schweiz sehr nachtheilich: denn von beyden Seiten flossen ganze Ströme Blut.

Es war der letzte, den die Eidsgenossen um der Behauptung Ihrer Freyheit willen, führten: besonderer Haß beyder Partheyen trug dazu bey, den Krieg zu befördern. Kaiser Friedrich war wegen österreichischen Haß, den Eidsgenossen abgeneigt, diese hingegen konnten es nicht vergessen, daß der Kaiser die Stadt Zürich von ihrem Bund abbringen wollte. Sie glaubten, dieser Bund wäre zu Ihrem Schaden errichtet worden, und wurden noch mehr in ihrer Meynung darüber bestärkt, weil sich die

Schwaben von dieser Zeit an sehr spröde gegen die Eidsgenossen betragen hatten, und sie durch beleidigende Reden zum Zorn reizten; Kaiser Maximilian wurde ihnen erst seit der Zeit ungünstig, seit der sie sich geweigert hatten, eine Erbvereinigung mit ihm zu schließen. Die Reichsstände mochten es nicht vertragen, daß sich die Schweizer ganz von dem deutschen Reich gesöndert hatten. Sie suchten diese durch Aufrichtung des Kammergerichts, und Anlegung des Schatzungs-Pfennings wieder unter die deutsche Bothmäßigkeit zu bringen; sie wandten alle erdenklichen Mittel an, um es dahin zu bringen, daß der deutsche Körper und der Schweizerische in einen vereiniget würden. Dieses Kammergericht von dem ich eben vorher gesagt habe, wurde unter der Regierung Kaiser Maximilians des Ersten errichtet, dieser und der Landsfriede kamen an einem Tage zu Stande; durch den Landsfrieden wurde auf einmal das bisherige Faustrecht, zu gleicher Zeit aber unter dem Namen Kammergericht, ein Tribunal errichtet, das über die Aufrechthaltung des Landsfriedens wachen mußte.

Beyde waren unzertrennlich. Bey dem Faustrecht war jedem erlaubt sich mit eigenen Kräften Recht zu schaffen, da galt keine Gerichtsstelle; Wer sich auf eigene Kräfte verlassen kann, wird, wann man ihm die Freyheit läßt zu wählen, ob er eigen Gewalt gebrauchen wolle, oder lieber es der Entscheidung eines Gerichts überlasse, das erstere vorziehen.

Bisher waren alle Bemühungen, das Unwesen des Faustrechts zu heben, vergeblich, so lang nicht ein festgesetztes Gericht eingeführt worden; An einem Tag kamen 1495 Landsfriede und Kammergerichte zu Stande. Als Kaiser Maximilian auf dem Reichstag zu Worms Hilf an Volk und Geld gegen Frankreich und die Türken verlangte, machte man ihm zur ersten Bedingniß die innere Ruhe Deutschlands zu befördern, zu befestigen, eher an auswärtige Hilfe zu denken wäre; daher wurde dies zuerst vorgenommen: so kam endlich dieses wichtige Werk zu Stande, aber mehr durch Zuthun der Stände, als durch Maximilians eigene Erfindung. Was gemacht worden, mußte sich auf ganz Deutschland beziehen; Erst dann konnte man einen guten Erfolg erwarten, wann nunmehr der Kaiser und das Reich ihre gesetzgebende Gewalt durch diesen ewigen allgemeinen Bundesfrieden vereinigten: daß von nun an niemand den andern befehden, bekriegen, berauben, überziehen, und beschädigen dörfe, auch keiner dergleichen Thäter beherbergen, unterstützen oder dulden solle; wer an den andern etwas zu fordern habe, soll es vor Gericht suchen, und das alles bey Strafe der Reichsacht, und so, daß das Kammergericht besonders darauf wachen soll.

Das Kammergericht wurde auf folgende Weise eingerichtet, daß die Person des Richters, der anstatt des Kaisers hier zu Gericht saß, und auch alle übrigen Mitglieder des Gerichts, deren Stimmen eigentlich die Entscheidung der Sachen vertrauet

war, ein für allemal auf beständig ernannt wurden, und daß man diese Urtheiler, nachher aber Assessores nannte. Dazumal hatte man den Grundsatz, daß über niemand anders, als durch seines gleichen gerichtet würde; diesen behielt man nun in soweit bey, daß der Kammerrichter, unter dessen Vorsitz auch über Fürsten und Grafen gerichtet wurde, nicht anderst, als eine Person von hohem Adel seyn könne. Man wünschte auch, daß unter den Richtern, Prinzen und Grafen wären. Die Hälfte der Richter sollten wenigstens aus der Ritterschaft genommen werden, zur andern Hälfte sollten Rechtsgelehrte seyn. Es war aber schon in diesem Kammergericht die nämliche Einrichtung, die noch itzt bey vielen Gerichten ist; daß nämlich zwey Bänke, die adeliche und gelehrte Bank von einander unterschieden sind. Im Erfolg begnügte man sich aber noch, wann nur ein jeder Assessor entweder von gutem Adel, oder Doktor der Rechte ist. In beyden Fällen, werden von einem jeden gleiche Studien erfordert, insonderheit die nöthigen Kenntnisse des römischen Rechts, und aller übrigen deutschen Rechte.

Die Richter wurden sogleich auf dem Reichstag erwählt; man konnte aber statt sechszehn nur zehn finden. Bald hernach wurde die ganze Anzahl der Churfürsten den kaiserl. Erblanden und den übrigen in sechs Kreißen vertheilten Ständen zur Präsentation zugetheilt, um auf gleiche Art, wie bey Pfründen, Männer dazu vorzuschlagen. Durch

dieses Mittel konnte man hoffen, Männer aus allen Gegenden des deutschen Reichs zu bekommen, die der Rechte kundig wären, deren Mannigfaltigkeit in Deutschland beynahe so groß als die Zahl der besondern Staaten ist, woraus das deutsche Reich besteht, über die doch das Kammergericht zur höchsten Instanz bestimmt seyn sollte; daher entstand das Vorrecht der Stände, daß sie die Gewalt besitzen, tüchtige Männer dem Kammergericht zu Beysitzern darzu zu stellen; doch müßten sie vorher vor diesem neuen Tribunal geprüfet werden.

Jeder Reichsstand mußte zur Erhaltung des Kammergerichts jährlich eine gewisse Summe in zwey Terminen, oder so genannten Kammerzielen, bezahlen, das sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hatte, von Zeit zu Zeit aber mußte erhöhet werden, um so mehr, da die Zahl der Besitzer immer vermehret worden. Die Berechnung hierüber ist itzt so eingerichtet, daß alle Jahre ein gedrucktes Verzeichniß, was ein jeder Reichsstand bezahlt hat, oder noch rückständig ist, nebst einer Berechnung der Ausgaben an den Reichstag zu Regensburg eingeschicket wird. Schon 1507 war eine Kommißion geordnet, über alle vorgefallenen Gebrechen des Gerichts zu verhören, und darüber zu verfügen, auch die Rechnung zu empfangen; — das war der Anfang der Visitation des Kammergerichts, die noch heut zu tage ein wichtiger Gegenstand der deutschen Reichsverfassung ist.

Diese Anstalten und Versuche waren immer neue Reitze zu gegenseitigem heimlichem Haß, und zur Eifersucht, die zulezt heftig ausgebrochen Ao. 1495, stieg schon im Anfang die Erbitterung so hohe, daß bey 600 Urner, Unterwaldner und Zuger, nebst 1000 Thurgäuern gegen die vorder-österreichische Stadt Konstanz auszogen, und sie um 4000 Gl. brandschatzten, den Bürgermeister und andere mehr gefänglich anhielten: Dieser Auszug mißfiel den übrigen Kantonen sehr, und man ließ diesen rüstigen Soldaten drohen, daß, wenn sie sich nicht freywillig zurück zögen, man sie mit Gewalt und mit offenen Pannern aus dem Felde jagen wollte.

In dem Jahr darauf 1496 sandten die Häupter des großen Bundes Abgeordnete an die Eidsgenossen, um sie zu dem Beytritt in diesen Bund einzuladen, und von dem Bündniß mit Frankreich zu trennen. — Der dazumalige Pabst Alexander der Zweyte schickte auch seinen Legaten hin, ließ sich über die Unbillen beklagen, die ihm von Seite Frankreichs, mit Hilfe der Eidsgenossen, angethan worden, begehrte von ihnen, sie sollen das Bündniß mit der Krone Frankreichs aufheben, und ihre in französischen Kriegsdiensten stehenden Soldaten heimberufen, sie nicht wieder den St. Görgen-Bund gebrauchen, sondern selbst darein treten. Der Gesandte des deutschen Kaisers begehrte eine bestimmte Erklärung der eidsgenößischen Ständen, in Absicht des Landsfriedens, des Kammergerichts, und der Reichssteuer, und 8000 Mann

um ihren Herrn auf der Romfahrt zu begleiten, und bathen, daß die ihrigen nicht wider den großen Bund ziehen. Die Eidsgenossen zögerten eine Antwort zu geben, die venetianischen und mayländischen Gesandten versuchten noch einmal zu Luzern die Stände zu bereden, in diesen Bund zu treten: Sie bothen sich an, wenn die Schweizer ihre Soldaten aus dem Neapolitanischen wollten zurück haben, so wollten sie diese sicher einhändigen. Man versprach ihnen noch ein drittesmal zu Zürich, daß, wenn sie nicht mit Frankreich wollen verbunden seyn, sondern sich mit dem neuen Bund vereinigen, so wollen die Bundeshäupter ihnen 500 französische Livres mehr Jahrgeld geben, als der König in Frankreich; der Herzog von Mayland wolle sie noch überdieß von Zoll befreyen, und jedem Ort jährlich 800 Ducati bezahlen, aber der französische Gesandte, der die Schwäche der Eidsgenossen schon lange kannte, sparte weder Mühe noch Geld um sie durch schönere Verheißungen stets auf seiner Seite zu behalten. Er verhieß Ihnen neue Hilfe gegen alle auswärtigen Angriffe.

Bey diesen so häufigen Negotiationen auswärtiger Mächte mit der Schweiz, bey den so verschiedenen und häufigen großen Verheißungen entzweyten sich die Eidsgenossen selbst unter einander. Die mehrern Orte, nämlich Zürich, Luzern, Unterwalden nid dem Wald, Zug, Glarus, und wiedervermuthen der Stadt Bern, Freyburg, und Solothurn, gaben endlich den Gesandten des großen

Bunds folgende Erklärung: Daß sie schon lange mit Frankreich durch Bündnisse vereiniget seyn, und immer nur vortheilhafte Folgen darvon erfahren haben, die so in neapolitanischen Diensten wären, seyn wider ihren Willen hingekommen, man habe Ihnen sogar nachgeschickt; übrigens bitten sie den Kaiser, und die verbündeten Reichsstände sie in ihrer Freyheit ruhig zu lassen, auch die Städte St. Gallen, Schafhausen, und Rothweil wegen besondern Streitigkeiten vor dem Kammergericht, und wegen der Reichssteuer zu verschonen, da sich sonst die Eidsgenossen genöthiget sähen, ihre Bundsgenossen zu schützen; die übrigen Orte als Bern, Schweiz, das in dem letzten neapolitanischen Zug großen Verlust erlitten, und Unterwalden ob dem Wald schlugen den französischen Bund aus, und nahmen die mayländische Vereinigung, und den heiligen Bund an. Die Eidsgenossen trennten sich daher aber wieder; es waren drey Partheyen in diesem freyen Lande, diejenigen so den Frieden vorzüglich wünschte, und für die Ruhe ihres Vaterlands bedacht war, die allen Eigennutz bey Seite setzte, glaubte, man müsse alle auswärtigen Bünde ausschlagen, nicht seine Unterthanen um Geld verkaufen, und das Land um eines herrschsüchtigen Fürsten willen entvölkern. Andere hielten es für gut, wenn die unruhigen Eidsgenossen ihre gährende Hitze in fremden Kriegsdiensten dämpften, und sich in der Kriegskunst übten. Immer stritt man, welcher Parthey man beyfallen sollte: die einen glaubten, man solle sich nicht mit dem

deutschen Reich und dem großen Bund abwerfen; andere, die französische Bündniß sey viel vortheilhafter, noch andere, diese Trennung, da die einen auf der französischen Seite, die andern aber auf der des Bundes seyn, wäre vortheilhaft für die Schweiz, weil man auf diese Weise von allen Orten her Geld beziehe, und das Vaterland sich dadurch am meißten bereichern könne. Freylich gewann die Schweiz durch fremde Kriegsdienste an Geld, aber ihre Harmonie war gestört, und ihr Land entvölkert.

Das 1497ste Jahr beförderte den Frieden nicht. Schon im Jahr vorher ließ der päbstliche Legat zu Lindau öffentlich eine Schrift anschlagen, in welcher er alle diejenigen Eidsgenossen, die von des Königs in Frankreich seiner Parthie waren, oder noch in ein Bündniß mit ihm träten, in den päbstlichen Bann verfallen zu seyn erklärte, welches aber von Zürich mit einer scharfen Gegenschrift beantwortet worden. In diesem Jahr aber fuhren der Kaiser und die Reichs-Städte fort, der Eidsgenossen Anverwandte, weil sie weder den Landsfrieden, noch das Kammergericht, noch die Reichssteuer annehmen wollten, mit weitläufigen Rechtshändeln vor diesem Kammergericht herum zu ziehen, von dem Abt von St. Gallen, als einem Reichsglied forderten sie die Reichssteuer, und gebothen Ihm auf den Reichstagen zu erscheinen; eben das forderten sie von der Stadt St. Gallen, Appenzell, Schafhausen, so daß schon dazumal die Eidsgenossen um ihre Verbundenen zu beschützen, und von dergleichen Beschwerden zu erledigen, zu den Waf-

fen greiffen wollten; allein Bern schlug sich in das Mittel, und beredete sie noch einen Versuch zu wagen. Also beschloß man, daß Gesandte von Bern, Schweiz, Unterwalden, Zug, Freyburg und Solothurn zum römischen König, von Zürich und Glarus zu den Herzogen von Bayern und Würtemberg, und den Städten Nürnberg, Augsburg, Ulm, Konstanz, Regensburg, Kempten, Lindau, Memmingen, ꝛc. die von Luzern und Uri zu dem Pfalzgrafen am Rhein, und dem Marggrafen von Baden, zu den Städten Strasburg, Schletstadt, Kolmar, abreisen sollten, mit dem Auftrag, die Beschwerden wegen St. Gallen dem Kaiser und allen Ständen vorzulegen, und zu erklären, die Eidsgenossen können diese Beschwerden, die wider ihre Freyheiten streiten, nicht länger ertragen, daß sie die Beleidigten nicht verlassen werden, sondern Leib und Gut, vermöge ihrer Bünde, für einander wagen wollten. Um dieses Uebel eines bevorstehenden Krieges zu verhüten, wünschten die Eidsgenossen, daß alle Beschwerden aufgehoben, die von St. Gallen von der Acht erlediget, alle aber ruhig in dem Besiz ihrer Freyheiten gelassen würden; sie bothen sich hingegen an, alles dasjenige dem römischen Reich zu leisten, was ihre Pflicht erforderte. Der Kaiser antwortete, er wolle diese Klagen auf dem Reichstage in Worms anhören, die eidsgenößischen Gesandten sollten auch da erscheinen; nachdem diese beynahe gleichlautende Antwort aller Stände auf Baden hinterbracht worden, erkannte man, daß Bern, Luzern, Schweiz und Un-

terwalden ob dem Wald im Namen aller Eidsgenossen Ihre Gesandten, in Begleit der Bothen des niedern Bundes und des Abts von St. Gallen, nach Worms schicken sollen Zugleich ward auch erkannt, eine Gesandschaft insonderheit von den franzößischgesinnten Orten an den König in Frankreich zu senden, um von ihm zu vernehmen, ob sie, wann der Schwaben Krieg ausbrechen sollte, Hilfe von ihm zu erwarten hätten? wie sie sich wegen dem über sie ausgesprochenen päbstlichen Bann, und den neapolitanischen Truppen zu verhalten hätten? Diese Gesandtschaft wurde vom König freundschaftlich aufgenommen; man versprach viel gutes, begehrte aber, daß alle Stände in die Vereinigung mit Frankreich treten, damit die Eidsgenoßschaft unzertrennt verbleiben möchte. Die von Schweiz und Unterwalden wollten zwar eintreten, wenn man auf der einen Seite die Pensionen auf der andern aber die Hilfe nachlassen würde; allein der König versetzte, er bedörfe ihrer Hilfe, und sie seines Gelds, sie sollen die Vereinigung annehmen, auf dem Fuß, wie die andern sie angenommen hätten; allein sie blieben bey Bern, welches keinen Gesandte hinschickte.

Unterdessen wurde auf dem Reichstag zu Worms, die Acht der Stadt St. Gallen nicht aufgehoben, sondern nur für ein halb Jahr eingestellt, und die übrigen Beschwerden wurden nicht aufgehoben. Dieses erbitterte die Eidsgenossen so sehr, daß sie wieder zu den Waffen greifen wollten, und große Kriegszurüstungen machten.

Der Kaiser fand diesen Krieg nachtheilig für ihn, beruft daher Bern und die uneinigen Partheyen auf Inspruq, die Eidsgenossen entschließen sich dazu Uri, und Zug ausgenommen; diese Zusammenkunft war nicht ganz fruchtlos: die Acht von St. Gallen ward aufgehoben, in dem Kammer-Gericht wurden die Prozesse der Eidsgenossen und ihrer Verwandten eingestellt, und von dem Kaiser verlangt, die Eidsgenossen möchten sich erklären, ob sie die Erbvereinigung mit ihm weiter halten wollten. Man verlangte von Ihnen, daß sie eine Bothschaft auf den bevorstehenden Reichstag zu Freyburg senden möchten; dieß geschah von allen Eidsgenossen, Uri, und Zug ausgenommen, doch wurde den Gesandten aufgetragen, dem Hause Oestereich nichts zu verwilligen, es seyn dann vorher alle Beschwerden aufgehoben; allein diese Sachen wurden nicht abgethan, im Gegentheil entstanden immer neue Streitigkeiten z. E. waren immer die Herrschaften der Grafschaft Tyrol, und des Bisthums Chur vermischt; dieß gab immer Anlaß zu neuen Streitigkeiten: die Bündtner klagten sich, die Regierung von Tyrol lege ihnen neue Lasten, und mehr als den Tyrolern auf. Der graue und obere Bund bathen daher zuerst den Eidsgenossen eine Bundsvereinigung an, damit sie einen Rücken hätten, wenn es zum Krieg käme, und der schwäbische Bund die Tyroler unterstützen würde.

Die alten Orte der Eidsgenoßschaft, Bern ausgenommen, schlugen diesen Bund nicht aus, son-

dern nahmen ihn an; die Vereinigung wurde zwischen den sieben Orten, und dem obern Bund 1497 aufgerichtet, aber 1498 trat auch der Gottshaus-Bund darein. Dieses mißfiel dem Kaiser, der Regierung von Jnsprug und dem schwäbischen Bund. 1498 starb König Karl von Frankreich; sein Vetter, Ludwig von Orleans, bestieg den Thron, ließ sich König in Frankreich und Herzog von Orleans betiteln, er schickte Hauptleute von seiner eidsgenößischen Leibwache, um noch mehr anzuwerben, die ihm helfen würden, Mayland mit dem Gewalt der Waffen zu erobern; der Kaiser aber, dem man sagte, die Türken, Franzosen und Eidsgenossen wollen in seine Lande einfallen, hielt einen Reichstag zu Freyburg im Brisgäu, sendete eine Gesandtschaft auf Bern, und hernach zu den gemeinen Eidsgenossen, und begehrte, man möchte nichts kriegerisches wider ihn vornehmen, kein Bündniß mit dem König von Frankreich als seinem größten Feind errichten, hingegen ihm 6000 Mann zukommen zulassen; aber, ungeachtet aller Bitten, haben die Eidsgenossen keine Achtung auf des Kaisers Worte geworfen.

Etliche östereichische Räthe, nämlich Graf von Werdenberg, und Sargans, Graf von Metsch, Freyherr von Werner, wurden in die Acht erklärt, aller Herrschaften und Güter beraubt; der von Sargans, der das Landrecht von Schweiz und Glarus hatte, verkaufte seine Grafschaft an die sieben Orte: als seine Sache auf dem Reichstag zu

Worms rechtlich sollte entschieden werden, wagte er den verwegenen Schritt, einen Herrn von Gosenbrot der kaiserl. insprukischer Rath war, samt seiner Gemahlin in einer offenen Mademer Kur zu Pfeffers anhalten zu lassen, der aber da von dem Abt zu Pfeffers und dem Bischof von Chur sicheres Geleit erhielt. Aber dieser Abt wurde da von dem Graf so verfolget, daß er genöthiget war, sich aus dem Kloster zu flüchten: Eben solcher Unbillen klagte sich auch der Bischof von Chur. Der Kaiser und der schwäbische Bund begehrten von den Eidsgenossen, sie sollten sich des Grafen nichts annehmen; aber sie konnten es nicht erhalten. Die Partheyen entzweyten sich noch mehr, als Konstanz in den schwäbischen Bund getreten; endlich brach der Krieg in Bündten aus. Kaiser Maximilian bewilligte, um die Streitigkeit zwischen dem Tyrol und den Bündtnern beyzulegen, Schiedrichter. Diese waren königl. Räthe, die die Sache immer verzögerten, und da unterdessen Bischof Thomas starb, wählte Maximilian an seine statt den Bischof Friedrich von Augsburg zum Obmann in diesem Geschäft. Die Räthe schoben die Sache immer auf, aber die Bündtner wurden immer mit neuen Zöllen gedrückt; da schickten die Graubündtner Gesandten auf Jnspruk, und begehrten, daß das Recht einmal vor sich gienge. Die königl. Räthe, unter denen Gosenbrot auch gewesen, antworteten, der Kaiser sey in die Niederlande verreiset, sie wissen seine Meynung nicht, da doch etliche unter ihnen dem ganzen Geschäft beygewohnet. Um die

Bündtner zu blenden, setzten Sie einen Tag auf Feldkirch an, besetzten unterdessen die östereichischen Gränzen mit Geschütz, und mit Mannschaft, und wollten das Kloster Münsterthal überfallen; allein die Klosterleute, die es noch zur rechten Zeit vernahmen, stunden schon in Bereitschaft gegen die Oestereicher, kamen mit ihnen zu Scharmützeln, vor dem Kloster erschlugen 18 Mann; dieß war das erste vergossene Blut für den Schwaben Krieg.

Da nun einmal der Krieg ausgebrochen war, ruften die Oestereicher den schwäbischen Bund um Hilfe an; dieser war zu Konstanz versammelt, an diesem Ort verabredete man sich, wie man sich bey dem Einfall der Eidsgenossen oder Bündtner zu verhalten hätte; wie man mit dem Geschütz die Looszeichen geben, und die Glocken anziehen solle, wo ein jeder auf dem Sammelplatz zu Pferd oder zu Fuß erscheinen müsse; wie viel Geschütz, Mannschaft, und Proviant ein jeder liefern sollte. Unterdessen waren die Bündtner auch nicht ruhig. Die von Dissentis wiegelten zuerst die von Uri auf, die ihnen am nächsten lagen: die zu Zürich versammelten eidsgenößischen Gesandten schrieben ein jeder an sein Ort, sich gerüstet zu halten, und die Gränzen zu besetzen. Uri mahnete Luzern, Schweiz Unterwalden, Zug und Glarus, Luzern aber die Stadt Bern auf, die ziemlich ungeneigt zur Hilfe schienen, und gefunden, man habe unnöthiger Weise Gelegenheit zum Krieg gegeben, und ihn angefangen, ohne aller Eidsgenossen Rath

gesucht zu haben; die von Uri hätten ihr Unternehmen besser überlegen sollen, um so mehr, da Bern eine Gesandschaft bey dem römischen König gehabt, und diese nun in Lebensgefahr sey, man hätte vorher die Gränzen wohl besetzen sollen; dennoch wollen die Berner den Eidsgenossen wohl beystehen. Die Stadt Bern schrieb daher an den Kaiser, ob der Krieg nicht noch könnte unterbrochen werden; man antwortete ihr, der Kaiser habe durch den Churfürsten von Maynz an alle Reichsstände Briefe ergehen lassen, und dem Bischof von Augsburg zugleich aufgetragen, dafür zu sorgen, daß die Streitigkeiten könnten beygelegt, und das bevorstehende Unglück verhütet werden. Ungeachtet beyde Partheyen ganz gerüstet, gegen einander im Felde lagen, so suchte man doch noch den Frieden auszuwirken, und ward zu Münster durch die Bischöfe von Chur und Konstanz und die östereichischen und eidsgenößischen Gesandten ein Stillstand verabredet, an einem Rechstag zu Feldkirch sollten die Streitigkeiten gemittelt werden, und man solle alsdann ohne Wiederrede nach dem Ausspruch leben. Die Truppen zogen wieder ab den Gränzen.

Kaum ward der Waffenstillstand erkennt, so ward er auch wieder gebrochen; in dem Rückzug ward auf der schwäbischen Seiten ein Haus im Rauch aufgegangen, auf eidsgenößischer Seite aber, wurden die hinunterziehenden Soldaten von den Schwaben gescholten, und da griff man wieder zu den

Waffen: Zu eigentlichen Haupttreffen kam es selten in diesem Krieg; es giengen viele Scharmützel vor, viele Mannschaft war bewaffnet, aber sie war mehr zerstreuet, als in eine Hauptarmee zusammengedrängt, und in dem Feld vereiniget. Die Graubündtner und Eidsgenossen hatten von dem wormser Joch an, dem Rhein, dem Bodensee, der Aar, und dem Jura ihre Gränzen in einem Bezirke von mehr als 30 deutschen Meilen mit Mannschaft besetzet. Eben so war auch die Macht der schwäbischen Bundesgenossen vertheilt, um sich auf allen Seiten gegen die Eidsgenossen stellen zu können: Die Schwäbischen machten den ersten Angriff auf die bündtnerischen Lande, und nahmen das Städtlein Mayenfeld verrätherischer Weise ein; brachten alle mit weißen Kreuzen bezeichneten Eidsgenossen und Bündtner um, legten eine Besatzung von 400 Mann darein, besetzten den Paß Luciensteig der ungefähr eine Stunde von Mayenfeld liegt; So bald die Bündtner dieses vernahmen, ruften sie die nächsten Eidsgenossen um Hilfe an; griffen gemeinschaftlich die Schwaben zu Luciensteig an, erschlugen über vier hundert, jagten die übrigen zurück, und eroberten den Paß wieder. Das ennert dem Rhein gelegene Dorf Treisen war besonders von den Zürichern mit etwann 600 Mann geplündert, und verbrannt. Die Bündtner wurden durch einen so günstigen Anfang beherzter, zogen auf Mayenfeld, nahmen es wieder ein, führten die 400 in Besatzung gelegenen Soldaten gefangen auf Chur, und machten die größten Verräther um einen Kopf kürzer. Als

Als die zu Zürich versammelten eidsgenößischen Gesandten sahen, daß die Völker im Bündtnerland dem Feind gewachsen wären, so hielten sie es für das beßte, daß Zürich, Bern, Freyburg, Solothurn und Schafhausen die Feinde im Hegäu angreifen sollten; daß die thurgäuischen Gränzen zu Diessenhofen, Schafhausen, Rheinau, Zurzach, Koblenz, insonderheit von Zürich, was zwischen der Aar und dem Rhein, oder dem Jurassus liege, von Bern, Freyburg und Solothurn, von Konstanz bis auf Werdenberg auch von St. Gallen und Appenzell, die übrigen Gegenden aber von den Bündtnern besetzet werden. Ueber dieß wollten sie die Gesinnungen ihrer Nachbarn in diesem Krieg wissen. Der Bischof von Konstanz erklärte sich zwar unpartheyisch, handelte aber treulos gegen die Eidsgenossen, und gab sein Schloß Gottlieben den Königlichen. Eben so handelte auch der Bischof von Chur, der, nachdem er das Schloß Fürstenberg den Oesterreichern übergab, zu ihnen geflohen war. Der Bischof von Strasburg und die Stadt fielen mit Kolmar und Schletstatt den Schwaben zu. Der Bischof von Basel aber und Rothweil verhalten sich ganz unpartheyisch. Eben diese Parthie ergriffen auch der Herzog von Savoyen, und die Freygrafschaft Burgund. Bern zog nun mit 4000 Mann, und ihren Nachbarn von Freyburg und Solothurn, aus. Bern war der Meynung, man solle sich nicht vertheilen, sondern mit ganzer Macht den Feind bekriegen; Zürich aber hielt das nicht für rathsam. Zürich hatte 4000 Mann zu Diessenhofen, und stieß mit den andern

Orten zu Schafhausen zusammen; sobald sie da angelangt, schickte man dem schwäbischen Bund einen Absagsbrief. Diese fünf Orte, Zürich, Bern, Freyburg, Solothurn, Schafhausen zogen hierauf mit einander in 12000 stark durch verschiedene Wege; in acht Tagen verbrannten und plünderten sie zwanzig Dörfer und Schlösser. Endlich zogen sie wieder zurück. Während diesen Streifereyen fielen auch die Waldstädte in das bernerische und solothurner Land ein, und machten da eine gleiche Verheerung. So sieht man, wie die Eidsgenossen durch die Burgunderkriege sehr von ihrer edlen Einfalt und ihren milden Sitten abgewichen sind; Raubsucht wird ihnen zur Gewohnheit, Menschlichkeit artet in Unmenschlichkeit aus.

Glück und Sieg macht sie stolz und begierig nach fremden Schätzen, mißvergnügt mit dem, was sie besitzen.

Auch die Bundsgenossen im Oberland waren nicht ruhig; denn, nachdem sie vernommen, daß sich über 10000 Schwaben nahe bey Bregenz versammelt haben, sendeten sie 400 Mann aus, um die Lage des Feindes auszuspähen, diese stießen zu Höchst auf den schwäbischen Vorhut, und jagten diesen zurück. Nachdem sie die große Anzahl der Feinde gesehen, berichteten sie bald ihren Hinterhut, und bathen ihre eigenen Leute nachzueilen so viel sie könnten; fielen auf die Knie nieder, und betheten um den Sieg. Die Schwaben glaubten, sie bit-

ten um Gnade, und rufen ihnen zu, es sey keine Gnade zu hoffen. Die Eidsgenossen aber, nachdem sie sich wieder aufgerichtet, gehen so beherzt auf den Feind los, daß sie ihn zu einem Haupttreffen bey Hard zwangen, ihn nöthigten sich zurück zu ziehen, und endlich gar zu fliehen. Viele blieben auf dem Felde, viele wurden in den See, andere in einen Morast gesprengt, so daß über 5000 Schwaben ihr Leben eingebüßt, und die Schweizer die Stadt Bregenz erobert hätten, wenn es nicht zu spät im Tag gewesen wäre. Sie eroberten aber Waffen und Fahnen, und brandschatzten die Bewohner des Bregenzerwaldes um einige 1000 Gulden. Nun zogen beyde Fahnen aus dem Felde, so bald es aber geräumet war, fiengen die Schwaben und Oestereicher an, sich zu verstärken, und näher zusammen zuziehen, insonderheit um Basel und die Waldstädte Konstanz, Lindau, Bregenz u. s. w. Dieses nöthigte auch die Eidsgenossen ihre Gränzen bis auf Orbe zu besetzen, noch mehr aber den Paß gegen Konstanz, das Schwaderloch genannt.

Niemand freute sich so sehr über die kriegerischen Unternehmungen, wie der König in Frankreich, welcher hoffte, dieses werde ihm seine Eroberung von Mayland befördern, welches dann auch wirklich geschah; er wußte diesen Augenblick wohl zu benutzen, und sandte den Erzbischof von Sens, und einen Baillif von Dijon als Gesandten auf Genf, von da nach Freyburg, und hernach auf Zürich um den da versammelten Gesandten schweizerischer Kan-

tone, einen Bund der ganzen Eidsgenoßschaft mit Frankreich anzutragen, unter dem Vorwand, der König habe keine andere Absicht dabey, als den Eidsgenossen seine Hochachtung für ihre Treue und Tapferkeit zu beweisen, er biethe Ihnen so viel Geld und Volk an, so viel sie bedörfen. Oesterreich sey feindselig gesinnt, Mayland treulos, nur der Schweiz könne er trauen: der Krieg werde durch dieses Bündniß eine vortheilhafte Wendung für die Schweiz nehmen. Die zu Zürich versammelten Eidsgenossen nahmen es über sich, diesen Antrag schnell ihren Ständen zu hinterbringen. Die von Luzern, Uri, Zug, Freyburg und Solothurn bekamen den Auftrag, Bern, Schweiz und Unterwalden zu bereden, auch in diese Vereinigung zu kommen, welche endlich wirklich auch Hand dazu gaben. Die Vereinigung des allgemeinen Bunds kam also 1499 zu Luzern zu Stande, und dieß geschah unter der Regierung Ludwig des Zwölften, dem Sohn König Karl des Achten: Der Bund war auf 10 Jahr gestellt, und enthält ungefähr nur die Bestättigung des unter seinem Großvater, Ludwig dem Eilften, zuerst errichteten Bundes: Der französische Bund kam 1499 zu Luzern mit allen Kantonen zu Stande, um die Schweizer durch Verheißungen zu blenden, daß sie ihm dann nachher bey seiner Ansprache auf Mayland behülflich seyn.

Während dieser Unterhandlung zu Luzern, dauerte der Schwabenkrieg immer fort: Einige Soldaten von Solothurn hollten in feindlichen Landen

unter Basel 200 Stücke Hornvieh, 1500 andere setzten über den Rheinstrom, nahmen Hallau ein, das dem Bischof von Konstanz gehörte, sie raubten in dem Schwarzwald, steckten sieben Dörfer an, und zogen mit reicher Beute wieder heim. Als bald hernach einige hundert von Bern, Luzern, und Solothurn im Sundgäu streiften, versammelte ein Hauptmann des römischen Kaisers, ein Friedrich Kappeler wohl 7000 Mann aus dem Sund- Brisgäu, und den Waldstädten, und lagerte sich mit ihnen, ob Basel bey dem Bruderholz, um diese eidsgenößischen Freybeuter aufzuhalten; als es diese aber vernahmen, griffen sie den Feind in dem Bruderholz so beherzt an, daß er bald fliehen mußte, der Hauptmann Kappeler scharf verwundet wurde, und sie hingegen siegreich wieder zurück ziehen konnten. So geschahen beynahe in allen Gegenden Mentereien, und gerade in den unruhigsten Zeiten arbeitete ein Pfalzgraf Herzog Philipp an einem Frieden, und begehrte von den Eidsgenossen eine Zusammenkunft zu Basel, welcher er auch mit beywohnen wollte. Eben das verlangte er auch von dem schwäbischen Bund, aber die Friedens-Handlung ward unterbrochen; das Kriegsfeuer brach neuerdings aus. Die Eidsgenossen setzten über den Rhein, als sie von den Schwäbischen auf Werdenberg zurück getrieben, und bey 70 von den I h r i g e n erschlagen worden: diese Schwaben stellten dem Abt von St. Gallen einige Dörfer in Brand, denen von Schweiz und Glarus ein großes Dorf, und dem Freyherrn von Sax auch zwey Dörfer, dieses Ge-

schrey von dem feindlichen Ueberfall, weckte die Eidsgenossen auf; in kurzer Zeit versammelten sich bey 7000 Mann zu Werdenberg und Atsmoos, und entschlossen sich über den Rhein zu setzen, und den Feind anzugreifen; aber die Feinde wollten nicht herausrücken: die Kaiserlichen hingegen rotteten sich zusammen, um in das Thurgäu einzufallen; sie belegten die Brücke zu Konstanz mit Mist, damit man nicht einmal den Hufschlag der Pferdten höre, ziehen sie vor Tagsanbruch ganz im stillen auf Ermatingen, überfallen da die in Besatzung liegenden und sorgenlosen eidsgenößischen Soldaten, bringen über siebenzig in den Bettern ums Leben, und jagen die übrigen in die Flucht, plünderten das Dorf und noch zwey andere stecken sie in Brand; sie ergaben sich hernach voll guten Muths dem schwelgerischen Leben, und wollten nach und nach das ganze Thurgäu mit Feuer und mit Schwert verheeren. Diese kaiserl. Soldaten glaubten sich viel zu sicher, und hatten einen solchen Haß gegen die Eidsgenossen, daß sie glaubten, wann nur einige aus dem Wege geräumt wären, so seyn sie die Sieger; aber sie sahen sich betrogen, die geflüchteten Soldaten der Eidsgenossen kamen zu ihren Spießgesellen in das Schwaderloch, das, wie wir unten sehen werden, im Thurgäu unweit Konstanz liegt, klagten diesem ihr widriges Schicksal, und verlangten ihre Hilfe. Im Thurgäu entstand eine allgemeine Bestürzung, man setzte sich überall in die Gegenwehr, die Besatzung im Schwaderloch ward verstärkt; und als diese ausgespähet hatte, daß die Schwaben ihre Macht ge-

gen das Schwaderloch stellen, ungeachtet dessen aber Hordenweise, und sorgenlos herum schweifen, entschloßen sich die Eidsgenossen den Angriff selbst zu wagen: Sie machen ihre Schlachtordnuug hinter einem Wald, stellten sich so, daß sie nichts vom Geschütz zu befürchten hätten, überfielen ihren Feind, so bald sie ihn entdeckt hatten, von der Seite, und stürzten in größter Eil einen Berg hinunter. Diese wollten sich, sobald sie die Eidsgenossen erblickt hatten in Ordnung stellen, aber unsere tapfere Landleute waren gewohnt, nicht selbst zu weichen, sondern im Gegentheil andere zum weichen zu nöthigen; daher mußte sich der Vorposten der Feinde zurück ziehen. Einige tapfere schwäbische Ritter rechneten es sich zur Schande, vor einem so kleinen Haufen der Eidsgenossen zu fliehen, sprangen von ihren Pferdten, traten mit Spießen in die vordersten Glieder, aber sie und die drey ersten Glieder, wurden von den Eidsgenossen geschlagen, und das Fußvolk flüchtete sich. Die Schweizer verfolgen diese Fliehenden; viele ihrer Feinde ertranken im Rhein, der im Bündtnerland auf dem Jullierberg entspringt, und sich an den Gränzen des Rheinthals, ohnweit Roschach in den Konstanzersee ergießt, oder im Konstanzersee, so daß bey Tausenden ihr Leben einbüßten; viele flüchteten sich auf Konstanz, wo sie so mit Schrecken aufgenommen worden, daß man ihnen kaum die Thore öffnen wollte. Hätten die Eidsgenossen auf Ihrer Seite nur Leute genug gehabt, so wären wahrscheinlich sehr wenige entronnen; unter den Erschlagenen waren 180 Bürger von

Konstanz, diese überließ man ihren Anverwandten, zu einer anständigen Beerdigung, aber die meißten übrigen blieben unbeerdigt. Die Schweizer erhielten bey dieser Schlacht eine nicht geringe Beute, an leichtem und schwerem Geschütz und an Proviant.

Die in dem Oberland stehenden Eidsgenossen waren nicht weniger glücklich, da die Feinde nicht hervor rücken wollten, und dieß den Schweizern lange Weile machte, so faßten sie den beherzten Entschluß, den Feind zu Frastenz, im Montafunerthal, das zwischen Tyrol, wozu es gehört, und dem 10 Gerichten=Bund liegt, anzugreifen; diese machten zwar große Anstalten zur Gegenwehr. Als aber die Eidsgenossen vernommen, übergaben sie einem tapfern und geschickten Kriegsmann Hauptmann Wolleb von Uri 2000 der beherztesten Schweizer, um den Feind zu umgeben, gegen seine Landwehr durch den Wald zu dringen, und die Graubündtner sollten den Hinterhalt ausmachen. Wolleb gieng mit seinen Vorposten den Berg an, überstiegen Stauden, Stöcke und Felsen; die Soldaten hatten so gefährliche Plätze zu besteigen, daß sie oft einander mit Spießen hinauf ziehen mußten. Als sie endlich diese steile Höhe erstiegen hatten, wurden sie zwar von dem feindlichen Geschütz bedrohet: schon am Abgang des Bergs schoß man auf sie, aber sie krochen, auf Händen und Füßen, bis die Schüsse vorüber waren: endlich konnten sie die Schützen zurück jagen, den feindlichen stählernen Haufen angreifen, die zwey vordersten Glieder erlegen, die übrigen zurück ja=

gen, die da einem durch das Thal anrückenden eidsgenößischen Haufen in die Hände ihrer Spieße fielen, und erschlagen worden, ausgenommen zweyhundert, die sich nur durch die Flucht retten konnten. Nach einem so glücklichentschiedenen Versuch, stießen die Eidsgenossen zusammen, um die in drey Haufen zerstreuete Hauptarmee des Feindes anzugreifen. So macht das Glück immer beherzter; aber freylich, wann sein Genuß mißbraucht wird, sinkt es allmählich wieder: die Schweitzer mißbrauchten es itzt eben nicht, sie waren genöthiget, so günstige Augenblicke zu benutzen, sie mußten fällen oder fallen; einen guten und günstigen Augenblick in der Noth zu seinem Vortheil und zur Befestigung oder Erhöhung seines Glückes benutzen ist Klugheit. Aber Unvergnügsamkeit im Glück, es sey in welchem Stand es immer wolle; läßt uns Schritte wagen, die uns außert das Gleichgewicht bringen, und endlich zum Abgrund führen. Täglich erlebt man solche Beyspiele im kleinen, und an solchen, die um uns und mit uns leben, und in engern Verhältnissen verbunden sind; aber im großen ist ein Euch meißtens genugsam bekanntes Beyspiel jenes mächtigen Staates der alten Zeit, jener römischen Herrschaft, die beynahe eine Universalmonarchie gewesen, und doch in einem kurzen Zeitraum ganz zertrümmert worden, weil sie das Glück nicht in dem Genuß der Staaten, die sie schon besessen, und ihrer innern Verbesserung, sondern außert sich, und in ståter Eroberung neuer Länder suchte.

Die für ihre Freyheitstreitenden Schweizer mußten alle ihre Feinde angreifen: kaum rückten sie an, so ließen die Gegner ihr Geschütz gegen sie los donnern; sie brauchten aber auch da die kluge Vorsicht, auf die Erde niederzufallen, so daß die meißten Schüsse über sie wegrollten; sie wollten den Angriff so gleich wagen, aber Wolleb hält sie zurück, und sagte, sie sollten noch einen Schuß über sie gehen lassen, und erst alsdann herzhaft angreifen: da wurde aber dieser tapfre Hauptmann tödtlich verwundet; er aber blieb unerschrocken, und ruhig, vergaß um anderer willen seine eigenen Schmerzen, er ließ sich auf die Seite tragen, sagte zu seinen Soldaten, sie sollten durch seinen Unfall nicht abgeschreckt werden, sondern mit dem festen Muth angreifen, die Sache sey gewonnen. Er starb vergnügt, und wünschte Glück und Segen zum Sieg.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die segnende Stimme eines sterbenden, gerade vor einem so wichtigen Treffen, die Leute unendlich muß gestärket haben. Sie bildeten sich ein, ihr sterbender Hauptmann habe hierinnen schon eine über menschliche Kraft in gewisser Voraussehung künftiger Begebenheiten und Schicksale. Die Eidsgenossen erhielten durch diese tröstliche Zurede eine begeisternde Kraft, und ihr Zorn war sehr entflammt, daß ihr wackerer Hauptmann sein Leben da einbüßen mußte. Sie drangen daher durch Dampf und Kugeln auf den Feind los, und hinderten ihn ferner auf sie los zuschießen; sie überstürmten ihre Brustwehre,

haueten, stachen, und schossen so entsetzlich auf die Feinde los, daß diese auf die schändlichste Weise fliehen mußten, 3000 auf dem Schlachtfelde blieben, über 1000 in die Ill gesprengt worden; und also die Eidsgenossen den rühmlichsten Sieg darvon getragen hatten, über dieß noch dem Feind eine reiche Beute, an Gezelt, Geschoß, Gewehr und Wagen machten. Dieser wichtige Sieg ist ein Beweis, wie viel ein kluger, ein entschloßener und ein tapferer Anführer, der bey allen Gelegenheiten die Gegenwart des Geistes besitzt, auf seine Armee vermag. Solche Anführer waren insonderheit den Schweizern wichtig, die immer ihr Aug auf diese gerichtet, und sich von ihnen wie Kinder leiten ließen; und Wolleb war nicht der einige, sondern wir werden am Ende dieses Krieges sehen, daß sich noch andere mehr auszeichneten — z. E. ein Benedikt Fontana der den in das im Unterengadin im Gottshaus-Bund gelegenen Feind bestürmen wollte, und einen Niklaus von Brandis. So fielen noch viele einzelne Scharmützel vor, die zu weitläufig und zu unbedeutend wären, um sie alle hier anzuführen. Wir wissen die Ursache und Entstehung des schwäbischen Bundes, aus welchem der schwäbische Krieg entstanden, den man eigentlich den Bündtnerkrieg nennen sollte; weil er in Bündten, und auch zum Theil wegen dem Bündtnern entstanden ist. Denn ich habe ja schon gesagt, daß die an die östereichischen Lande angränzenden Bündtner besonders des 10 Gerichten-Bund und die östereichischen Tyroler, als die nächsten Nachbarn, gewisse Verträge mit einander

wegen Marchen, Zöllen, Ein- und Ausfuhren hatten, daß diese Gründe, Zerwürfnisse unter Nachbarn erweckten, daß daraus Ansprachen, und aus diesem Zank, Schmähworte, und endlich gar Handgemenge entstanden, und es zuletzt zu dem Krieg kam.

Wir sahen die verschiedenen Folgen die dieser für unser Vaterland hatte: Wir sahen auch da unsere Voraltern beherzt auf diesem neuen Kriegstheater erscheinen, und mit dem gleichen Ruhm wieder von der Bühne abtreten, wie sie schon so vielemal abgetreten waren, wenn sie sich gegen Oesterreich, oder andere auswärtige Mächte zur Behauptung ihrer Freyheit stellen mußten. Drey Hauptschlachten zeichneten sich also bis auf itzt in diesem Schwabenkrieg aus, die bey Hard, Schwaderloch, und Frastenz: diese Oerter liegen sehr von einander verstreut. Hard ist ein Ort zwischen Fußach, und Bregenz, einer vorder-östereichischen Stadt am Bodensee: Schwaderloch liegt auch nahe an diesem, und in der Nähe von Konstanz in der Pfarrey Alterschweilen, und gehört unter die Jurisdiktion des Oberamts im Thurgäu. Die Eidsgenossen mußten sich natürlicher weise da lagern, weil eine östereichische Besatzung in Konstanz und eine nahe dabey auf dem Schloß Gottlieben lag, das ihnen der Bischof von Konstanz eingeräumt hatte; Frastenz aber ist ein Dorf in Walgau, welches zwey dem Hause Oestereich gehörige Thäler ausmacht, von denen man das eine das Montafuner, das andere aber das Klosterthal

nennt, wodurch der in Bündten entspringende Innfluß lauft. Dieses Walgau fängt im 10 Grichten-Bund an, und erstreckt sich bis in die Grafschaften Bregenz und Hohenems. Die Einwohner dieses Thals waren schon mit den Eidsgenossen verbunden, und fielen wieder ab und eben darum zogen diese auf Frastenz, welches Oestereich gehört, und in dem Walgau in der Grafschaft Bregenz liegt.

Diese drey Hauptschlachten schwächten natürlicher weise den Muth der schwäbischen Bunds-Häupter und der östereichischen Räthe, sie sahen die Gefahr ein, in die sie sich mit Ihrem Oberhaupt zugleich gestürzt hatten: Sie schrieben an den Kaiser, und bathen ihn dringentlich, er möchte sie durch seine Gegenwart wieder beherzt machen, und sie mit der furchtbaren Macht des ganzen Kriegs unterstützen: Maximilian rückt also mit einigen tausend Mann den Rhein herauf, nachdem er mit dem Herzog von Geldern einen Waffenstillstand errichtet; denn er hatte mit ihm in den Niederlanden Streit.

Da schrieb Maximilian einen Mahnbrief an alle deutsche Stände, um sie zu bereden, ihm gegen die Eidsgenossen zu Hilfe zu kommen; er zeigt ihnen darinn den Ursprung und Fortgang ihres unredlichen Bunds und den Wachsthum desselben, wie sie viele Länder unrechtmäßig an sich gerissen haben: die Klagen gegen die Schweizer sind in diesem so übertrieben, durch Unwahrheiten so geschwärzt, daß auch die Stände sogleich einsehen

mußten, daß mehr der heimliche Haß in ihm rede, weil sich diese Lande von dem Hause Oesterreich getrennt hatten, und ihm gar keinen Beyfall schenkten: Sie lieferten daher spåt und unvollkommen ihr Kontigent zu einem Krieg, den sie als eine verborgene Intrigue des Kaisers angesehen, die er gespielt, um den helvetischen Kórper unter sich zu trennen, und diese Lande theils hinterlistiger Weise, theils aber durch Gewalt der Waffen an sich zu reißen: es war gar nicht der Vortheil der Stånde das schon måchtige Haus Oesterreich noch måchtiger zu machen. Aber die Eidsgenossen wurden durch stårkere Zurüstungen nicht erschreckt; doch waren sie sehr auf ihrer Hut, und betrugen sich klug, als die Bundsgenossen von Rothweil eine Besatzung von 600 — 800 Mann forderten, um das Würtembergische zu verheeren; denn sie schlugen es aus, und verhießen ihr nur allein den Beystand in der Noth. Die Stadt Rothweil liegt in Schwaben, hatte schon 1365 mit Zürich, Bern, Solothurn, und Zug ein Bündniß errichtet, schloßen 1463 ein zweytes mit allen eidsgenößischen Stånden. Sie unterstützte die Eidsgenossen im burgunder- und in den italiånischen Kriegen; daher wurde sie 1519 auf einer Tagsatzung zu Zürich zu ewigen Eidsgenossen angenommen, und als ein zugewandtes Ort erkennt; bis 1630 wohnte sie den gemeinen eidsgenößischen Tagsatzungen bey, sie nahm auch an verschiedenen Bündnissen mit Frankreich theil, bey dem jammervollen dreyßigjåhrigen Krieg von 1612—48 trennte sie sich ganz von der Schweiz, und ward wieder kaiserlich.

Da die Feinde in Konstanz ihre Waffen an der Sonne spiegelten, und durch verstellte Angriffe die Eidsgenossen im Schwaderloch ermüdeten, verstärkte Zürich, das allein 7000 im Felde hatte, die dortige Besatzung nebst 1000 Mann von den seinigen mit einem Sukurs von 800 Wallißern.

Die kleinern Kantone, im Oberland und Solothurn, hüteten den Gränzen ihres Vaterlands im Sundgäu, die übrigen Städte aber zogen mit 12000 Mann über den Rhein, ins Schwabenland, streiften in dem Klettgäu, und schlugen Ihr Lager vor Thiengen auf, das dem Grafen von Sulz gehört; im Anfang der Belagerung entrann ein berühmter Schweizerfresser. Der Besatzungs-Hauptmann, Dietrich von Blumeneck, sein Schreiber aber wurde erwitscht, und man fand viele Schriften bey ihm, die von großer Wichtigkeit waren. Die Stadt und Besatzung wollten bald kapituliren, und ließen zu dem Ende hin einen Priester im Chorrock über die Mauern an einem Seil hinunter, aber die Eidsgenossen machten harte Bedingungen, und wollten das Blut von 20 Edeln und Unedeln, nach ihrer Wahl zum voraus haben. Obgleich nun die, welche diese Wahl treffen sollte, es nicht annehmen wollten, gab man dennoch den Platz auf. Die 20 ausgeschoßenen erhielten bey den Siegern Gnade, wurden aber dennoch zu Baden in strenge Verwahrung gelegt. Nachdem die übrige entwaffnete Besatzung und ganze Bürgerschaft einen Eid geschworen, nicht mehr in diesem Krieg gegen die Eidsgenossen zu dienen,

zogen diese elenden durch die Reihen der Sieger baarfuß, in bloßen weißen, und schwarzen Hemdern, ein Stück Brod in der einen, den weißen Stab in der andern Hand, und loffen so wie eine gefleckte Heerde, den Berg hinan: Zween Juden, welche sich durch geschickte Schüsse an den Belagerern verschuldet, wurden, weil sie sich zum christlichen Glauben bekehrt hatten, begnadiget; ein Dritter aber wurde an die Füße aufgehängt. Da er aber nach vier und zwanzig Stunden, wie er sagte, eine Erscheinung gehabt, so nahm er auch den Glauben seiner Sieger an, und wurde ihm endlich das Haupt aubgeschlagen. Hierauf plünderte man Stadt; und Schloß, und legte sie in die Asche. Kißenberg hatte ein gleiches Schicksal — Man hielt dieses Bergschloß für unbezwinglich; aber die Belagerer zogen in der Nacht an Stricken etliche Stücke schweres Geschütz über die Felsen hinunter. Stühlingen, das dem Graf Sigmund, einem schwäbischen Bundshauptmann, gehörte, wurde eingenommen, geplündert, und verbrannt, und so wurden noch andere Plätze mit eingenommen.

Aber schon wieder entzweyeten sich die Eidsgenossen über die Fortsetzung ihres Streifzuges. Zürich reißt auf der schwäbischen Seite des Konstanzersees gegen die bündtnerischen Gränzen, um unterwegen alles zu verheeren, wo sie dann über Ueberlingen, Mörspurg, Lindau, Bregenz, in das österreichische Tyrol, und von da durch das Montafunerthal in den 10 Gerichtenbund gekommen wären, und sich

da mit den bündtnerischen Bundsgenossen hätten vereinigen können: Andere Orte besonders Bern, und Freyburg, hielten diesen Weg für gefährlich, wünschten sich mit den Truppen im Schwaderloch zu vereinigen, und in Konstanz eine entscheidende Schlacht zu liefern. Da aber ein bernerischer Anführer Wilhelm von Diesbach durch seine Gemahlin mit einigen der vornehmsten schwäbischen Häusern verwandt war, und man wußte, wie unwillig Bern zu diesem Krieg war, so trauete man den Bernern nur halb, und glaubte, sie mögten heimlich dem Feind günstig seyn; aber ein unvorhergesehener Zufall machte diesem allem ein Ende: Denn von Solothurn kam die Nachricht ins Lager, daß sich an den Gränzen von Solothurn in Sundgäu ein feindliches Heer von 20000 Mann sammle, und der Platz Dornach in großer Gefahr sey. Dieses Dornach, oder Dorneck ist eine löbl. Stand Solothurn gehörige Landvogtey, die an das Gebieth der Stadt und das Bisthum Basel gränzt, und ihr Schloß steht auf einem steilen Felsen.

Bey diesem Dornach, wo sich so viele tausend Feinde versammelten, fiel einige Zeit nachher eine der wichtigsten Schlachten des Schwabenkriegs vor. Die Stadt Solothurn mahnte alle Eidsgenossen auf, nach Dornach zu ziehen; aber es erschienen wenige freywillige Luzerner, und die Panner von Bern und Freyburg: Denn die Eidsgenossen nahmen damals weniger Interesse für die Aufrechthaltung und Beschützung des ganzen ver-

bündeten helvetischen Staates, als für die Gefahr ihres eigenen Gebiets; so sorgte z. E. Zürich nur allein für das, was sein eigen Land, und dessen Gränzen betraf.

Das feindliche Heer übte sich mit der Besatzung von Dornach in kleinen Scharmützeln. In einem fiel ein Graf von Ortenburg, dessen Helm der Kaiser von Thun um 50. fl. verkaufte. Ein anderer Graf flüchtete sich in eine Bauershütte, und schenkte da der Hausfrau eine goldene Halskette, damit sie ihn nicht verriethe.

Die Besatzung von Dornach streifte oft im Sundgäu, und erschreckte die Feinde so, daß sie keinen Angriff wagen durften, sondern sich hinter Basel zurück zogen, worauf die Truppen der Kantone mit den Solothurnern nach Haus giengen. Bald nachher fielen die Kaiserlichen, auf Anstiften Bernhards zu Rhein, des Neffen vom Bischof zu Basel, in das Basler Münsterthal ein, und wollten die Einwohner nöthigen, von ihrem Bürgerrecht mit Bern abzustehen.

Auf einmal öffneten sich wichtigere Auftritte in der östlichen Gegend Helvetiens. Die Tyroler hatten im Vinstgäu das Thal zwischen zwey Bergen abermals mit einer starken Landwehre beschlossen, und lagerten sich auf einer schönen Ebene, Malser-Ebene genannt, an der Quelle der Etsch, 15000 Mann stark.

Von hieraus verwüsteten sie das angränzende Engadin, verbrannten 10 Dörfer, und hielten alle Einwohner, die sich nicht flüchten konnten, in den Kirchen verschlossen, bis sie von den Siegern durch eine starke Brandschatzung gelöst wurden, und dafür 33 von den Vornehmsten verbürgten. Die Bündtner sammeln sich 8000 Mann stark in dem im untern Engadin gelegenen Münsterthal, es folgen ihnen viele nach Rache schnaubende Weiber; sie wurden von den Feinden ausgelacht. Die Bündtner machen den gleichen Plan, wie bey Frastenz; sie suchen die kaiserlichen ganz in ihre Mitte einzuschließen. Sie theilen sich daher in zwey Haufen: der Kleinere derselben umzieht den Schlingenberg, und soll dem Größern durch Feuer oder eine weiße Fahne ein Zeichen geben, wann er hinter die Linie des Feindes gekommen sey, damit dann jener vorwärts anrücke, und also der Feind gänzlich eingeschlossen würde. Sobald nun der kleine Haufe die Berges Höhe erreicht hatte, gab er sein Zeichen, und stürzte in die Ebene herab. Die Feinde, die ihr Heer in drey Haufen Fußvolk, und einen Haufen Reuter vertheilt hatten, wurden von den Bündtnern angegriffen; allein der größere Haufe machte keine Bewegung, entweder, weil er das Loos zeichen nicht verstanden, oder weil er von dem Anführer, Dietrich Freuler, zurückgehalten wurde, so wie sie vorher von Hauptmann Wolleb bey ihrer unbesonnenen Begierde in Schranken erhalten worden. Der kleinere Haufen wurde in den Treffen so ermüdet, daß er zu weichen schien. Aber auch

in diesem Fall wehrten sich die Hauptleute ungemein, sie brauchten Liebe und Ernst, der bis zur Strenge ausartete: die Tapfern ermunterten sie, die Feigen zwangen sie mit Schlägen, und schickten Bothen an Freulers Hausen, mit blutigen Schwertern, um ihn um Hilfe zu bitten, und zu beschwören, daß er den fast errungenen Sieg nicht fahren lasse. Benedikt Fontana wurde so verwundet, daß ihm die Därme aus dem Leib fielen, die er mit der einen Hand hielt, wärend dem er mit der andern focht. Endlich kam jener Gewaltshause an, drang über die Landwehre ein, griff das dritte feindliche Treffen oder Korps im Rücken an, und gab endlich dem Sieg den Ausschlag; denn die Kaiserlichen verloren so gleich den Muth, als sie sich in der Mitte eingeschlossen sahen, und das Uri-Horn hörten. Insonderheit erschreckte dieses die Reuterey, die eine schändliche Flucht nahm. Gegen 4000 Feinden blieben auf dem Schlachtfelde liegen. Viele hundert fielen mit der Etschbrücke ein, die sie mit abgesägten Balken für die Bündtner zugerüstet hatten. Hier erfüllte sich jener weise Spruch: „Wer einem andern eine Grube gräbt, fällt selbst darein.“ Die Sieger verloren nur 250 Mann: Sie verfolgten den Feind mit Verwüstungen, und Beutemachen, bis tief in das Tyrol hinein. Freuler entrann dem über ihn erbitterten Heer durch die Flucht; doch wurde er endlich los gesprochen, da er sich vor den gemeinen Eidsgenossen verantworten sollte, und nicht ein Kläger es wagen dürfte, gegen ihn aufzutreten. Die engadinischen Geisel wurden

aus Rache in Stücke zerhauen; ein charakteristischer Zug, der den Herzen der Kaiserlichen wenig Ehre macht, da sie sich an Unschuldigen rächten.

Als der Kaiser diese Niederlage, auf der Malser Heide vernahm, war er sehr entrüstet; der Oberste wollte sich mit der Lage des Schlachtfeldes entschuldigen; aber es half nichts, er und seine Freunde wurden gestraft. In den nämlichen Tagen thaten die alteidsgenößischen Orte (Bern und Glarus) einen neuen Streifzug in das Hegäu, der in Zürich, als dem Vorort, verabredet worden war. Aber dieser Feldzug war weder glänzend, noch nützlich: denn da sie bey ihrem ersten Besuch schon das meißte verheeret hatten, rettete der Feind das übrige zum voraus. Alle diese Streifereyen gereichten den Eidsgenossen nicht zur Ehre: denn sie waren Folgen der burgundischen Kriegen, in denen sie allzureiche Beute gesammelt hatten, welche sie immer nach größern Schätzen lüstern machte. Sie belagerten zwar das Städtlein Stockach, das dem Grafen von Nieder-Baden gehörte, um die Schwaben zu einem Treffen zu reitzen. Als sich niemand hervor thun wollte, und die Eidsgenossen unter sich selbst in Zerwirfniß geriethen, zogen sie in zerstreuten Haufen und in Unordnung wieder ab. Zürich folgte unwillig nach; seine Vorhut und der Machthaufe giengen einen verschiedenen Weg. Die Nachhut von 600 Mann, mit der Beute und dem Geschütz, mochte nicht folgen, und wurde von 1500 Reutern ertappt; allein sie blieb

unbeweglich stehen, und stritt so tapfer, daß die Feinde nicht konnten einbrechen, sondern mit Hinterlassung einiger Edeln sie mußten ziehen lassen, und diese, ob man sie gleich schon verschätzt hatte, glücklich zu Stein eintrafen. Diese Drohung war für die Eidsgenossen hinreichend, um alle ihre Pässe und Gränzen zu verwahren; denn dieser Scharmützel war für die Schwaben die große Demüthigung, bey den Eidsgenossen aber erregte er die größte Angst: Daher sie sich vornahmen, ohne die wichtigsten Gründe, keinen Streifzug mehr zu unternehmen. Sie sendeten auch ihre Gesandten an den König in Frankreich, um die versprochenen Subsidien zu begehren. Diese wurden von dem König sehr wohl empfangen, indem Er ihnen alle Hilfe anbiethet, und zugleich seinen Plan eröffnet, Mayland zu erobern. Sie ließen auch einige Worte wegen Bellenz, Lauis, und Luggarus mit einfließen.

Die burgundischen Landstände wollten den Durchzug der Kriegsmunizion durch ihre Lande nicht gestatten, weil man es wider den Kaiser, ihren Herrn, brauchen wolle. Savoyen schlug den Durchpaß anfänglich ebenfalls aus; als aber die Eidsgenossen mit Gewalt droheten, gab Savoyen nach. Wahrscheinlich geschah diese Verzögerung von Seite Frankreichs, um den Schwabenkrieg, der Frankreichs Absichten auf Mayland beförderte, in die Länge zu spielen, weil er bis dahin immer noch die Parthey des Kaisers und seiner Reichsstände geschwächt, und entblößt hatte.

Der Kaiser rückte indessen weiter von Freyburg weg, in seine vorder-östereichischen Lande hinauf, wo er sich sehr über die entsetzlichen Verheerungen verwunderte. Ueberall fand er nichts als abgebrannte Schlößer, und Dörfer, unglückliche Wittwen und Weysen, welche ihn mit jämmerlichem Geschrey empfiengen: Er sah die eingerissenen Landwehren, und sagte zu einigen Männern, welche ihn begleiteten, weinend und entrüstet: „Wenn ihr mit so viel Volk und „Geschütz hinter diesen Bollwerken nicht vor der „Handvoll eurer Feinde sicher seyd, so weiß ich „weiter keinen Rath; er sehe wohl, daß es nicht „die Schuld der Soldaten sey; sondern daß die „Trägheit und Ausgelassenheit ihrer Anführer die „Niederlagen zugezogen haben.“ Damit beschloß er das benachbarte Bündten, wo die ersten Funken des Kriegs ausgebrochen waren, zum Haupttheater des Kriegs zu machen.

Birkheimer, der den Schwabenkrieg beschrieben hat, erzählet, der Kaiser habe ihn, als er in dieser Gegend der vorder- östereichischen Lande angelangt sey, mit 200 Mann ausgeschickt, um die Säumerpferde, welche Proviant in das Veltlin führen sollten, zu begleiten; da habe er bey einem abgebrannten Flecken zwey Weiber angetroffen, welche eine Schaar Knaben und Mädchen, wie das Vieh, vor sich hertrieben. Als Birkheimer sie fragte, wo sie mit diesen Kindern hin wollten, gaben diese mit schwacher Stimme zur Antwort, er solle nur nachfolgen, so werde er es bald sehen.

Als sie nun auf eine Wiese angekommen, seyn diese Kinder auf die Knie gefallen, haben das Gras, wie das Vieh, abgeweidet, und ausgerupft. Da Birkheimer mit Erstaunen ihnen eine Weile zugesehen, sagten die Weiber: „Da sehet ihr nun, wohin der Krieg diese unschuldigen Kinder gebracht hat, die ihrer Eltern und ihrer Nahrungsmittel beraubt, und durch Hunger genöthiget sind, ihr Leben auf eine so elende Art zu erhalten. Wirklich sind dieß traurige Folgen des Kriegs, und sichere Beweise, daß er nur verwüstet, und die blühendesten Länder in kurzer Zeit ganz in Verfall stürzen kann.“ Da der Kaiser diese Verheerung seiner Lande sah, ergrimmte sein Zorn über alle seine Feinde, insonderheit über die Graubündtner; daher ließ er 15000 Mann von seinem Heer ausschießen, und sie unter dem Begleit einiger Wegweiser in das Engadin ausrücken. Dieses Heer hatte viel zu schaffen, um die steilen und rohen Gebirge zu besteigen, und in das untere Engadin einzubringen. Bey diesem unvermutheten Einfall, zündeten die Engadiner die Innbrücke an; aber die Kaiserlichen konnten sie noch löschen Als die Engadiner dieß sahen, zündeten sie selbst einen ihrer größten Marktflecken, Zutz, an; flüchteten ihre beßte Haabe, alles Getreide, und sich selbst in die rohen Gebirge, und gegen Chur zu. Die Feinde verbrannten noch viele Dörfer und Flecken, und da sie keinen Proviant fanden, mußten sie ohne Beute, und in der größten Hungersnoth wieder abziehen, so daß viele vor Hunger umkamen, viele aber vor

Hunger das Gras abäzten, und von Sinnen kamen. Die Bündtner hingegen suchten Hilfe bey den Eidsgenossen, welche sich in Zug versammelten, und ihnen 4000 Mann zusendeten. Als diese Hilfe in Chur angekommen, zogen Zürich, Uri, und Glarus mit den Bündtnern auf Davos zu. Da man vernahm, daß die Feinde nicht mehr zu erreichen seyen, wollten die übrigen Orte nicht weiter vorrücken, und da der Kaiser mit einigen Fürsten zu Feldkirch war, so zogen sie mit den ihrigen nach Mayenfeld.

Die Drey Kantone Zürich, und Glarus, zogen mit den Bündtnern in das Tyrol, und obgleich die Einwohner für sich und ihre Landschaft fl. 15000 Brandschatzung anerbothen, wollten es die Feinde doch nicht annehmen, sondern raubten, brannten, und zerstörten alles, und nachdem sie ihre Rache ausgeübt hatten, zogen sie wieder ab, und die drey Orte stießen bey Mayenfeld, zu den übrigen Eidsgenossen. Als die Oestereicher auf Davos rücken wollten, sagte ein gewisser Johann Schuler von Davos, der ihr Wegweiser seyn sollte, zu ihnen: „Ich will euch hineinführen, aber dann sehet zu, wie ihr wieder heraus kommet.“ Nun wurden sie eines andern Sinnes. Zu Kloster rüsteten die Bauren auf die Nachricht der Ankunft der Oestereicher ein schönes Mahl zu; einer von ihnen zerschnitt den rothen Rock seiner Frau, und heftete sich daraus ein östereichisches Kreuz auf die Schulter, um den erwarteten Gästen seine Gesinnungen zu zeigen.

Der Kaiser belohnte nachher diesen sinnreichen Sklaven.

Zwo Engadinerinnen brauchten ihren Witz ganz anderst: Als der Feind einbrach, und einen Kundschafter voraus schickte, war man in der ersten Dorfschaft, in die er kam, eben in der Kirche, an einem Leichenbegleit. Nur ein altes Weib richtete in seiner Küche ein großes Leichenmahl. Der Kundschafter fragte sie, für wen sie koche? Sie antwortete, für sich und die Eidsgenossen, die wir alle Augenblicke erwarten. Eilends rufte sie die Ihrigen aus der Kirche, die geschwind die eisernen Kreuze aus dem Gottsacker rissen, und mit diesen Waffen die Feinde in die Flucht jagten. So fragt auch ein solcher Kundschafter in einem andern Dorf ein Weib, was der Rauch dort in der Höhe bedeute? Sie sprach, die Bündtner kommen über den Berg. Dieß alles erzählt Birkheimer, der Augenzeuge davon war.

Die eidsgenössischen Panner wurden also getrennt; die einen zogen auf Mayenfeld, andere, unter denen auch Zürich, Uri und Glarus waren, in das Tyrol hinein. Die Kantone aber waren sehr mißvergnügt über die gefährliche Trennung ihrer Truppen.

Auf diesem Zug wurde ein mayländischer Gesandter mit Briefen an den Kaiser aufgefangen, aus welchem man sah, daß der Herzog Ludwig ihn

unter der Hand mit Geld und mit Munizion unterstützt habe, da die Schweizer und Bündtner hingegen keine Speise von ihm erhielten, als etwa wöchentlich nur durch zwey Säumer und das nicht aus Freundschaft, sondern nur, damit er durch die Säumer von dem Fortgang ihrer Streitigkeiten benachrichtiget werde. Er äußerte in diesem Brief den Wunsch, den Schweizern zu schaden, und bittet den Kaiser um 4000—10000 schwäbische Bundsvölker, zum Schutz seines Herzogthums.

Die Streifereyen der Eidsgenossen am Rhein und am Konstanzersee hatten wenig Segen; sie wollten die Rheinauer überfallen, wurden aber verrathen. Was sie an Proviant erbeuteten, verschmausten sie.

Indessen waren zwey benachbarte Mächte, welche sich beschäftigten, die eine das Herzogthum Mayland zu erobern, die andere es zu erhalten. Diese schickten Gesandte in die Schweiz. Der mayländische Johann Galeaz Visconti kam durch das Wallis in Bern an, und handelte im Namen seines Herrn des Herzogen von Mayland, Ludwig Moro, der andere des Erzbischofs von Sens in Luzern. Beyde hatten den Auftrag, den Eidsgenossen ihre Dienste zur Friedens-Mittlung anzubiethen; der eine that es im Ernst; der andere aber trug die Maske eines Mittlers, und suchte im Grund den Frieden noch zu hintertreiben. Der Herzog

Ludwig litt durch diesen Krieg wirklich merklichen Schaden; er wurde an seinen Werbungen in Deutschland und in der Schweiz gehindert, und mußte den Beystand des Kaisers missen. Ludwig der Zwölfte hingegen fand es sehr vortheilhaft, seinen Feind in solcher Verlegenheit zu lassen, und daher die Beendigung des Kriegs noch weiter hinaus zu setzen. Visconti und der Erzbischof müß'en also trachten, jeder für das Mittleramt zu besorgen, und dieß geschah zu Luzern. Der Erzbischof bath die Kantone, seinen Fürsten in Zukunft nicht von einer fürchterlichen Seite, sondern nur als ihren Freund und treuen Rathgeber anzusehen, keinen Frieden ohne seine Vermittlung zu schließen, und Mayland hingegen davon zu entfernen; der König habe schon den Gubernator von Chartres an den Kaiser, und die Churfürsten gesendet, eine Unterhandlung anzufangen. Die Siege berechtigen die Schweizer zu lauter vortheilhaften Behauptungen, und werden diese verworfen, so habe der König sein Geschütz, seine Truppen und Gelder, zu iher Hilfe in Bereitschaft, er suche sie zu verstärken, und die Feinde zu schwächen. Er stellte den Herzog von Mayland auf einer schwarzen Seite dar, um ihm die Gunst der Eidsgenossen ganz zu entziehen. Visconti erzählt hingegen die Bemühungen seines Herrn, den Schwabenkrieg abzuwenden, und den Frieden herzustellen, freuet sich über der Eidsgenossen Siege; entschuldiget, so gut er kann, verdächtige Schritte des Herzogen, und biethet alle Kräfte an, um ferneres Blutvergießen zu verhüten. Die Eidsgenossen,

die des Krieges müde waren, wünschten den Frieden und versprachen dem den größten Dank, der ihn am schnellsten beförderte: dennoch setzten sie mehr Zutrauen in den Visconti, und da sie leicht die wahren Absichten des angebothenen Mittleramts von beyden Seiten errathen konnten, so war der natürliche Schluß, daß, von zwey eigennützigen Freunden derjenige es am beßten meyne, dessen Vortheile mit ihren Wünschen übereinstimme. Dieses Betragen war klug von den Eidsgenossen ausgezeichnet.

Der mayländische Gesandte eilte hierauf zu dem Kaiser nach Konstanz; der Französische aber nach Zürich, um den Frieden noch so lange zu hintertreiben, bis sein König alle Zurüstungen zum Krieg gegen den Herzog von Mayland gemacht hätte.

Aber Maximilian war zu sehr über die Verwüstungen seiner Erblande entrüstet, als daß er den Frieden in gegenwärtigem Augeublicke hätte zugeben können; er war nur auf Rache gegen die Eidsgenossen bedacht, versammelte sich mit den meißten deutschen Fürsten zu Ueberlingen, und faßte zuerst mit ihnen den Eentschluß, mit gesammelten Kräften einen bequemen Hauptplatz der Schweizer zu belagern, und sie dann auf eine Ebene zu locken; aber die Furchtsamen und Klugen brachten eine ganz andere Meynung auf, die man zuletzt ergriff: Die Schweizer in drey verschiedenen Gegenden, von, Osten, Westen, und Norden, bey Ba-

sel, Konstanz, und Feldkirch, eine östereichische Stadt an der Inn im Tyrol, anzugreiffen. Dieses erforderte aber viele Truppen; daher Maximilian alle Stände aufmahnte. Er erhielt auch, als er auf Konstanz kam, von den Herzogen von Bayern, Sachsen, den Marggrafen von Brandenburg und Baden, glänzende Kontingente. Die Eidsgenossen besetzten ihre Gränzen und verstärkten die Besatzung im Schwaderloch. Der Kaiser rüstete sein Heer vor Konstanz.

Es versammelte sich also vor Konstanz unter dem Reichspannier wirklich waren Oestereicher, Ungarer, Böhmen, Polaken, Dänen: Die Kontingente floßen von allen Seiten Deutschlands her, um den Schweizer-Bundzu zerstören. Vergeblich arbeiteten Mayland und Frankreich am Frieden, ein jeder nach seiner Weise. Die Kantone fürchteten sich vor diesen mächtigen Anstalten, und schrieben an den Kaiser, sie wünschten Ruhe, aber doch nur einen gerechten, nicht einen schändlichen Frieden; sie wollen die Waffen bey Seite legen, so bald ihnen ein gerechter Weg des Rechtens offen steh. Ein Mädchen stand im kaiserlichen Hof, und wartete auf eine Antwort. Die Bedienten fragten sie; was thun die Schweizer auf ihren Posten? „Sie erwarten Euch.“ Wie viel sind ihrer? „Genug um euch zu jagen.“ Haben sie zu essen? — „Wie wollten sie sonst leben.“ Die Bedienten lachten; einer legt im Spaß die Hand an sein Schwert und droht dem Mädchen: aber es sprach: „Tapferer Mann! darfst du einem Kind

„den Kopf abschlagen, warum darfst du es nicht „unsern Männern, die dir besser antworten kön„nen?“ Sie gieng weg, als sie hörte, daß der Kaiser nichts zu antworten hätte.

Auf diese empfindliche und entscheidende Beschimpfung hielten die Eidsgenossen Kriegsrath zu Zürich. Ein Hauptmann aus dem Schwaderloch fordert Sukkurs. Ein anderer Both berichtete, daß der Graf von Fürstenberg, aus dem Sundgäu anrücke, und mahnte die Eidsgenossen auf Dornach. Nun wollten Bern, Freyburg und Solothurn, die größte Macht auf ihrer Seite haben. Aber ein Zürcher Geistlicher, der vor Jahren schon auf Reisen gegangen war, und itzt als Kaplan eines schwäbischen Hauptmanns zu Ueberlingen den ganzen feindlichen Plan vernommen hatte, konnte nach Zürich entrinnen, und zeigte den Kantonen, wie nothwendig es sey, daß sie sich brüderlich theilen. Daher entschloß man sich, die Besatzung im Schwaderloch auf 6000 Mann, besonders aus den innern Orten zu verstärken; die drey Städte, Bern, Freyburg, und Solothurn aber sollten mit einer hinreichenden Macht den Grafen von Fürstenberg beobachten. Glarus und Bündten mußten die östlichen Gränzen Helvetiens verwahren, nämlich gegen das Tyrol.

Das kaiserliche Heer war zu Konstanz auf 20000 angewachsen; der Kaiser erwartete mit Ungeduld den Augenblick zu einem Angriff, und konnte die

Bedächtlichkeit und den Kaltsinn nicht ausstehen, mit dem sich einige Fürsten dazu rüsteten. Er ließ 100 Goldgulden auf den Fang eines lebendigen Schweizers biethen, der ihm die Anschläge seiner Landsleute verrathen konnte. Eines Tags erhielten die Eidsgenossen die Nachricht, Maximilian werde noch am nämlichen Morgen den Angriff thun; sie rüsteten sich zur Gegenwehr, aber harrten vergeblich bis auf den Abend. Sie zogen dann zurück, nachdem sie vorher einigemal auf Konstanz losgeschossen, etliche Häuser beschädiget, und den Feind in Schrecken gesetzt hatten.

Zwey Tage, war alles sehr stille: In der Nacht darauf ließ der Kaiser die Rheinbrücke mit Mist überführen, und zog in größter Stille die Besatzungen von der schwäbischen Seite hinein. Am frühen Morgen brach das ganze Heer auf, und marschirte unter dem fliegenden Reichspannier, das der Marggraf von Brandenburg trug, aus der Stadt in die Bollwerke. Maximilian ordnet drey Schlachtreihen. Die Eidsgenossen, als sie dieses bemerkten, blieben auch nicht unthätig; auf ihrer Seite, rückten sie aus ihren Verschanzungen hervor, stellten sich den Feinden unter die Augen. Als man eben gegen die Eidsgenossen ausziehen wollte, konnten die deutschen Anführer so verschiedener Nationen, dem Kaiser ihre Gesinnungen nicht verbergen, daß sie nämlich alle das Treffen eher auszuweichen wünschten, als suchten. Sie fürchteten sich sehr vor den Schweizern; schämten sich aber, ihre Feigheit an den Tag

zu geben; da sie lange unter sich gestritten, wurde der Kaiser unwillig, warf seinen eisernen Handschuh in ihre Mitte, und sprach: Es sey gefährlich, Schweizer, mit Schweizern zu schlagen; — Er ritt von Stund an von dem Heer durch Konstanz weg, und setzte seine Hofnung allein auf das Heer des Grafen von Fürstenberg; daher ließ er einige Schiffe ausrüsten, um damit die Besatzung am See zu beschäftigen, und die Eidsgenossen zu hindern, ihre Macht auf eine andere Seite zu ziehen. So bald der Graf von Fürstenberg vernommen, daß Maximilian mit einer großen Reichsarmee die Kantone vor Konstanz beschäftige, bricht er nach einem abgeredeten Plan, mit einem eben so zahlreichen Heer auf, lagert sich vor dem Schloße Dornach, in West-Helvetien, und glaubte diesen Platz mit geringer Mühe einnehmen zu können. Sein Heer verwüstete vorher einige umliegende Dörfer, und tödtete einige Männer; nahm die Kinder gefangen, und die Weiber mußten sie wieder mit Geld lösen. Dornach war nur von der Natur befestiget, sonst aber mit schlechten Mauren versehen, und hatte eine geringe Besatzung, die ein Benedikt Hugo anführte. Das Heer, von welchem sie eingeschlossen waren, bestand aus 14000 Mann Fußvolk, und 2000 Reutern. Solothurn schickt sein Panner mit 1500 Mann auf Lichtstall, und mahnt die Kantone um einen schleunigen Zuzug, Dornach von dieser Uebermacht zu befreyen. Zürich befördert zuerst eine andere Mahnung ins Schwaderloch; allein die Waldstädte oder die kleinen Kantone, die zu Bekkenried versammelt wa-

ren in einem Dorf in dem Kanton Unterwalden, nid dem Wald, an den Gränzen des Kantons Uri; hielten die Mahnung der Solothurner für dringender. — Bern zog nun mit 3000, Zürich mit 400 Mann aus, und der Aufbruch von allen Kantonen, Glarus ausgenommen, ist bald allgemein. Die Kaiserlichen, die sich vor Dornach lagerten, erwarteten keinen feindlichen Ueberfall, waren daher ganz sorgenlos, und ergaben sich einem unmäßigen ausschweifenden Müßiggängerleben. Die benachbarten Domherren zu Basel, die mit einigen der vornehmsten Anführer verwandt waren, sandten ihnen allen Stof an Vaisselle und Kleidern, Wein und guten Leckerbißen; und anstatt sich zum Treffen zu rüsten, wurden alle möglichen Anstalten getroffen, um ein Fest der hl. Magdalena in größter Lustbarkeit zuzubringen; denn sie glaubten wirklich, die Kantone stünden auf einer ganz andern Seite im Feld. Hingegen unsere Eidsgenossen giengen mit mehr Klugheit und Vorbedacht zu Werke. Als sie von allen Orten her zusammen gezogen waren, erlabeten sie sich auf der langen Matte nur allein mit Brod und Wein; ausgenommen der Hauptmann Göldlin von Zürich, der keinen Bissen genießen wollte, bis er das Lager der Feinde erblickt hätte, und faßten den Entschluß, unvorzüglich die bezechten Feinde anzugreifen.

Man warnete den Graf von Fürstenberg von allen Seiten, aber er achtete nichts darauf und spottete über die, die ihm solche Nachricht brachten,

er nannte ihre Vorsicht Verrätherey an dem Kaiser, und sagte einem andern, der ihn warnen wollte: Meinst du dann es schneie Schweizer? Alle nüchternen Köpfe sahen die bevorstehende Gefahr gar wohl ein; — aber der Feldherr begnügte sich damit, sein Geschütz vor Dornach aufzurichten, da er eine Belagerung und nicht eine Schlacht vorhatte. Wir werden aber bald sehen, wie er sich selbst irre geführt, und zu seinem eigenen Schaden blind für alle Gefahr war. Der kleine Hause Solothurner, deren Hauptmann Schultheiß Konrad war, wäre beynahe zu unvorsichtig und voreilig gewesen; er hielt sich für stark genug, gegen einen solchen Feind anzurücken, und der Schultheiß konnte sie kaum noch von ihrer übertriebenen Kühnheit zurück halten; er bath sie aber, um sie dazu zu bereden, die Panner einiger anderer Kantone zu erwarten. Sie schickten Bothen auf alle Hauptstraßen, um ihre Verbündeten zu einem schnellern Zuzug aufzumahnen.

Als sich alle Truppen endlich miteinander vereiniget hatten, und Göldlin zuerst das Lager der Feinden ausspähen wollte, gieng der Schultheiß von Solothurn mit ihm auf eine Anhöhe, um das feindliche Lager zu betrachten. Der Soldat tanzte und kochte; der Adel soff und spielte; viele Vornehme badeten sich bey der schwülen Hitze in der Birs, einem kleinen Fluß in dem Bisthum Basel, oder streckten sich am Ufer. Als Göldlin, die feindliche Armee in einem solchen Zustande gefunden, rieth er selbst zum Angriff. Diese beyden Haupt-

leute hießen deßwegen ihre Leute eilends speisen; sie rüsteten sich, als auch das mächtige Panner von Bern anlangte, zum Treffen. Das ganze Heer bog seine Knie zum Streit-Gebeth, und stund dann in Schlachtordnung da.

Gegen Abend zogen sich die Eidsgenossen still durch den Wald, der sie noch von dem kaiserlichen Lager trennte; sie kommen dem Feinde so nahe, daß der Vorhut die Flüche der Feinde in dem Lager hören, und den Dampf ihrer Gerichte, riechen könnte. Plötzlich fallen sie ein, und hauen in den nächsten Trinkgelagen alles nieder. Auf das erste Geschrey lauft der Graf mit andern Hauptleuten herbey, um den Unfug, wie erwähnt, zu stillen; aber so gleich empfand er eine tödtliche Wunde.

Endlich werden die Eidsgenossen an dem Gewicht ihres Geschützes, und der Hellbartenschläge von den Feinden erkannt; diese griffen daher, so gut sie konnten, zu den Waffen, und rüsteten sich zur Gegenwehr. Die immer vorwärtsrückenden Schweizer mußten sich ob dem Schloß, wegen der hohlen und engen Straße, in zwey Haufen theilen; damit sie dem Fluß Birs, und dem großen Haufen zudringen. Erst als der göldlische Haufen, der sich unter den Kaiserlichen in der Tapferkeit auszeichnete, und auch an diesem Tag noch seinen Ruhm behaupten wollte, und zu Fuß stritt, und als nach einigen Widerstand des Herzogs Philipps Leibgard die Eidsgenossen beständig beunruhigte, kam es zu

dem Hauptstreit, wo die Schweizer ringsum mit Feinden umgeben waren. Ein Kavallerie-Korps umzingelt sie; aber sie hielten Stand, und zwar in einem der hartnäckigsten Handgemenge, das vier Stunden dauerte, also daß ein Heer nach dem andern, bald Fuß gewann, bald aber weichen mußte. Endlich kam zum Glück für die Eidsgenossen noch eine Verstärkung von 1200 Mann von Luzern und Zug. Beyde Partheyen geriethen darüber in Schrecken; denn niemand wußte, ob es Feinde wären. Sie erschlugen wirklich 200 welsche Berner, die sie an der Sprache mißkannten. Sie Vereinigten sich aber bald mit den übrigen Eidsgenossen, und griffen den Feind so beherzt an, daß sie ihn bald bis zur Birsbrücke zurück jagten, und endlich völlig zum fliehen brachten. Ein Dechant von Zug, Schönbrunner, schlug, als diese Luzerner und Zugener, die zur Verstärkung bestimmt waren, das Schlachtfeld erreicht hatten, den schwarzen Mantel mit einem großen weißen Kreuz um sich, ritt zuerst unter die Eidsgenossen, und rief: „Tapfer, Ihr Bundsgenossen, Euere Brüder von Luzern und von Zug sind da.“ Diese sanften und gutgemeinten Worte gaben den Müden Kraft und Muth. Die Eidsgenossen jagten also die Kaiserlichen in die Flucht; die meißten warfen ihre Waffen von sich, ergriffen die Flucht auf allen Seiten, viele kamen ums Leben. Nur ein einiger Haufe der Tapfersten wehrte sich bis auf den letzten Blutstropfen. Die Eidsgenossen, nachdem sie den Feind aus dieser Gegend verjagt hatten, waren ermüdet, von der Hitze u. der

Reise und einem so langen Streit; kehrten in das kaiserliche Lager zurück, und belustigten sich mit dem im Ueberfluß vorhandenen Vorrath, und dem Gastmahl, an dem sie den Feind gehindert hatten. Des folgenden Tags führten sie ihre reichlich erworbene Beute und Geschütze zusammen, aber die schönsten Ehrenzeichen waren die eroberten Panner und Feldstücke; begruben ihre Todten, und vermißten nicht über 300 Mann; aber die Feinde über 3000, worunter auch der Feldherr war. In der größten Hitze der Schlacht zeichnete sich vor vielen andern ein Fähndrich Heinrich Rahn von Zürich aus; dieser Held und großmüthige Verfechter der Freyheit wird Euch aus dem dießjährigen Stück der Stadtbibliothek, die ein jeder warmer und treuer Bürger unsrer Vaterstadt, und jeder Verehrer der Freyheit allemal mit Rührung und Vergnügen lesen wird schon genug bekannt seyn. — Ihr werdet Euch noch wohl erinnern, wie er die Fahne eines Verwundeten (von Rakenegg) auserlesen, um sie zu erobern; wie viel er ausstehen mußte, um sie zu erhalten; wie ein Solothurner den Venner von Strasburg noch einmal durch einen Hieb verwundete, Rahn darauf witschte, und der Solothurner aus Neid gegen den Helden, auch diese Beute machen wollte; wie Rahn ihm den schönen Antrag that, die Fahne mit ihm zu theilen, und es den Führern zur Entscheidung zu überlassen, wem sie gehöre; wie es da von Hauptmann Göldlin dem Spruch der Eidsgenossen überlassen worden, und endlich mit Recht dem Rahn zu erkannt wurde, weil man seine erhaltenen Wunden gesehen.

Endlich kamen auch noch die Panner der kleinen Kantone Uri, Unterwalden und des Kantons Freyburg. Der fliehende Feind ließ den Eidsgenossen drohen, er wolle noch einmal die Schande ihrer Flucht rächen; daher blieben sie noch zwey Tage auf dem Schlachtfelde, zogen aber zulezt über Basel zurück, das im ganzen Schwabenkrieg neutral war. Der Kaiser, als er den Ausgang der Schlacht vernahm, fand seinen Feldherrn tollkühn, war entrüstet, erholte sich aber bald wieder von seiner Bestürzung, spies, betrachtete Gestirne, diktirte seine Lebensgeschichte von einem Jahre.

Bald nach der Schlacht bey Dornach langte das verlangte französische Geschütz zu Bern an; es war das Kontingent, das Frankreich als schutzverbündeter Theil den Eidsgenossen gegen den Kaiser versprochen hatte. Doch brauchten sie diese Hilfe nicht, die die Franzosen so sehr geärgert hatte, als wann der König den Kronprinz zugesendt hätte. Man sendete sie ungenützt wieder zurück: denn müde des Kriegs, und aller Verheerungen nahmen unterdessen die Friedenshandlungen ihren Fortgang; und kamen nach der Schlacht bey Dornach viele Gesandte nach einer vorher getroffenen Abrede in Zürich zusammen. Auf dieser Versammlung hörten die Eidsgenossen die ihrigen an. Die im Schwaderloch gelegenen Hauptleute glaubten, daß, wann der Krieg länger dauren sollte, es nothwendig sey, das Schloß Gottlieben einzunehmen, das Kastell und den Geißbühel mit Wachten zu versehen, und den Wald auszuhauen.

Die Gesandten wichen hingegen in ihrer Meinung sehr von der ersten ab; sie wollten, daß man die Besatzungen verstärke, Moßburg und Arbon besetze.

Die Friedenshandlung wurde auch sehr verschieden geführt. Wir kennen aus der ersten Unterhandlung die Person und den Charakter des französischen Gesandten, wie wichtig es seinem König und auch ihm gewesen, die Eidsgenossen, durch viele Schmeicheleien zu gewinnen, und wie er leidenschaftliche Triebfedern gebraucht, um den Herzog von Mayland durch niedrige und krumme Wege zu verkleinern. Er gieng wircklich so weit, daß er verlangte, man sollte dem Gesandten kein Begleit geben, und diesen fort weisen, und der König könne ihnen in Kriegs- und in Friedenszeiten Hilfe und Rath genug verschaffen. Als der mayländische Gesandte eben auch seine Gedanken eröffnen wollte, kam der Bischof von Chartres, ein zweyter Gesandter des Königs, der kaum aus dem Lager des Kaisers Maximilians zurückgekommen war; dieser sagte: Er hätte zuerst den Kaiser und seine Räthe sehr geneigt zum Frieden gefunden, bis der mayländische Gesandte angelangt wäre, wo sich die Lage der Sachen geändert, und sich der Kaiser erklärt hätte, man werde sich darüber bedenken; insofern es die Eidsgenossen verlangen, ihre Waffen niederlegen; der Bischof von Worms habe Schmähworte über die Eidsgenossen ausgestoßen. Sie antworteten ihm, sie wünschten nichts so sehr als den Frieden, und

wer ihn befördere, sey ihnen willkommen: sie seyn daher sehr froh, wenn er durch die Ehrengesandtschaft des Königs könne erhalten werden. Da sie aber dem mayländischen Gesandten auch aufgetragen hätten, in dem Frieden zu handeln, und er auch in ihrem Namen zu dem Kaiser geritten sey, so könnten sie nicht anders, als auch ihn verhören; in ihrer Lage sey es ganz natürlich, daß man niemand verachte, der den Frieden verschaffen wolle.

Da kam die feine Politik, und die eigennützige Schmeicheley des französischen Hofs endlich auch an den Tag. Der mayländische Gesandte hinterbrachte, die Unterhandlung des französischen Gesandten erbittre nur gegenseitig die Gemüther, und unterhalte mehr den Krieg, als daß es den Frieden befördere: denn der fortgesetzte Krieg erleichtere den französischen König seinen Plan, Mayland zu erobern; und da seine Gesandten dem römischen König verdächtig wären, so können sie wenig zum Frieden helfen; hingegen sein eigenes Interesse sey so verwebt mit dem seines Herrn des Herzogs von Mayland, ihr Vortheil so groß bey Erhaltung des Friedens, daß er mit Treue und Eifer ihn befördern werde: zum Beweiß dessen, habe er für die Schweiz so viel bey dem Kaiser ausgewirkt, daß er für sie die Erlaubniß erhalten, daß sie als Klägerin alle ihre Gründe gegen den Kaiser von Entstehung des Kriegs an bis auf itzt vorbringen möge, und es al-

so nur darum zu thun sey, den Tag zu bestimmen, an welchem von allen Bevollmächtigten auf diese Weise der Friede zu Stande käme. Er hoffe also, zum Lohn seiner treuen Bemühungen werden die Eidsgenossen ihm das Zutrauen schenken, für sie zu mitteln, und wenn durch seine Vermittlung der Friede hergestellt, so hoffe er, die Eidsgenossen werden seines Herrn auch eingedenk seyn, besonders, wenn er in seinen Landen sollte angegriffen werden.

Die Eidsgenossen waren durch diese Aeußerung sehr gerührt, und noch gerührter, da sie gewohnt waren, in allen Fällen treu zu handeln, auch seine Treue einsahen, von der es aber doch noch immer zweydeutig ist, ob es aus Eigennutz für seinen Herrn, oder aus wahrer Zuneigung für die Eidsgenossen geschah: Zweydeutiger wird sie noch, wenn man die damals bedenkliche Lage des Herzogs von Mayland nimmt, und die Gefahren in Betrachtung zieht, die ihn bedrohten. Sie bathen daher den Gesandten ferner fortzufahren, und bestimmen einen Tag der Zusammenkunft nach Schafhausen, um in dem Frieden zu handeln. Nun verwenden beyde Gesandte ihre Kräfte, die Herzen der Eidsgenossen an sich zu ziehen. Indessen rückte der Tag der Zusammenkunft in Schafhausen an, und der mayländische Gesandte erhielt gänzliche Vollmacht nach seiner Willkühr im Frieden zu handeln.

Dieser verlangte von den Schweizern, sie sollten ihre Anforderung schriftlich eingeben. Sie ent-

hielten ungefähr folgendes: Erstlich, daß alle Eidsgenossen und ihre Unterthanen ihre Freyheiten und Herkommen ungekränkt behalten, und weder von dem Kammergericht, noch irgend einem andern Ausländischen abhangen sollen; daß alle Streitigkeiten, in die man bis dahin mit diesen verwickelt worden, aufgehebt, die Kosten ihnen aber ersetzt werden: Aus gleichem Recht, als unabhängiger Staat von der kaiserlichen Souveranität, fordern sie mit Grund, daß sie von allen Arten Abgaben befreyt werden. Zweytens, soll die Stadt Konstanz von dem kaiserlichen Bund entlassen seyn, eine freye Mittelstadt bleiben, und die Eidsgenoßschaft von ihr keine Feindseligkeiten mehr zu befürchten haben. Drittens sollen die Schweizer bey denen in diesem Krieg eroberten Städten, Schlößern und Herrlichkeiten bleiben; hingegen sollen ihnen und allen ihren Verwandten ohne alle Beschwerde verabfolget werden, alle liegenden und fahrenden Güter, Lehen und Eigenthümer, Herrschaften, Zinse, Zehenden, Herrschaftsrechte, Erbfälle und dergleichen, welche sie von dem Feind zu beziehen haben, als wäre kein Krieg gewesen. Viertens verlangen sie einen Ersatz für ihre gekränkte Ehre, und alle in diesem Krieg gehabten Kösten, die sie unbilliger Weise gehabt. Alle andern Streitigkeiten wollen die Eidsgenossen gütlich mitteln. Dieß alles geschah in Jahr 1499.

Diese Artikel konnten noch nicht beantwortet werden. Der Bischof von Chartres machte einige Gegenartikel, die ihm nach seinem Vorgeben,

durch einen Kaiserlichen zugeschickt worden, obgleich der Mayländische, der erst vom Hofe gekommen war, nichts darvon wissen wollte. — 1.) Daß alle Neuerungen, die durch die Eidsgenossen mit den Graubündtnern geschehen, aufgehebt seyn, und ein jeder wieder sein eigenes, wie vor dem Krieg, beziehe. 2.) Daß die Eidsgenossen, die von dem Reich herkommen, wie ihre Voreltern dem Reiche Treue schwören und gehorsamen, dennoch aber ihren eidsgenößischen Bund beybehalten. 3.) Sollen die Bündtner, als die Stifter dieses Krieges, gestraft werden. Weil von beyden Seiten Niemand Gewalt hatte, diese Artikel zu beantworten, so ward auf das Begehren des Kaisers eine Zusammenkunft in Basel bestimmt, auf welcher sich beyde Partheyen versammeln sollten. Bis auf diesen Tag hielten die Eidsgenossen unter sich Berathschlagungen in Zürich: sie verwarfen die Forderungen des Kaisers; alle Orte schickten ihre Bothen auf Basel, und ihre Panner in das Feld, um ihren Foderungen desto mehr Nachdruck zu geben. Bern allein schickte 5000 Mann. Aber die feindseligen Zurüstungen und Drohungen wurden eingestellt, so bald die Friedensunterhandlung zu Basel ihren Anfang nahmen.

Es erschienen zu Basel von Seite des Kaisers Kasemirs, Marggraf von Brandenburg, Johann von Thalburg Bischof von Worms, Graf von Nassau, und andere mehr. Von Seite der Schweiz aber kamen aus allen Kantonen und Zugewandten Orten Gesandte, und der Erzbischof von Sens.

Der mayländische Mittler berufte sie auf den bischöflichen Pallast zusammen, eröffnete die Versammlung mit einer schönen Rede, und versicherte sie seiner treuen Hilfe, den Frieden zu mitteln; aber der kaiserliche Gesandte von Lichtensteig beklagt sich über die vielen seinem Herrn angethanen Unbillen; der Kaiser sey allein zum Frieden geneigt, weil er Krieg und ungerechtes Blutvergießen fliehe, und die schädlichen Folgen davon einsehe, auch seine Gewalt lieber gegen seinen größten Feind, den Türken, zu brauchen wünsche. Er wolle sich also zum Frieden geneigt finden lassen, wenn die Schweizer die von dem Bischof von Chartres ihnen vorgeschriebenen Artikel eingehen würden. Die Eidsgenossen wollten diese nicht eingehen, sondern vertheidigten sich im Gegentheil gegen die Unbillen und Schmähreden versicherten, daß sie nicht gegen den römischen Kaiser, sondern gegen den Graf von Tyrol, der in das Münsterthal eingefallen war, und mit dem Bischof von Chur uneinig geworden, gestritten, da die Herrschaften des Grafen von Tyrol, und des Bischofs von Chur immer vermischt gewesen waren.

Die erste Zusammenkunft brachte zwar die Eidsgenossen und die Kaiserlichen einander etwas näher: Aber die Schweizer machten dem Mittler Vorwürfe, und sagten, sie werden nichts antworten, — wenn er nicht bessere und vortheilhaftere Bedingnisse vorlegen könne, und werden so keinen Vortheil einräumen, insofern sie nicht schriftlich alle ihre Bedingnisse nach Willkühr vorschrieben. Galeaz

hielt dieses alles für unbegreiflich, da er kein Wort von allen diesen kaiserlichen Forderungen gehört habe, und munterte sie auf, ihre Ford rungen noch einmal aufzusetzen, und alsdann wolle er ihre Erfüllung mit allem Eifer betreiben. Die Schweizer wählten nun einige aus ihrem Mittel, um diese zu bestimmen; und da dieses ganz hinläßig betrieben wurde, so both sich der mayländische Gesandte an, den Eidsgenossen für das Landgericht im Thurgäu, das ihnen am meisten am Herzen lag, 15000 für die Wallgäuer 8000, für die aus dem Bregenzerwald 1000 Dukaten aus dem mayländischen Säckel auszuzahlen, und mit den Eidsgenossen eine ewige Vereinigung, und eine ewige Pension ohne einige Beschwerde von ihrer Seite, zu nehmen.

Als unterdessen der König von Frankreich alle Anstalten machte, gegen den mayländischen Herzog los zu ziehen, und seine Gesandten zu seinem Vortheil den Frieden hinderten, berufte Galeaz die eidsgenößischen Gesandten noch einmal zu sich, zeigte ihnen freymüthig die Gefahr seines Herrn, und den Wunsch, daß endlich der Friede geschlossen werde, mit der Anmerkung, sonst werde er schnell zu dem Kaiser, und den Churfürsten reiten, und das Herzogthum Mayland in ihre Hand, als rechtmäßige Lehenherren, legen.

Der Friedensschluß wurde noch verzögert, durch einen Brief, in welchem die Eidsgenossen zeigen, daß sie ungleichlaufende Briefe gefunden, daß die einen Or=

te zugesagt, andere abgeschlagen; wenn man nicht besser zusammen halte, so könne kein Friede zu Stand kommen, hingegen sey bey der Fortsetzung des Kriegs vieles zu erwarten, das für die Eidsgenossen die gefährlichsten Folgen hätte; sie wollen sich mit dem Landgericht im Thurgäu, und dem erfochtenen Siege in diesem Krieg begnügen. Deßwegen haben sie dem mayländischen Gesandten alle Vollmacht gegeben. Endlich erhielt der Mittler Galeaz folgendes zum Vortheil unsrer Eidsgenoßschaft. 1.) Daß die Gerichte im Brettigäu, die der Erzherzog von Oestereich erkauft, wieder huldigen und schwören. 2.) Die Streitigkeiten des römischen Kaisers, als Grafen von Tyrol und des Bischofs von Chur, sollen beendiget werden. 3.) Sollen keine Kriegskosten vergutet werden, insofern es Raub und Brand betreffen. 4.) Was von Städten und Ländern eingenommen worden, soll man abtreten, doch mit dem Bedingniß, daß, wer vor dem Krieg ein Recht gehabt, er es behalte, daß beyden Theilen, Geistlichen und Weltlichen dasselbe wieder zukomme. 5.) Daß alle Schmähworte aufgehebt werden. 6.) Soll keine Parthey der andern die ihrigen in Burgrecht, Schutz und Schirm nehmen, es sey dann, es wolle einer seine Wohnung verändern. 7.) Sollen alle Brändschatzungen aufgehoben seyn, und die Gefangenen um einen geringen Urtheilsspruch entlassen werden. 8.) Die Streitigkeiten zwischen dem Erzherzog von Oestereich und den Eidsgenossen sollen vor dem Bischof von Konstanz, oder dem von Basel, oder den Räthen von Basel ausgemacht

werden. 9.) Sollen alle Streitigkeiten mit den Eidsgenossen von dem Kaiser aufgehoben werden. Der Kaiser schließt die östereichischen und deutschen Lande, den Herzog von Mayland, das Elsaß und Bisthum Basel in den Frieden ein, die Eidsgenossen den König in Frankreich, und alle ihre Verbündeten: z. E. den Abt, und die Stadt St. Gallen, die Städte Schafhausen und Rothweill die Bünde in Chur-Walden.

Nach Beendigung des Friedens ward ein Freudenmahl im Münster zu Basel gehalten, ein Te Deum Laudamus &c. abgesungen, der *eidsgenößische* Mittler Johann Galeaz von Mayland *empfahl* noch einmal seinen Herrn dem treuen Beystaud der Eidsgenossen in den bevorstehenden Kriegen gegen Frankreich. Wir werden bald sehen, wie sich Frankreich des Herzogthums bemeistern will; wie die Eidsgenossen eben wieder so gegen einander gestanden, wie sie es in den Streitigkeiten wegen deu burgundischen Landen thaten. Da das Landgericht im Thurgäu den Eidsgenossen zugesprochen worden; erkannten die sieben Orte, die den Landvogt gaben, daß ein Landvogt, ein Landrichter im Thurgäu wohnen, und ein besonders Siegel haben sollen; daß an die gemeinen Eidsgenossen könne appelliert werden; daß das Gericht mit zwölf tüchtigen Männern, mit sechs von Frauenfeld, und sechs von Thurgäu, besetzt, und zu dem Blutgericht achtzehn erwählt werden. Bern, Freyburg, Solothurn, Schafhausen und Appenzell, auch St. Gallen, wollten Theil daran haben; da

ward

ward ihnen bewilliget Theil an dem Landgericht, aber nicht an der Landvogtey und an anderm zu haben, so die sieben Orte vor dem Krieg hatten.

Dieß ist also der Anfang der thurgäuischen Regierung, da vorher das Landgericht der Stadt Konstanz von Herzog Friedrich verpfändet war, die Landvogtey aber wieder dem Kaiser übergeben wurde. Dieses wurde damals außert dem Kreuzlinger Thor gehalten. Ao. 1460 eroberten Zürich, Luzern &c. die Landvogtey vom Herzog Sigmund von Oesterreich. Von da an setzten sie einen Landvogt. Ao. 1499 kamen noch Bern, Freyburg und Solothurn dazu. Also hatten die zehn Orte von Ao. 1499 an das Landgericht, und den Blutbann. Erst Ao. 1712 erhielt der Stand Bern noch die Mitregierung oder den 8ten Theil der Regierung. Also stehen die Lanvvogtey und alle Rechtsamen den acht Ständen zu. Freyburg und Solothurn haben mit diesen Antheil an dem Landgericht. Alle Rechte dieser Orte wurden 1555 aus einander gesetzet.

Das erste Gericht dieses Landes ist also das Oberamt. Diesem wohnen der Landvogt, Landschreiber, Landammann, Landweibel bey, welche Miträthe des Landvogts sind: der Landvogt aber allein giebt den Ausschlag. Der Landammann ist reformierter Religion: er sorgt über die Freyheit der evangelisch-reformierten Religion, und ist Vogt der Wittwen und Weysen.

Das Landgericht wird vom Landvogt oder Landammann geführt: es wohnen zwölf Richter bey,

die der Landvogt wählt, vier aus der Stadt, acht aus der Landgrafschaft. Es urtheilt über Schulden und andere Sachen, und alle Sachen von der Art können vor dieses, oder das Oberamt gezogen werden.

Dieß ist das Ende des blutigen Schwabenkriegs, in welchem gegen 20000 Mann ihr Leben verloren hatten, 2000 Städte, Schlößer, Dörfer verbrannt, und mehr als 30 Meilen Lands verheert worden, bey welchem aber doch die Eidsgenossen, in allen Absichten den wichtigern Vortheil gehabt haben.

Die Geschichte des schwäbischen Kriegs ist in verschiedenen Rücksichten sehr merkwürdig, so wie überhaupt keine Geschichte leer an Stoff zu Anwendung auf uns selbst ist: denn er ist der wahre Spiegel unserer Herzen; wer sie mit Aufmerksamkeit zu seinem Studium macht, findt da eine Menge von ausgezeichnet-tugendhaften Handlungen, und den größten Lasterthaten. Wer sie in der guten Absicht liest, die gerade Straße großer Männer für sich selbst auszulesen, findt Aufmunterung zur Redlichkeit, zur Treue, zur Großmuth, zum Wohlwollen gegen seine Nebenmenschen, zur Thätigkeit, und zur Gemeinnützigkeit, dem edelsten Endzweck unsers gegenwärtigen Lebens. Hingegen werden ihn die gefährlichen und nachtheiligen Folgen des Eigennutzes, des Ehrgeitzes, des Neides, des Stolzes, von diesen der Menschheit so nachtheiligen Leiden-

schaften, welche die Glückseligkeit des Menschen untergraben, und die Seelenruhe stöhren, abschrecken. So kann das Studium der Geschichte, für denjenigen, der sich selbst, oder mit sich noch andere bilden will, nicht ohne großen Nutzen seyn. Die Geschichte lehrt uns die Menschen kennen, zeigt uns die sichersten Merkmale von guten und von gefährlichen Triebfedern in den Handlungen der Menschen; sie zeigt uns durch eine Sammlung richtiger Erfahrungen, den Unterschied zwischen dem Menschen, der aus reinen Absichten, und aus Liebe zu seinem Nächsten handelt, und dem, der nur Eigennutz und Ausdehnung seiner eigenen Macht und seines Ansehens zur Absicht hat: Die Geschichte lehrt uns treue, thätige Freunde an ihren Handlungen erkennen, von den Schein-Freunden unterscheiden, und zu allen Zeiten, in allen Begebenheiten finden wir, daß die ersten ihre Freundschaft durch Thaten, letztere nur durch glatte Worte äußern. Auch unsere Schweizer-Geschichte giebt uns den beßten Anlaß, Charakter von beyden Arten zu entdecken, und was uns Eingebohrene unsers Freystaats am meißten dazu aufmuntern kann, sie kennen zu lernen, ist, daß sich unsere Voreltern weit mehr durch schöne Thaten, als durch schlechte Handlungen ausgezeichnet haben. Wir finden zwar auch unter unsern Mitmenschen Charakter, von denen man ziemlich schief urtheilen könnte. Wenn wir aber bedenken, daß die Handlungen der Menschen größtentheils von dem Temperament der Erziehung und Kultur des Menschen, von seiner Bildung, von der Lage,

in der er sich befindet, abhängen, so können wir nicht behaupten, daß alle Menschen gleich und der Mensch durchaus gleich handeln könne. Wie verschieden denkt und handelt z. E. der Mensch, der unter dem harten Joch eines despotischen Regenten lebt, in Vergleichung mie dem, der das Glück der Freyheit genießt. Freyheit im Denken und Handeln. Willkührliche Wahl zwischen Gutem und Bösem erhöhet die physischen und geistigen Kräfte, und belebt die edlen Triebe unserer Herzen. Wie die Wärme der Sonne den Saamen aller Gewächse entwickelt, so entwickelt der Genuß der Freyheit den guten Keim der Herzen. Aber wie eine unreine Luft den Trieb der edelsten Gewächse ersticken kann, so ersticken auch unreine Triebe, wann wir sie frühe aufwachsen lassen, und nicht mit Gewalt unterdrücken, unsere Geistes-Anlagen, unsere guten Empfindungen: denn die Kräfte der Seele können so wohl geschwächt werden, als die physischen; sie gehen mit einander gepaart. Diese gewaltthätige Schwächung erzeugt Trägheit, Gleichgültigkeit, für alles gute; daher entsteht dann Unempfindlichkeit, und endlich gar Müßiggang, der uns so gar zur Erfüllung der wichtigsten Berufspflichten untüchtig macht, und auf Irrwege führt, weil uns der Stoff zum Nachdenken, oder zu nützlichen Beschäftigungen mangelt, und doch die Zeit muß ausgefüllt werden. Daher wird sie dann mit eiteln Zerstreuungen ausgefüllt, und je mehr wir dieser traurigen Hilfsmitteln bedürfen, desto mehr entfernen wir uns von dem wahren Ziel unsers Lebens, unsere physischen, moralischen und geistigen

Kräfte immer mehr anzustrengen, und durch diese Anstrengung uns selbst zu bilden.

Auch der schwäbische Krieg giebt uns Beyspiele genug von allem dem, was ich gesagt habe, von seiner Entstehung an, an dem Ende des 16ten Jahrhunderts, bis zu seinem Ende. —

Der schwäbische Krieg entstand durch eine Verbindung, welche Mißtrauen, und Eifersucht erregte; eben darum sind solche Verbindungen gefährlich, nicht weil sie aus bösen Absichten geschehen, sondern wegen den Folgen. Die Absichten der Stifter solcher Verbindungen sind meißtens gut, und so lange diese vorstehen, ist der Entwurf gemeinnützig, und kann auch gut ausgeführt werden, weil unter diesen Harmonie ist. Allein mit dem, daß die Stifter davon nach und nach abtreten, wird die Harmonie gestört: es kommen Leute von ungleicher Denkensart dazu; Leidenschaft erwacht, jeder möchte die Sache besser lenken, als der andere, es mischt sich Widerspruch darein, und daher entsteht dann Trennung: oder die Nachfolger der ersten Stifter mißbrauchen die guten Absichten derselben zum Schaden anderer und zu ihrem eigenen Vortheil, und die Verbindung verliert dadurch den Werth, und die Kraft zu wirken; denn oft liegt unter dem mysteriosen Schein einer geheimen Verbindung eine gefährliche Lockspeise, besonders für junge unerfahrne und neugierige Leute, verborgen; damit nicht sagen, daß allemal dieß der Fall sey,

Manche Verbindung wirkt im stillen viel edles und gutes, jede Sache hat ihre gute oder schlimme Seite, und kann wohl und übel angewendet werden.

Der schwäbische Bund war eine Vereinigung vieler Stände und Städte, die einen Graf, Hugo von Werdenberg, zum Oberhaupt hatte, und deren Beförderer, Beschützer, und Vorsteher der Kaiser war. Seine erste Absicht war wirklich gut, und eine sehr natürliche Folge der damaligen Lage; sie gieng nur dahin, die Räuber auszurotten, und die vorder- östereichischen Lande gegen die Schweiz zu sichern. Aber bald zeigte es sich, daß dieses nicht der einzige Endzweck gewesen, sondern der Untergang der Schweizer auch einer der Gründe war, warum dieser Bund so beschleuniget wurde, daß er nämlich eine Lockspeise für die Eidsgenossen wäre: Man wollte sie unter dem Schein der Freundschaft locken, und dann in die Grube, zu der man sie gelockt, hinunterstürzen. Diese Arglist äußerte sich bald in den Folgen. Wie der Schmeichler uns mit süßen Worten zu seinem Vortheil verblendet, und uns beschimpft, und schmäht, wenn wir ihm unser Zutrauen entziehen; so verhielten sich der Kaiser und die Bundesstände, als sie die Eidsgenossen nicht bereden konnten, in diese Vereinigung zu treten. Der Schmeichler wird sich rächen. Jene glaubten sich so mächtig, daß sie die Schweizer durch Krieg demüthigen und schwächen wollten. Nur in einzelnen großmüthigen Seelen, die man aber selten findt, werden gegenseitige Beleidigun-

gen oder Vorurtheile vergessen, oder ausgerottet. Aber selten geschieht es, wenn der Haß einer ganzen Nazion gegen eine andere entflammt wird. So waren z. E. Schweiz und Oestereich in einer beständigen Feindschaft, die theils daher entstanden, weil die Schweiz sich von Oestereich getrennt, theils, weil unser kleine Freystaat in allen Schlachten die mächtige feindliche Parthey besiegt hatte. Ehrgeiz und Neid waren allezeit die ersten Ursachen dieses Hasses. Auch in unsern Tagen sehen wir noch solche Beyspiele: in dem innern des Herzens ist der Haß der Oestereicher gegen die Schweizer, der Savoyer gegen die Berner noch nicht gänzlich ausgerottet; und Engeland und Frankreich können einander, theils wegen der Verschiedeuheit des Klima, und der Charakter, theils wegen den beständigen Kriegen, in welchen sie zu allen Zeiten gegenseitig lebten, noch nicht vertragen. Das beßte Verwahrungsmittel gegen Privat-Haß, der leicht in Rache ausartet, ist, eine erlittene Beleidigung vergessen, und dem Beleidiger, der uns übel gethan, zu seiner Beschämung, und, um seiner Liebe und Achtung zu erwerben, wohl zu thun.

Die Oestereicher versäumten keine Gelegenheit, die Schweizer zum Zorn zu reitzen: sie machten Forderungen an sie, die sie nur dann hätten eingehen können, wenn sie noch mit dem Reich verbunden gewesen wären; nämlich, daß sie sich dem Kammergericht, und dem Schatzungspfenning unterziehen. Die Eidsgenossen wurden auf alle erdenkliche

Arten gelockt, durch Verheißungen, durch Drohungen; so gar der Pabst wandte alle Kräfte seines damals mächtigen Ansehens an, um die Schweizer von Frankreich zu trennen, und mit dem neuen Bund zu vereinigen. Aber sie wurden durch Erfahrung klug, und ließen sich weder erschrecken, noch abwendig machen.

Wer standhaft ist, und nach festen, selbst geprüften Grundsätzen handelt, der wird wohl zu weilen geprüft werden: der Verführer wird ihm viele Arten von Fallstricken legen. Aber wann er nicht schwankt, und standhaft die Feuerprobe aushält, so wird man ihn zuletzt ruhig lassen; er kann ungescheut seinen geraden Weg fortgehen. So sehen wir es noch heut zu Tage aus der gegenwärtigen Lage, und dem Zustand unsers Vaterlandes. Die Ruhe und der Friede, die wir genießen, sind ja die stärksten Beweise davon. Wie oft ward Helvetien von auswärtigen Mächten gelockt; wie große Verheißungen wurden den Schweizern gethan; wie griff man so gar ihre schwache Seite, die Geldgierde an? Aber doch blieben sie standhaft, und hüteten sich insonderheit vor den Gefahren österreichischer Herrschaft. Nichts erwirbt dem Menschen mehr Achtung und wahre Liebe, als eine unbewegliche Festigkeit im guten, und in einem geraden Sinn; und wer sich diese erwerben will, sucht von seiner Jugend an, unabhängig von andern zu bleiben, bey allen Handlungen selbst zu prüfen, und nach einer eigenen Ueberzeugung, das gute zu wählen. Oder, wo ihn eigene Erfahrung

noch nicht genugsam leiten, und er daher leicht irre gehen könnte, sein Zutrauen solchen zu schenken, von denen er zum voraus in seinem innern fühlt, daß sie ihn zum guten leiten, sie seyn Eltern, Lehrer, ältere erfahrene Freunde, oder andere rechtschaffene Männer, wenn sie schon in keinem Verhältniß mit ihm stehen. Diese Offenheit, dieses Zutrauen erzeugt allemal die Liebe derer, in deren Schooß wir unsere Angelegenheiten werfen, und aus dieser entsteht die Begierde zu helfen: durch eine treue Liebe wird die Kraft dazu unendlich viel vermehrt. Und wann ihr Euch in Euern jüngern Jahren nach dem Beyspiel unserer ehrwürdigen Voreltern auf eine würdige Weise bilden wollt, so müßt Ihr Euch unversäumt befleißen, nach und nach ihre guten Eigenschaften zu erwerben.

Freylich waren auch damals so wenig alle Knatone gleichmüthig gesinnet, als in dem Land der Gesellschaft eines Staats, alle Glieder desselben gleich fest und standhaft sind. Beynahe wären Bern, Schweiz und Unterwalden wankend geworden, und daher hätte leicht eine Trennung unter den Eidsgenossen selbst entstehen können. Aber von einer höhern und weisen Leitung war es über uns verhängt, daß die Schweiz vereinigt blieben sollte; und wann dieß verhängt ist, so sind die feinsten und mächtigsten Menschen viel zu schwach, um es zu zerstören, und niemand wird sich dem weisen Plan der gütigen Vorsehung widersetzen können. Wer auf den Gang seines eigenen Lebens Achtung giebt, wird davon

überzeugt werden, daß die menschliche Kraft ohne eine höhere viel zu schwach wäre: Wer mit Dank empfindt, daß alles, was er wirkt und thut, von dem weisen Schöpfer und Regierer aller Welten und Wesen herkömmt, der jedem einzelnen Glied so vieler Millionen Welten eine besondere nützliche Bestimmung gegeben, um ein vollkommnes Ganzes auszumachen: wer sich mit diesen Gedanken vertraut macht, der wird gewiß diese Erfahrung täglich an sich und andern machen können. Oft treffen Umstände, von einer höhern Hand geleitet, ein, welche vorauszusehen wir zu kurzsichtig sind. Bern, das durch Starrsinn die Schweiz ganz hätte entzweyen können, mußte unverhoft einsehen, daß es am beßten sey, man schicke Gesandte an den Kaiser, und die Stände; der ganze Körper der Schweiz vereinige sich, um bey ihm den Frieden auszuwirken, und sich durch ihre Harmonie furchtbar zu machen. Dieses und viele andere Beyspiele dieser Art, sind einem jeden nachdenkenden Menschen eine Aufmunterung, alle Schicksale seines Lebens ruhig einer weisen und gütigen Vorsehung zu überlassen, und unverdrossen in Erfüllung seiner Pflichten zu seyn; wenn sich schon nicht augenblicklich die guten Folgen davon zeigen, so ist gewiß keine gute Handlung ohne Nutzen, keine Rede, kein Gedanke, der nicht mit zu dem Plan des ganzen gehöre, und seine Früchte zu der Zeit bringe, in welcher sie reif geworden sind. Hätte sich der kleine Theil unsrer Schweiz von Oestereich trennen können, wenn nicht eine höhere Hand es so geleitet hätte? Wären die

Niederlande, die gleichsam mit uns verschwistert sind, weil sie mit uns ein ähnliches Schicksal ausgestanden haben, von Spanien getrennt worden, wenn nicht ein harter Druck des Alba sie zu letzt zu dem Schritt genöthiget hätte, das Joch der Knechtschaft abzuschütteln, und sich frey zu machen? Ihr spanischer Gouverneur, Herzog Alba, war ihnen, was uns ein Landvogt Geßler; und eben in dem härtesten Druck hätten sie ja nicht geglaubt, daß sie selbst noch ganz frey würden, insonderheit aber, ihren Nachkommen eine so ruhige Freyheit, und so glückliche Verfassung verschaffen würden. Diese Beyspiele alle, und die beständige Erhaltung unsrer Freyheit, die durch so manchen Stoff auch in dem schwäbischen Krieg hätte erschüttert werden sollen, sind also darum belehrend, weil sie zeigen, daß man bey allen guten Thaten nie urtheilen soll, bis man den Erfolg davon einsieht.

Daß die Sitten der Eidsgenossen immer weichlicher geworden, daß sie, die vielen eroberten Beuten immer raubsüchtiger gemacht haben, sehen wir aus den vielen Streifereyen, die sie in diesem Krieg ins Tyrol, ins Klettgäu, und Hegäu machten; sie wurden immer mehr durch Beute gelockt, und von solchen Scheinvortheilen der Bereicherung so verblendet, daß sie in ihrem guten Vorsatz wankten, den sie schon im Anfang der burgundischen Kriegen gefaßt hatten, keine Freybeutereyen zu machen, sondern fest bey dem Vorsatz zu bleiben, ohne Noth keinem Feind in seinen Landen Schaden zuzufügen.

Wir sahen in dieser Geschichte des schwäbischen Kriegs, daß verschiedene Schlachten vorgefallen, ehe sich nur einmal der Vortheil für eine der streitenden Partheyen entscheiden konnte. Die erste geschah beym Hard, einem Ort zwischen Fußach und Bregenz auf der östereichischen Seite des Konstanzersees; bey dem Bruderholz, nahe bey Basel, die zweyte; im Schwaderloch, nahe bey Konstanz, die dritte; bey Frastenz, im Montafuner-Thal zwischen dem kaiserlichen Tyrol, und dem 10 Gerichtenbund. Die Eidsgenossen waren genöthigt, dahinzuziehen, weil dieser Ort, Oesterreich gehörte, in dem Wallgäu, der Grafschaft Bregenz, lag, und vorher mit dem Eidsgenossen verbunden, wieder von ihnen abgefallen war. Die vierte und letzte Hauptschlacht fiel bey Dornach vor, einem dem Kanton Solothurn zugehörigen Schloß. In allen diesen behielten die Eidsgenossen die Oberhand, und die meißten geben uns Leute an die Hand, die einen oder andern schönen Vorzug ihres Charakters äußern: z. E. als die Schlacht im Schwaderloch vorgefallen, überließen unsere wackern Schweizer alle erschlagenen Konstanzer ihren Feinden zur Beerdigung. Noch mehr zeichnen sie sich bey Frastenz aus, wo sie mit größter Lebensgefahr einen steilen Berg bestiegen, um den Feind im Rücken zu überfallen. Die Gefahren, denen sich die Eidsgenossen so oft aussetzten, theils ihr Vaterland zu verlassen, um den Feind außert ihren Gränzen anzugreifen, theils sich gegen eine weit mächtigere Armee zu stellen, theils, die steilsten und unwegsamsten Gegenden zu durchwan-

dern, sind uns eine Aufmunterung, wie auch die schwersten Dinge glücklich zu überwinden im Stande sind, wenn wir den Anfang beherzt unternommen haben.

Ein wichtiges Unternehmen war es für die Eidsgenossen, sich zuerst gegen die Oestereicher, die viel mächtiger als sie waren, zustellen: Mußten sie nicht denken, der Schwächere werde dem Stärkern weichen, sie werden unterliegen müssen. Aber nach dem ersten glücklichen Versuch bey Tetweil im Jahr 1338 fühlten sie sich immer mehr Kräfte, und Vertrauen in sich selbst, und der Erfolg war daher immer besser. So geringe diese Anmerkung Euch scheinen mag, so kann ich mich doch nicht enthalten, diese Gelegenheit zu benutzen, um Euch eine wohlmeinende Warnung zu geben. Das Vorurtheil, oder die Leidenschaft führen uns oft irre, andere zu ihrem Schaden auf eine irrende und schädliche Weise zu beurtheilen. Oft schreiben wir andern einen schlechten Charakter, oder eingeschränkte Fähigkeiten zu, ohne einen wahren Grund dazu zu haben, und bringen sie dadurch für lange oder für immer zurück; oft haben wir auch ohne Prüfung ein allzuvortheilhaftes Vorurtheil für einen Menschen, und machen, daß er sich darauf verläßt, und manchem Fehler sorgenlos sich überläßt, weil er das Zutrauen anderer kennt; oft werden andere dadurch aufgemuntert, ihre Kräfte, die sie zuerst selbst nicht einmal gekennt haben, immer mehr zu erweitern.

Derjenige Mensch der seinen Nebenmenschen liebt, der selbst mit den andern an der Beförderung

des allgemeinen Wohls arbeiten will, macht es sich zu einer wichtigen Sache, jeden Menschen unpartheyisch zu beurtheilen, nicht auf Worte, nicht auf äußeren Schein zu sehen, sondern nach dem innern Werth der Thaten zu urtheilen, denselben nach den Vorzügen seines Herzens, seiner Seele zu schätzen. Hat er sich dieses angewöhnt, so wird er nie aus Vorurtheil, und nie aus Neid, oder andern leidenschaftlichen Absichten dem guten schaden; der Gute wird alsdann nach Verdienst Beyfall erhalten, seine Kräfte werden immer erhöhet werden. Der gute und verständige Mann wird niemalen urtheilen ohne eigene Untersuchung, er wird daher *niemand* beurtheilen, ohne ihn vorher selbst geprüft zu *haben*. Das gute Vorurtheil kann viel gutes befördern, das böse vieles hindern. So wird auch jeder gute und rechtschafene Mann andere beurtheilen, wie er selbst wünschte, daß man ihn beurtheile; wer ein gutes Gewissen hat, wer aus reinen Absichten handelt, wünscht von andern nach den guten Thaten beurtheilt zu werden, deren frohes Bewußtseyn er bey sich selbst trägt. Eben so geht es auch unsern Nächsten. Uebet Euch, die Lehre des Stifters unsrer christlichen Religion zu befolgen, so werdet Ihr die andern immer lieber gelinder, als strenge beurtheilen; und das wird manchem Muth machen seine Kräfte zum Beßten anderer zu verwenden. Aufmunterung und Stärke beleben unsere guten Triebe. Unsere Voreltern erhöheten immer mehr ihre Tapferkeit, da sie einmal die Schwierigkeit des ersten Sieges glücklich überwunden hatten.

Die letzte Anwendung der Geschichte des schwäbischen Kriegs führt mich zu den großen Männern, die sich dadurch Tapferkeit auszeichneten. Heiliges Denkmal unserer Voreltern, in Ihnen, einen so reichen Schatz der edelsten Handlungen zu entdecken.

Solche Bemerkungen, so trocken sie Euch nun in dem gegenwärtigen Augenblicke vielleicht vorkommen, so wenig Ihr noch darüber nachdenkt, oder davon gerührt werdet, so langweilig Ihr sie vielleicht findet, werdet Ihr doch bey reifern Jahren lebhafter fühlen, und erst einsehen, daß ich nur wahre und reine Begriffe Euern Herzen einprägen, und Euch auf einen guten Weg führen wollte. Alles, was ich Euch sage, ist für jeden Liebhaber der Geschichte seines Vaterlands, für jeden der sich dem Staat oder der Kirche widmet, für jeden, der die Geschichte seines Vaterlands richtig beurtheilen will, sehr wichtig; es ist die zusammenhängende vaterländische Geschichte, die uns allmählig geschickt macht, die uns bald bevorstehende wichtige Materie der Reformazion zu durchgehen. Beyspiele großer Männer zeigte ich Euch schon bisweilen. Doch, so groß diese waren, sind sie beynahe nur ein Schatten gegen denen, die wir bey dem uns bald bevorstehenden Zeitpunkt sehen werden.

Hauptmann Wolleb von Uri, gieng in der Schlacht zu Frastenz mit einem guten Beyspiel vor, als die Schweizer den steilen Berg besteigen

mußten: er überstieg Stauden, Stöcke und Felsen. Der Mensch wähle, welchen Posten er immer will, an der Kirche, im Staat, in dem Kriegsstand, oder wo es immer sey, so kömmt viel darauf an, ob der, der über andere gesetzt ist, oder der, dessen Aufsicht andere anvertraut sind, mit einem guten Beyspiel vorgehe, ob er diejenigen Regeln, die er andern vorschreibt, die Lehren, die er andern giebt, zuerst ausübt? Der Volkslehrer, wenn er noch ein so beredter Mann ist, wenn er seine Lehren mit noch so viel Ordnung, noch so viel Wärme vorträgt, wird wenig Eingang bey seinen Heerden finden, wofern er nicht selbst das gute Beyspiel giebt. Wie will derjenige Volkslehrer Aufrichtigkeit und Redlichkeit empfehlen, der alle Augenblicke dargegen fehlt, der treulos gegen Eltern, Geschwisterte, Lehrer oder Freunde handelt, der in seinen Worten zwar rein scheint, aber dessen Thaten ihnen ganz wiedersprechen? Wie darf der andere bestrafen, der sich zuerst durch Fehler strafbar macht? Seine Worte werden keinen Eingang finden. Wie kann der Staatsmann Sitten-Gesetze machen, der sie zuerst übertrittet? Wie kann er über das Betragen anderer wachen, und die Uebertreter der Gesetze ahnden, wenn er sich darinn zuerst schuldig macht? Wie kann der Lehrer seine Schüler zum Fleiß, zur Thätigkeit anhalten, wenn er selbst nachläßig und träge ist? Wie wird der Träge und ungeschickte Handwerker von seinen Gesellen fordern können, daß sie mit Fleiß und Geschicklichkeit arbeiten, wenn er selbst nicht Hand anlegt, nicht einmal, weißt,

weißt, wie er sie anlegen soll? Geht in eine Handwerksstätte; geht zu dem Landmann auf das freye Feld, und bemerket da den Unterschied derjenigen, welche die Gesellen und Arbeitsleute sich selbst überlassen, und derjenigen, bey denen der Hausvater mitarbeitet, immer der erste an der Arbeit ist, und unverdrossen zuerst die härtesten Arbeiten übernimmt! Eben so ist es auch in dem Kriegsstand: eine schlechte Ordnung, eine allgemeine Trägheit herrscht in einer Armee; in welcher die Anführer selbst feigherzig, träge, und unerfahren sind. Da und in allen andern Ständen und Gesellschaften, von einer großen Staatsgesellschaft an, bis auf den engern Kreis einer Haushaltung wirkt ein gutes Beyspiel, ein Vorbild der Ordnung, und Thätigkeit, unendlich viel. So dachten unsere Alten, Väter und Verfechter unserer Freyheit; unverdrossen giengen sie zuerst der Gefahr entgegen, und dieses gute Beyspiel munterte alle Soldaten auf, und stärkte ihren Muth. So handelte auch Hauptmann Wolleb von Uri: er handelte beherzt, und doch klug; in der ersten Hitze, handelt man nie mit Ueberlegung. Das Blut ist zu warm, als daß man nicht überspannte Begriffe hätte, und die angestrengte Einbildungskraft sich nicht leicht irren könnte. Die Schweizer waren von der Nothwendigkeit, ihr Vaterland zu beschützen, das Glück ihrer Freyheit zu behaupten, von der Ehre des Siegers, von der doppelten Ehre, wann der schwächere den stärkern besiege, so begeistert, daß sie oft zu hitzig und voreilig den Feind überfallen wollten. Wolleb kannte

seine Leute, hielt zu Frastenz noch zurück, und sagte, sie sollten einen Schuß über sich gehen lassen, erst alsdann herzhaft angreifen. Wolleb wird tödlich verwundet; aber sein Heldensinn, sein treues Interesse für das Wohl seines Vaterlands machte ihn unerschrocken und ruhig; sterbend sicherte er seinen Leuten den Sieg zu, und, wie der fromme Segen treuer, und rechtschaffener Eltern die Kinder zum guten antreiben, und darinn bevestnen kann, so kann es auch mit eben so viel Kraft der Segen eines Feldherrn, der in der treuen Erfüllung seines Berufs sein Leben einbüßt, und mit schon gebrochener Stimme den seinigen Muth einspricht.

Wie sehr muß dieß bey den Hinterlassenen den Glauben an Gott, das Vertrauen auf ihn stärken, wann sie den sterbenden fest im Glauben sehen, wann sich die göttliche Kraft immer mehr an ihm äußert, und er, je näher er dem Ende seines Lebens kömmt, seines Glaubens immer gewisser, und dadurch immer ruhiger wird!

Eben so verhielt sich Benedikt Fontana auf der Malser-Haide, der, als er verwundet worden, und ihm die Därme aus dem Leibe hiengen, sie mit der einen Hand hielt, mit der andern hiengegen focht. Ihr werdet es mit mir fühlen, wie ehrwürdig so treue Landsleute, und Vorsteher sind, die aus Liebe zu ihrem Vaterland Gut, Blut und Leben aufopfern. Wie schön ist es, wann solche Pflichten

von Bürgern und Unterthanen nicht aus Zwang und Furcht, nicht durch fremde Hilfe, sondern aus einem reinen Triebe des eigenen Gewissens erfüllt werden. Wenn sie bey einer allgemeinen Noth, als, einem feindlichen Ueberfall, sich selbst oder ihre Güter dem Staat zum Opfer bringen, an dessen Ruhe, Ueberfluß und Glückseligkeit sie ferner Antheil genommen hätten! Das heißt wahres Christenthum, aus Liebe für sein Vaterland sebst sein eigenes Leben für die Brüder zu lassen.

Dem Vaterland, das ist, dem Staat, in welchem jeder Einwohner, wann er selbst kein Friedensstörer ist, von seinem Oberherrn geschützt ist, und seines Lebens, seiner Freyheit, seiner Verwandten, seiner Güter, seiner Vorrechte und der Früchte seiner Arbeit, durch Anstalten zu allgemeiner Sicherheit in ungestörter Ruhe genießen kann; diesem Vateland sind wir so edle Pflichten der Selbstaufopferung für das allgemeine Wohl schuldig: Noch mehr sind wir es schuldig, wann wir an das Beyspiel unserer Voreltern gedenken, die sie so treu ausübten, ohne daß sie schon die Anleitung zu feineren Empfindungen gehabt hätten, die wir heut zu Tag durch mehrere Kultur von Jugend auf erhalten können. Wir fühlen es durch die sittlichen Regeln und Gesetze, die in unser Herz geprägt werden, durch das Beyspiel so vieler, die uns zeigen, daß man schuldig sey, alles mögliche zur Erhaltung seines Vaterlands beyzutragen, und am allgemeinen Wohl zu arbeiten. Wir fühlen es, daß wir

verbunden sind, auch mit Gefahr des Leibes und Lebens, das unsrige zur Erhaltung des Wesens einer bürgerlichen Einrichtung beyzutragen: Zu dieser patriotischen Tugend treibt uns am meißten noch die Religion an, wann wir sie besitzen; sie macht uns tüchtig zur edelmüthigsten Selbstverläugnung, zur Verachtung von Ehre, Ruhm, und Gunst, zur Ueberwindung des bittersten Hasses gegen einen Mitbürger, der in seinem Posten nutzlich ist. Sie ist es, die uns innere Ruhe, und reine göttliche Kraft zu allen Unternehmungen verschaft; aber nicht gleich jede selbst erdachte, nicht die, welche alle göttliche Offenbahrungen verwirft; sondern jene durch Uebereinstimmung und Heiligkeit der Lehre, durch erfüllte Weissagungen, und Wunderwerke bestätigte Religion, die lehret, daß keine That im Verborgenen, und keine gute That ohne gute Folgen geschieht, die uns gebiethet, das Leben für die Brüder zu lassen. Wenn solche reine Triebe, wie ich hoffe, und nicht zweifle, in Euern Herzen wohnen, wenn sie Euch schon in Euern kraftvollen Jahren leiten, je mehr sie erwachen, desto mehr werdet Ihr Ihren Nutzen empfinden.

Dietrich Freuler, der Anführer des größern Haufens, bey Vertheilung derselben auf der Malserhaide, als die Schweizer den Schlingenberg umziehen und besteigen wollten, machte es wie der Urner Hauptmann, der sie von einem hitzigen Angriff zurückgehalten hatte. Dieß war von dem beßten Erfolg, da dieser Gewaltshaufe zuletzt den treffen-

den beßten Ausschlag gab. Ungeachtet man über Freuler, weil er den Haufen zurückgehalten hatte, erbittert war, und er selbst fliehen mußte, so wurde doch seine Unschuld, und die unüberlegte Hitze seiner Untergebenen bewiesen, als er sich vor den Eidsgenossen verantworten mußte, und nicht ein Kläger es wagen dürfte, gegen ihn aufzustehen. So tadeln wir oft vorurtheilig und voreilig die Handlungen anderer, die wir bey kalter Ueberlegung von einer ganz andern Seite ansehen. Affekte, Zorn, Ungeduld, oder von welcher Art sie immer seyn, verdunkeln das helleste Licht der Vernunft, und fesseln uns so sehr, daß wir alsdann mit Grund sagen können, wir seyn Sklaven unserer Leidenschaften. Ein so trauriger Sklav der Unmäßigkeit und des Zornes war, z. E. der mazedonische König Alexander, als er seinen beßten Freund Clitus gewaltthätig um das Leben brachte. Oft muß uns erst eine traurige Erfahrung wieder zur Vernunft bringen, wann wir nicht von früher Jugend an, darüber wachen, unsere heftigsten Affekten in ihrer Geburt zu ersticken.

Niedrig war die Rache der Kaiserlichen, welche die engadinischen Geißel in Stücke zerhieben. Auch da verliert die Vernunft ihre Kraft zur Ueberlegung, und führt uns zu Schritten, deren Folgen allemal nachtheilig sind, und zu späte eingesehen werden.

Die Bündtner Weiber, welche durch eine beherzte Antwort den Feind zerschreckten, zeigen da-

durch, wie auch sie treues Interesse für die Erhaltung ihres Vaterlandes hatten. Sie beweisen Unerschrockenheit und Standhaftigkeit. Ein Weib, das ein Leichenmahl zurüstete, war beherzt genug, den ausspähenden Oestereichern, die sie fragten, für wen es sey, zu antworten; sie bereite es für die anrückenden Eidsgenossen, die sie alle Augenblicke erwarte; und ruft die ihrigen aus der Kirche. Ein anders wieß einen Kundschafter ab, der fragte, was der Rauch in der Höhe bedeute, indem sie sagte, die Bündtner kommen über den Berg. Diese ruhige und kalte Antwort, diese gute Fassung und Entschlossenheit war von den beßten Folgen. Sollten wir nicht aus diesen Beyspielen, aus diesen vor Augen liegenden Erfahrungen schließen, daß in allen Fällen eine ruhige Gemüthsverfassung die allerglücklichste ist, daß man dadurch am meißten ausrichtet: da verblenden uns keine Gemüthsaffekte; in der Noth, in der Gefahr, führt uns die gesunde Vernunft auf Mittel, uns darauszuziehen; in Glück und Freude können wir sie mäßig genießen. Wenn uns hingegen Furcht, Schrecken, oder Zorn, Ehrgeiz und Stolz fesseln, so drängt sich so alle Kraft auf Befriedigung dieser Leidenschaft zusammen, so daß Vernunft uns gerade da verläßt, wo unser Vortheil sie erforderte. Eine ruhige Gemüthsverfassung wendete schon manche Gefahr ab. Unsre vaterländische Geschichte giebt uns häufige Beyspiele davon: z. E. Die geharnischten Zürcher Weiber, die auf den Lindenhoff zogen, und den auf dem Zürichberg gelagerten Herzog Albrecht

zurück schreckten. Der junge Eckenwieser, der die Stadt von der Verrätherey befreyte: In welchem Zustand wäre unser Zürich gewesen, wenn diese beyden von Schrecken gefesselt worden wären? Hätten sie eine so große Gefahr so schnell wieder abwenden können? Eben so heilsam war in dem Sempacher Krieg gegen die Oestereicher die Entschlossenheit des Arnold Winkelrieds von Unterwalden, der, als seine Kriegsgesellen unentschlossen waren, und vor dem Hinterhalt, oder dem Gewaltshaufen sich fürchteten, sagte: „Ich will euch eine Gasse machen,“ aus den Reihen sprang, und mit lauter Stimme rief; „Sorget für mein Weib und Kinder, treue liebe Eidsgenossen:“ und beherzt mit dem Arm voll Spießen in den Feind eindrang. Itzt wirkte sein Beyspiel unendlich viel; alle seine Bundesleute wurden aufgemuntert, ihm nachzufolgen.

Es ist also wichtig, daß wir uns von früher Jugend angewöhnen, alle die Leidenschaften so viel als möglich, zu unterdrücken, die den Menschen bey jedem Anlaß in eine Gemüthsbewegung versetzen, die durch Einbildung vergrößert werden, welche so leicht irre führen, und am wenigsten Gränzen kennen, und wirklich der größten Ausschweifung fähig machen.

Die Leidenschaften setzen den Menschen, wie wir aus diesen Beyspielen gesehen haben, den größten Fehlern, den meißten Irrthümern, und den meißten Gefahren aus. Wir können uns indessen, wenn

wir wollen, wenn wir auf den Gang unserer Seele achten, wenn wir unsere Hauptneigungen ausforschen, uns von Jugend an gewöhnen, die gehörigen Schranken zu setzen, und solche zu beleben, die von einer höhern und edlern Natur sind. Wann wir unsere Gefühle, Anlagen, und Einsichten, zu vervollkommnen suchen, so wird uns das zur Natur werden, und wir werden dadurch eine gute Gemüthsart erhalten. Zu der glücklichen Verfassung, die uns innere Ruhe und Kraft verschaft, gelangen wir am leichtesten, wenn wir weder Sinnlichkeit noch Einbildung zu unsern Führern machen: der erste ist zwar reitzend und unterhält die Triebe und Begierden in einer sanften Bewegung, aber sie verblendet. So angenehm sie uns die Gegenstände bey dem ersten Anschein darstellt, so froh der Genuß derselben ist, so verzehrend, entkräftend und schrecklich sind hingegen ihre Folgen. Auch die letztere, die alle Leidenschaften mit einem heftigen Feuer belebt, macht uns viele tausend Gemählde, und Phantasien, die uns zwar von ferne belustigen, aber nie zur Wirklichkeit gelangen. Die Vernunft allein läßt uns die wahre Verbindung der Dinge einsehen; den Unterschied des Guten und des Bösen fühlen; giebt uns die wahren und wirksamen Mittel zu einer guten Wahl an die Hand, leitet unsere Handlungen gut.

Was die Unterhandlung von Mayland und Frankreich im Namen der Schweizer betrift, um

den Frieden mit Oesterreich auszuwirken, so werdet Ihr Euch zu erinnern wissen, wie die Eidsgenossen von Frankreich hintergangen worden, wie letzteres nur seinen eigenen Vortheil suchte, und treulos gegen sie handelte. Schon mehrere male hatte ich Gelegenheit, mit Euch von den gefährlichen Folgen der Verführung, von den süßtönenden, aber irreführenden Verheissungen der Schmeichler zu reden: Ich übergehe also diese Bemerkungen, und will Euch nicht mit Wiederholungen ermüden. Die letzte Schlacht des schwäbischen Kriegs fiel in Dornach vor. Die Kaiserlichen verloren auch diese, eingeschläfert durch die täuschenden und berauschenden Vergnügungen, welche ihnen die Domherren von Basel verschaften: diese machten sie unthätig, träge und sorgenlos, entfernten sie von der alles belebenden Harmonie und Ordnung, und erniedrigten sie zu einem Grad von Tollheit, daß sie leicht von dem kleinern, aber kraftvollen Hause — konnten besieget werden. Welch ein starker Kontrast zwischen diesen Wollüstlingen und den abgehärteten Eidsgenossen, die sich nach anhaltendem Marsch und starken Strapatzen nur mit einem Trunk erlabeten, und lieber vorher ihren Plan gegen den Feind ausführen, als ruhen wollten! Jede Arbeit geht viel leichter von statten, jeder Plan wird viel ordentlicher ausgeführt, wann man nicht zögert; denn durch den Aufschub wird allemal die Kraft gehemmt. So dachten, so handelten ein Hauptmann Göldlin von Zürich, und ein Schultheiß Konrad von Solothurn. Das gute Beyspiel des erstern

munterte auch den letztern auf, und die Beyspiele beyder brachten Muth und Kraft in die ganze Armee.

Endlich zeichnet sich noch der junge Rahn aus, der die Fahne des Venners von Kakenegg von Strasburg eroberte, und wir sahn wie ihn ein anderer aus Neid dieser Ehre berauben wollte, wenn nicht die Eidsgenossen einen billigen Spruch gethan hätten. Wie das Vorurtheil viel gutes hindert, so kann die niedrige Leidenschaft des Neides, die uns verblendet, uns allein weise und gut dünken läßt, und oft die gemeinnützigsten Handlungen wider die Stimme des Gewissens auf einer schwarzen Seite darstellt *viel Gutes* unterdrücken, noch vielmehr der Neid ist ein Laster, der beynahe allgemein unter den Menschen ist, und die Glückseligkeit in ausgedehntern und geschloßnern oder engern Gesellschaften störet, das Land der Harmonie, das allein das Gute besödert, trennt. Es macht unsere Herzen unfähig zum Wohlwollen gegen andere, es raubt uns den reinen Genuß von Vergnügen, es zieht uns innern Gram zu, und verdrängt alle Heiterkeit aus unsrer Seele. Die Prüfung und genaue Untersuchung jeder Sache, die gute Gewohnheit jede nach dem zu beurtheilen, was sie wirklich ist, verwahrt uns gewiß am beßten davor. Wenn ich an dem Weisen seine Weisheit, an dem Redlichen seine Redlichkeit, an dem Tapfern seine Tapferkeit, an dem Gelehrten seine Kenntnisse und Wissenschafften schätze, und mir mit freyem und unbefangenem Gemüth den Werth da-

von, und den Nutzen, den er dadurch der menschlichen Gesellschaft leisten kann, vorstelle, so ist das ein gutes Verwahrungsmittel, gegen das Joch, das meiner Vernunft, meinem Gefühl, meinem Gemüthe aufgelegt wird: Denn fesselt mich diese Leidenschaft, so beurtheile nicht ich, nicht meine von Gott mir gegebene Vernunft, die Menschen, sondern der Neid, dessen Sklave ich bin, der alles Schöne verdunkelt, und für alles Große und Gute einen Schleier zieht. Die Selbstliebe, der innere Trieb nach Vervollkommnung darf sich die Vorzüge wünschen, die ein anderer besitzt: Aber diese gönnt doch einem jedem das, was er besitzt, es sey Weisheit, Verstand, Tugend, Reichthümer oder Ansehen. Selbliebe und Nacheiferung sind im Gegentheil edle Triebe eines jeden rechtschaffenen Herzens.

Die gefährliche Leidenschaft des Neides führt auch noch zur Verläumdung, welche ein Zeichen ist, daß der Neid schon auf den höchsten Grad in unsern Herzen gestiegen sey. Das sicherste Kenntzeichen des Neides in dem Menschen ist, wenn sich sein Herz verenget, wenn wahre ausgezeichnete Vorzüge des Menschen erhoben werden, erweitert sich unser Herz dabey, freuet es uns, wenn wir Gutes von andern hören, so sind wir davon frey. Wenn wir dieses bedenken, wie viel Gutes wir durch Neid hindern, wie oft wir den Nächsten beleidigen, wie viele Quellen von Freude und Seligkeit wir uns entziehen, wie wir die Achtung, die Liebe, das Zutrau-

en anderer verlieren, wie wir vor uns selbst erschrecken müssen, wenn wir das innere unserer Herzen prüfen; so werden wir dieses Laster, den Neid, fliehen, und alle Versuchungen dazu ausweichen. Diese Selbstüberwindung wird alsdann durch eine reiche Quelle von Freude versüßt werden.

Dieß sind die besondern Bemerkungen, wozu mir die Geschichte des schwäbischen Kriegs Veranlassung gab. Bald kommen wir zu einem Zeitpunkt, der uns noch ein weit größeres Feld zu Reflexionen öffnet. Die Begebenheiten der nun abgehandelten Geschichte, des Züricher- des Burgunder- und des Schwäbischen Krieges fallen in das 15te Jahrhundert, auf welchen nun so gleich der Mayländische folget. Wir sehen da, wie alles miteinander verkettet, wie auch im Politischen und Historischen alles genau verbunden ist: Der Schwabenkrieg kann ohne auswärtige Hilfe, ohne fremde Mittler, nicht beendiget werden: seine Fortsetzung ist ein wahrer Schaden für das Vaterland; also muß man durch fremde Hilfe thun, was man selbst nicht vermag; und diese fremde mayländische und französische Hilfe ist sehr bereitwillig zu einem solchen Unternehmen, da sie auch ihre Vortheile dabey zu Rathe zieht: beyde Höfe verpflichten sich die Schweizer durch ihre Hilfe; es darf ihnen aber eben so wenig Gegenhilfe ausgeschlagen werden. Sie werden also natürlicher Weise als eine Folge der geleisteten Dienste; in den mayländischen Krieg gezogen, und meißtens, weil sie beyden Partheyen Dank schuldig waren, beyden

Mächten um den Sold dienen. Itzt stellen sich Schweizer gegen Schweizer; und dieser Krieg zerrüttet die Eidsgenossenschaft wohl über zwanzig Jahre. Ao. 1501 treten Basel und Schafhausen in den Bund. Basel erhielt den neunten Rang unter den Ständen, da es eigentlich den eilften erhalten sollte, weil Freyburg und Solothurn, die schon, wie ich oben bemerkt habe, gerade nach den burgundischen Kriegen, Ao. 1481 in den Bund kamen, wegen der berühmten Schule von Basel freywillig Verzicht auf den Rang thaten. Schafhausen wird der zwölfte Stand im Rang.

## Mayländischer Krieg.

Der den Eidsgenossen mächtige mayländische Krieg machte sie geldgierig. Die Verheissungen, die ihnen von allen Seiten gemacht wurden, die Vortheile, die sie vor sich sahen, machten, daß sie um Sold feil wurden. Diese für die Schweizer so erniedrigende Geldbegierde war eine natürliche Folge von dem Glück, daß sie in allen Kriegen begleitete, und der großen Beute, die sie erwarben. Es war ein wahrer Schade für sie, daß sie theils ihre Eroberungen immer erweiterten; theils immer neue Schätze erhielten: Wer gewinnt, will noch mehr gewinnen: Wer zu begierig nach Geld ist, wer seinen Begierden nicht Schranken zu setzen weißt, der setzt sich der Gefahr aus, wieder alles zu verlieren, was er gewonnen hat. Doch laßt uns itzt bey dem Historischen stehen bleiben.

Die Eidsgenossen mischten sich in die mayländischen Kriege: also däucht es mich eine sehr natürliche Frage, wo, von wem, wurde der Krieg geführt? Wie entstand er? Wo fielen Haupttreffen vor; was war das Ende davon —? Welchen Vortheil genossen die Eidsgenossen dabey?

Da dieser Krieg sehr weitschichtig ist, und einige Jahre gedauert hat, so ziehe ich die Hauptsachen so kurz als möglich zusammen.

Der mayländische Krieg entstand durch die ehrgeitzige Absicht Ludwig des Zwölften, Königs in Frankreich, das Herzogthum Mayland zu erobern. Ludwig machte Ansprache darauf, von seiner Großmutter, der Prinzessin Valentina, her, die des ersten Herzogs von Mayland, Johann Galeaz Visconti Tochter war, und den Herzog Ludwig von Orleans heyrathete: Nach dem Abgang des mayländischen viscontischen Stammes, folgte ihm das Haus Sforzia in dem Herzogthum nach: Maximilian belehnte es damit im Jahr 1495. Diesem Hause machte das von Orleans die Erbfolge streitig; also waren die streitenden Partheyen, von der einen, der angreifenden Seite Ludwig der Zwölfte, von der andern, aber der angegriffene Herzog. In zwanzig Tagen bemächtigte sich Ludwig des ganzen Herzogthums Maylands, bald nachher der Stadt Genua, und endlich gar der Person des Herzogs Ludovici Mori. Er wird sogar von Maximilian zum Lehentrager dieses Herzogthums eingesetzet. Ludwig begnügte sich nicht mit dieser Eroberung, sondern

denkt auf Mittel, sie noch weiter auszudehnen, und wagt den ersten Angriff auf Neapolis, worauf er auch Ansprache gemacht hatte. Diese Eroberung war anfänglich auch sehr leicht; aber bald wird Ludwig durch den listigen König von Spanien Ferdinand, den Katholischen, dieser Länder beraubet. Er, der zuerst die Eroberungen in Unter-Italien, oder dem Königreich Neapolis mit ihm theilen wollte, entzweyte sich mit ihm, reißt dieses Reich ganz an sich, und behält es auch wirklich. Da also dieser Versuch dem König Ludwig mißlungen war, wendete er seine ganze Macht auf Ober-Italien, schloß daher mit Julian dem Zweyten Kaiser Maximilian, und dem König Ferdinand von Spanien die Ligue von Cambray gegen die Venezianer, und drohete Venedig wirklich den gänzlichen Untergang. Aber die Langsamkeit des Kaisers, die Eifersucht gegen Frankreich retteten sie noch so, das sich das fürchterliche Bündniß gegen Venedig in eine Verbindung gegen Frankreich verwandelt: denn bald darauf traten der Pabst, die Krone Spanien, und die Eidsgenossen in die Ligam Sanctam gegen den König in Frankreich, um die Franzosen aus Italien zu verjagen. Kaiser Maximilian blieb zwar zuerst auf Seite des Königs in Frankreich; Beyde schrieben ein Concilium nach Pisa aus, um den Pabst abzusetzen. Wenn gleich das französische Heer bey Ravenna einen großen Sieg erhielte, so eroberte doch Maximilian Sforzia, Ludovici Mori Sohn, durch Hiife der Schweizer das Herzogthum Mayland wieder. Genua setzte sich durch eine Re-

volte in Freyheit; und der Kaiser machte einen besondern Frieden mit dem Pabst. Bald erobert Ludwig noch einmal durch ein Bündniß mit Venedig, das Herzogthum; verliert es aber wieder, nach einem tapfern und kühnen Treffen bey Navarra, wo Ao. 1513 wieder alles verloren gieng. Vermöge einer neuen zu Mecheln geschlossenen Ligue dringen König Heinrich der Siebente von Engelland, der Kaiser von Seite der Niederlande, und die Schweizer von der burgundischen Seite in Frankreich ein. Der König wird allein durch einen Vergleich mit Spanien, einem Waffenstillstand mit dem übrigen Allierten, und die Heyrath mit einer englischen Prinzessin Maria gerettet. Ludwig starb bald, und nach ihm wird Franz der Erste König; und Karl wird anstatt Maximilians seines Großvaters, deutscher Kaiser. Dieser Karl ward König von Spanien, und führte als solcher, den Namen Karl der Erste.

Diese Krone erhielt er durch eine Heyrath, die sein Vater Philipp mit einer spanischen Prinzessin machte. Er war also König von Spanien, Besitzer der burgundischen Länder, Erbe aller östereichischer Staaten, und deutscher K ser. Franz der Erste ergriff nun alle Mittel, um des neuen Kaisers Macht zu schwächen, und suchte deswegen verschiedene Fürsten gegen ihn zu empören, z. E. den König Heinrich von Navarra, und den Herzog von Bouillon; Franz zieht in Italien, wird aber bey Pavia von den Kaiserlichen gefangen genommen. Karl suchte die

Franzosen

Franzosen aus Italien zu vertreiben, und dem Herzog Franz Sfortia, das Herzogthum, wieder zuverschaffen. Franz, König in Frankreich, kann das Herzogthum nicht vergessen; er fordert, nach dem Tod des Herzogs, Mayland für seinen zweyten Enkel. Daher entsteht ein neuer Krieg mit dem Kaiser; Karl fällt mit Heinrich dem Achten, dem König von Engelland, in Frankreich ein, welches sich mit den Türken verbindet. Nach verschiedenen Kriegen zwischen Franz dem Ersten, und Karl dem Fünften, war durch Vermittlung eines zu Chalons wohnenden aus Spanien gebürtigen Dominikaners der Friede zwischen Franz und Karl Ao. 1514 zu Crespy geschlossen.

Die Schweizer zeichneten sich also auch in diesem Kriege aus.

Als der König Ludwig Mayland erobert hatte, machte er es den Schweizern kund, und da der Friede zu Basel vorzüglich durch den mayländischen Gesandten Johann Galeaz erhalten worden, so läßt der entsetzte Herzog Sforzia von Mayland, in der Schweiz Volk anwerben; und weil auch der französische Mittler Baillif von Dijon alle seine Kunst anwandte, die Eidsgenossen seinem Herrn treu zu erhalten, und nur auf seine Seite zu bringen, so schickten die Eidsgenossen auch diese Hilfe. Dadurch wurden sie unter sich selbst entzweyet, indem die einen Orte diesem, die andern jenem Herrn dienen wollten; doch erhielt der französische

Gesandte so viel Wohlwollen und Zutrauen von den Eidsgenossen, daß sie so gar an die Graubündtner schrieben. „Weil sie im letzten Krieg von dem König „in Frankreich so treue Hilfe erhalten hätten, und „mit ihm in einem besondern Bündniß stünden, so „sollte man doch den Soldaten, die sich in die „Dienste des Herzogs von Mayland begeben woll„te, keinen Durchpaß gestatten.“ Der französische Gesandte hatte die Eidsgenossen mit Geld so auf seine Seite gebracht, daß sie dem König 12000 Mann zuschickten, und so gar das Veltlin einnahmen; allein sie wurden gleichwohl für ihre Mühe schlecht bezahlt, und viele verloren ihr Leben unter dem Last von Schneelauwinen. Alexander der Sechste wußte den Augenblick der Abdankung schweizerischer Soldaten wohl zu benutzen, und ließ von den zurükkehrenden Soldaten 2000 für seine Dienste anwerben.

Sobald der König von Frankreich das Herzogthum Mayland erobert hatte, so schickten die Eidsgenossen, deren Häupter auf einer Tagleistung zu Frauenfeld versammelt waren, Gesandte an ihn, und ließen ihm sagen, daß sie schon seit einiger Zeit mit dem Herzog von Mayland durch ein Bündniß vereinigt gewesen wären; er werde sie nicht davon ausschließen, sondern dasselbe erneuern, und ihnen die darinn bedingten Pensionen und Jahrgelder bezahlen lassen, daß man denen von Uri, die Herrschaft Bellenz wieder als ihr Eigenthum zukommen lasse. Letzteres wurde den Eidsgenossen

abgeschlagen; aber über ersteres versprach man ihnen sich zu berathen, und überhäufte sie mit köstlichen Geschenken. Als Ludwig zur Sicherheit des neueroberten Lands in verschiedene Plätze Besatzung gelegt, und sich mit der übrigen Armee aus dem Herzogthum zurückgezogen hatte, erhielt der mayländische Gesandte durch Geld so viel in der Schweiz, daß er eine große Menge Volks anwerben, und mit ihr in kurzer Zeit die Stadt Como wieder erobern konnte. Der Herzog hatte überdieß noch viele eidsgenößische Soldaten, und nur unter der Anführung eines Georg von der Flüe 3000 Walliser. So eroberte er in kurzer Zeit Mayland wieder, und alle umliegenden Staaten.

Immer wurden die Eidsgenossen von fremden Mächten um Hilfstruppen, theils von Frankreich, von Mayland, und dem Kaiser, bestürmt, und auf allen Seiten wollte man sie um das Geld feil haben. Der Gesandte von Frankreich begehrte, daß alle eidsgenößischen Hilfstruppen aus den Diensten des Herzogs Sfortia zurückzögen: worauf die Eidsgenossen erwiederten, sie wollen ungeachtet des Bündnisses mit Frankreich dennoch auch mit dem Herzog von Mayland und mit dem Hause Oestereich in einem guten Vernehmen bleiben.

Als Pabst Julius der Zweyte die Eidsgenossen in ein genaues Bündniß mit sich zog, weil sie Ursache hatten, mit Frankreich mißvergnügt zu seyn, das seine Verheißungen eben nicht gar pünkt-

lich erfüllte, so benutzten die Eidsgenossen diesen Zeitpunkt, den Herzog Sforzia wieder in seine Erblande einzusetzen, und erhielten den prächtigen Titel: Beschützer der Freyheit.

Ao. 1512 rücken sie mit einem neuen Heer in das Mayländische ein, erobern nur wenige Städte mit Gewalt, und die französischen Besatzungen mußten sich zurück ziehen. Ao. 1513 setzen die Eidsgenossen selbst den Herzog Sforzia wieder ein, und dieses kühne Unternehmen war, wie wir bald sehen werden, sehr vortheilhaft für die ganze Schweiz. Ludwig will sich rächen, Mayland wieder erobern, und belagert Novarra, aber 8000 Schweizer jagen die Franzosen zurück, greifen ihr verschanztes Lager an, erstiegen es, erobern das Geschütz, und zwingen den Feind aus Italien zu fliehen. In dieser Schlacht hielten sich die Schweizer sehr tapfer. Franz der Erste wollte wieder die Gunst der Eidsgenossen erwerben; mochte aber seinen Zweck nicht erreichen, weil er dem Herzog von Mayland den ruhigen Besitz seiner Staaten nicht einräumen wollte. Die Eidsgenossen traten in die heilige Ligue, sie wollten ihre Tapferkeit noch einmal in Italien zeigen. Auch in diesem Jahr 1517 hätten sie den Sieg völlig erhalten, wenn nicht unter ihnen selbst Zerwürfniß entstanden wär. Viele Kantons waren des Kriegs müde, andere wollten den Herzog Sforzia sich selbst überlassen, sonst aber mit Frankreich Frieden machen, andere den Krieg fortsetzen. Haufenweise zog man über den Gotthard. Der kleinste

Theil griff das französische Lager bey Marignano an. Die noch unentschlossenen musten auch mitstreiten. Man überstieg wieder die Verschanzungen. Der König selbst war in Gefahr; doch plötzlich kehrte sich das Glück. Die Eidsgenossen mußten selbst weichen, da sich der venetianische Feldherr Alviano mit dem königlichen Heer vereinigte. Die Eidsgenossen zogen heim, machten einander Vorwürfe, und Ao 1516 konnte der König in Frankreich mit vielem Geld den ewigen Frieden zwischen ihm und der Schweiz erkaufen, wodurch Franz zum ruhigen Besitz von Mayland, die Eidsgenossen aber und die Bündtner zu den ihnen abgetretenen Herrschaften gelangten.

Ao. 1521 wurde ein Bund mit Frankreich errichtet, wo Zürich allein nicht mit eintreten wollte. Die letzte Schlacht, der die Eidsgenossen in diesem Kriege beywohnten, war bey Bicoca, wo sie einander selbst aufrieben.

Die Länder, welche die Eidsgenossen in diesem Krieg erhielten, waren Bellenz, die von Uri, Schweiz und Unterwalden nid dem Kernwald, regiert werden, da sie sich Uri, selbst als Unterthan, anerbothen, und der Stand Uri es angenommen, insofern Schweiz und Unterwalden, die schon Riviera und Bollenz regierten, mitregieren wollten. Diese drey Stände setzen allein alle zwey Jahre einen Landvogt dahin. Die vier Landvogteyen Lauis, Luggarus, Meynthal und Mendris, werden von den Ständen, Appenzell, das noch nicht

im Bund war, ausgenommen, regiert. Dieses Land ward den Eidsgenossen 1512 von dem Herzog Maximilian abgetreten; den Bündtnern aber Veltlin, Kleven und Worms. Daß die Eidsgenossen die Länder ungestört genießen sollten, war auch Ao. 1516 in dem ewigen Frieden ausbedungen. Diese Länder wollte König Franz der Erste mit schwerem Geld erkaufen. Man überließ sie aber nicht, weil sie zu einer Vormauer gegen Italien dienten. Also war der einzige Gewinn der Eidsgenossen, die eroberten Länder, der den Verlust so vieler Leute nicht ersetzte.

Ehe ich dieses für die Schweizer so merkwürdige und wichtige Jahrhundert ganz verlasse, kann ich mich nicht enthalten, auch noch eines merkwürdigen Mannes zu gedenken, der sich am Ende dieses Jahrhunderts auszeichnete, und so viel gutes wirkte, des Nicolai à Rupe oder Niklaus von der Flüe. Er ward im Jahr 1417 zu Saxeln in Unterwalden ob dem Wald, gebohren; er war ein Bauer, verheyrathete sich frühzeitig, er hatte von seiner Gattin fünf Söhne und fünf Töchtern; ehe er sich das Einsiedlerleben auserkohren hatte, that er treue und tapfere Kriegsdienste: z. E. im alten Zürcherkrieg, und bey der Einnehmung des Thurgäues, wo er selbst gegen Herzog Sigismund ausgezogen; in dem burgundischen Krieg, wann er schon nicht selbst zugegen war, machte doch der Gedanke an ihn, und das Bewußtseyn seines treuen Interesse an dem glücklichen Schicksal seiner Landesleute,

daß sie desto beherzter fochten. Dieser Mann ward der Welt überdrüßig, und begab sich in die Einsamkeit, um daselbst sein noch übriges Leben stillen Betrachtungen über erhabene Gegenstände zu widmen. Zuerst wählte er diesen Ort außer seinem Vaterland zu Lichtstal im Kanton Basel; aber bald nachher änderte er seine Gedanken und fand es besser, sein Leben in seinem Vaterland zu endigen. Er kehrte wieder nach Unterwalden zurück, und begab sich in einen wilden und einsamen Ort zwischen Kern und Saxseln. Seine Landsleute baueten ihm eine viel zu enge Zelle, die er dennoch bewohnte, und eine Kapelle darneben. Sie waren unten an einem Felsen im Melchthal ob Saxeln. In dieser Zelle lebte er ohne Aufhören unter beständigem Fasten und Bethen, zwanzig Jahre lang. In seiner Nachbarschaft war ein anderer Einsiedler, Namens Ulrich. Niklaus war ein treuer Eiferer des Guten, suchte die Liebe und das Zutrauen seiner Landsleute durch nützliche Vorstellungen zu gewinnen, er warnete sie vor Bündnissen, fremden Kriegen, und Pensionen, in dem er fand, daß die Freyheit allmählig dadurch untergraben würde. In seiner Zelle hatte er nur zween niedere Stühle, die er wahrscheinlich für Hauptküssen brauchte. Da seine Zelle niedrig war, so berührte er sie mit dem Haupt, wenn er aufrecht stand; seine Kleidung war nur ein wollener Rock, er trug weder Schuhe noch Hut. Er härtete sich so sehr ab, daß, wenn gleich er oft ganze Tage nichts gegessen und nicht geschlafen hatte, und so entsetzlich mager aussah, daß nichts, als Haut,

Adern, und Gebeine an ihm waren, so blieb er dennoch immer heiter, ruhig und aufgeräumt. Obgleich er nicht Lehrer, nicht Prediger war, so vermahnte er doch seine Miteidsgenossen, wann sie unter sich uneinig geworden, zum Frieden, und war ihr Mittelmann: z. E. in dem burgundischen Krieg, als die Landsleute mit den Städten gerade nach der Murtner-Schlacht wegen ungleicher Vertheilung der gemachten Beute in Uneinigkeit gerathen waren. Die eidsgenoßischen Städte hatten eine Zusammenkunft in Luzern, wo sie unter sich ein besonders Burgrecht errichtet, in welcher auch Freyburg und Solothurn aufgenommen wurden, weil sie in diesem Krieg den Eidsgenossen treue Hilfe geleistet hätten, und zur Belohnung nach seiner Beendigung in den Schweizerbund aufgenommen worden waren; aber die Stände Uri, Schweiz, Unterwalden, Zug und Glarus wollten diese beyden Kantone nicht annehmen, und behaupteten, „So „gar Luzern hätte ohne ihre Einwilligung nicht in „den Bund der Städte treten sollen.“ Sie schlugen Luzern nach einigen fruchtlosen Tagleistungen das Recht vor: auch selbst zu Stanz in Unterwalden fürchtete man nicht ohne Grund, es möchte zu einem Bruch kommen. Nun kam ein Luzerner, der damals Pfarrer zu Stanz war, zum Bruder Klaus in seine Zelle, und berieth sich mit ihm über das Geschäft. Als bey seiner Ankunft in Stanz die verfallenen Gesandten eben zu Pferde sitzen wollten, konnte er sie noch bereden, sich wieder zu versammlen, und den von Klaus er-

theilten Rath anzuhören. Endlich kamen durch seine Vermittlung, Freyburg und Solothurn in den Bund, und erkannte man, daß in Vertheilung der Beute kein Ort vor dem Andern einen Vortheil haben sollte, sondern in Zukunft alle Beuten auf die Köpfe in gleiche Theile vertheilt werden. So wurde der Friede wieder hergestellt.

Bruder Klaus starb Ao. 1487, und wurde zu Saxeln begraben. Sein Andenken ist heut zu Tage noch nicht erloschen; noch itzt wird er als ein seltenes Beyspiel von Selbstüberwindung und patriotischem Edelsinn bewundert. Er ward als ein Wundermann unter die Zahl der Heiligen aufgenommen, und zu seinen Ehren zu Saxeln eine Kirche erbauet, in der sein Grabmal in Marmor ausgehauen, steht. Unser ganzes Vaterland hegt noch eine große und wohlverdiente Hochachtung für diesen Mann.

Nach Zeugniß so wohl fremder als einheimischer Geschichtschreiber, soll er in seinem Leben viele Visionen gehabt, und auch sogar Wunderwerke verrichtet haben. Ob aber alles reine Wahrheit sey, was von seinen Wundern erzehlt und geschrieben wird, will ich nicht untersuchen. Was wir mit Gewißheit von ihm sagen können und dürfen, ist, daß er ein uneigennütziger Beförderer und eifriger Wiederhersteller der Freyheit war.

# Verbesserungen.

Seite 2 Zeile 6 statt Ordnungen leset Ordnung
— 3 — 30 leset, sahen wir
— 16 — 5 statt erkaufte leset erkauften
— 54 — 9 statt aufrieben leset aufgerieben
— 60 — 28 statt insonderheit waren sie leset insonderheit die
— 63 — 13 statt schickt leset schickte
— 67 — 6 statt eine kleine Stadt leset einer kleinen
— — — 25 statt fortbegeben leset fortbegaben
— 69 — 29 statt wirklich leset weislich
— 96 — 15 statt trachtete immer, mehr leset suchte immer mehr
— 161 — 5 statt auch leset aber
— — — 25 statt froh leset angenehm
— 167 — 12 statt ergriff leset ergreift
— — — 17 statt Leuten leset Beuten
— 169 — 26 statt könnten leset können
— 172 — 16 statt Urnern leset den Urnern
— 173 — 10 zu glitschen ausgelassen
— 174 — 18 gefallen leset Gefallen
— — — 23 nach nicht vertragen konnten leset, daß ein, als Bürger eingekaufter Landmann, soweit und so schnell in den Staatswürden fortgerückt wäre, und insonderheit eine alte adeliche Familie, das göldlische Haus dadurch ganz gestürzt würde.
— 176 — 29 statt Günrde leset Gründe
— 179 — 28 nach Looszeichen leset mit den

Seite 185 Zeile 11 statt einmal leset niemal
— 213 — 27 statt Standeseſckel leset Standes=
ſeckel
— 209 — 15 und darüber absprechen lasset aus
— 225 — 19 nach Faustrecht leset abgeschaft,
— 234 — 26 statt aufgehoben leset hörte nicht auf
— 238 — 28 statt schienen leset schien
— 241 — 23 statt verhalten leset verhielten
— 245 — 24 statt stellten leset steckten
— 248 — 14 nach Eidsgenossen leset es
— — — 20 überstiegen leset überstieg
— 251 — 6 statt noch dem Feind leset noch von
dem Feind
— 251 — 29 statt des leset der
— 252 — 17 statt zerstreut leset entfernt
— 254 — 21 statt schlossen leset schloß
— 256 — 13 statt aubgeschlagen leset abgeschlagen
— — — 25 statt reißt leset zieht.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Orelli, Johann Heinrich, 1757-1799

Fragmente wichtiger Schweizerszenen von dem alten Zürcherkrieg an bis jetzt, in Verbindung mit Moral

Bd.: [1].

Zug (1791)

Helv. 295-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10453434-5
VD18 12728004-001